

1994

Dietrich Behrends

Jagd auf „staatsverneinende“ Elemente/ Oberhausener
Polizeigeschichte II: Geheimes Luftschutz-Kriegstagebuch

24

Sascha Unger

Pappenheimer mit Armbrust verjagt / Schützenverein hat lange Tradition

37

Christian Icking

Mit dem Schweben beginnt der Spaß / Tauchen: Die unerträgliche Leichtigkeit
des Seins

41

Thomas Machoczek

Erfahrungen eines fernen Partners / Mit drei Motorrädern auf dem Weg
nach Saporoshje

45

Michael Petrykowski

Warten auf Impuls / Käte Lehmann – mit 89 eine junge Künstlerin

49

Michael Schmitz

Das Ziel der Kultur ist die Persönlichkeit / Hilmar Hoffmann – Präsident der
Goethe-Institute

52

Klaus Müller

„Hier ist Radio schräges O.“ / Hauseigener Rundfunk erfreut Senioren in der
Elly-Heuß—Knapp-Stiftung

60

Dietrich Behrends

Zwei Schwestern waren die Chefinnen / Die neue Ludwigshütte zählt zu den
ältesten Unternehmen in unserer Stadt

65

Astrid Knümann

Auch Robbendame Paola ging der Polizei ins Netz / Von der Wache am Oberhausener
Kreuz

70

Cornelia Schaffeld

„Rechts ist Stau, links zischt du vorbei“ / „Schmachtendorfer Fossil“ auf den Spuren des
Ironman

73

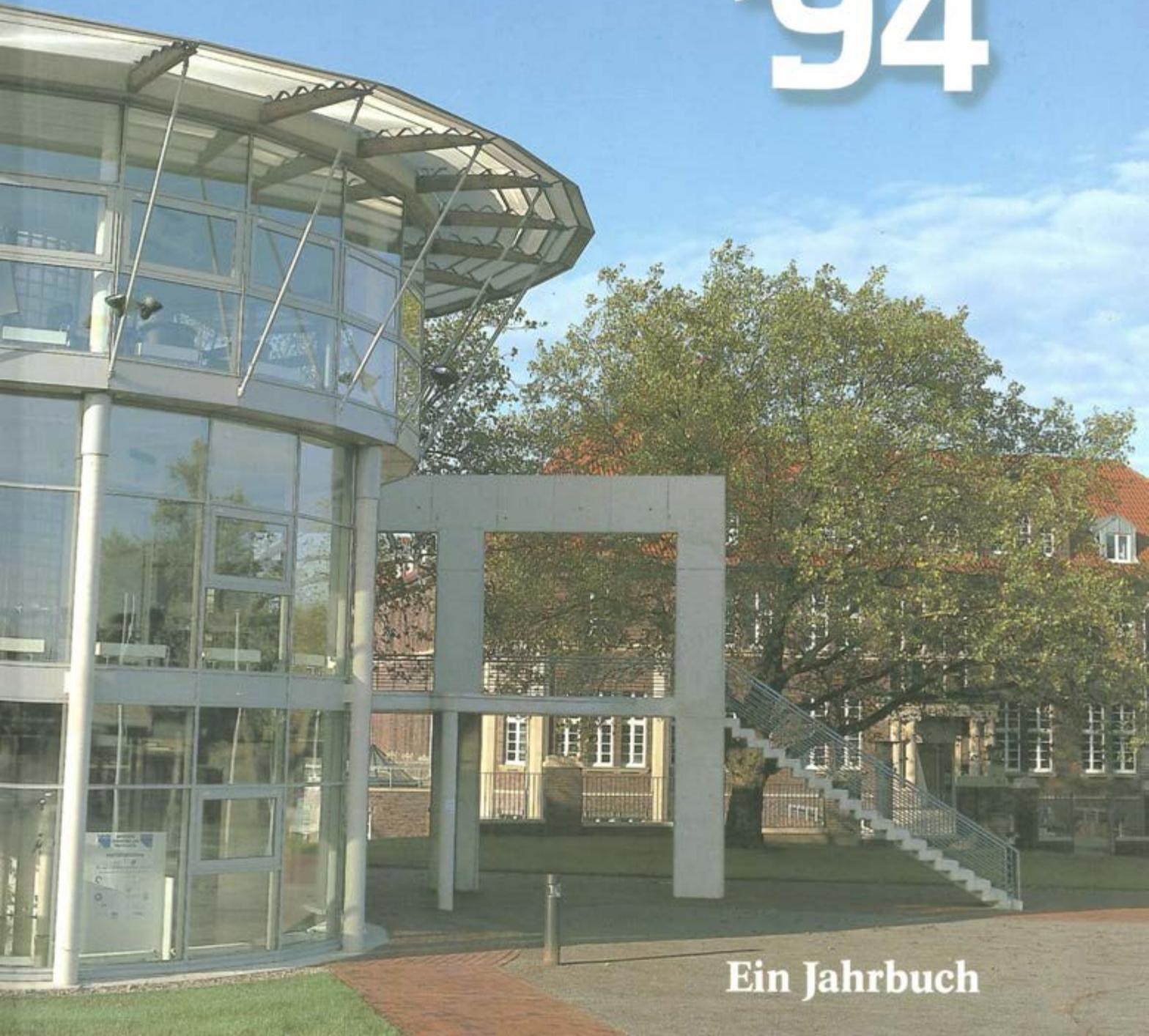
Georg Howahl

Im Beton blüht's / Hinter dicken Bunkermauern pulsieren Kultur und Sport

77

Peter Hoffmann Immer ein Ort der Kommunikation / Vom Altmarkt und der Stöckmann-Sippe	81
Thomas Finkemeier Die Aydogans / Vom Alltag einer türkischen Familie	85
Dietrich Behrends Jüdin kam aus London zum Klassentreffen / Hundert Jahre höhere Mädchenschule in Sterkrade	88
Klaus Müller Traum von sieben fetten Jahren / Initiativkreis Altenberg startet wieder durch	93
Rainer Suhr Ein Stück Vergangenheit und ein Stück Zukunft / Aus dem Werksgasthaus wurde das Technologiezentrum Umweltschutz	97
Helmut Kawohl Von Aufwind zu Aufwind / Segelfliegen oder der Kampf ums Obenbleiben	101
Klaus Müller Patron ein hochverehrter Heiliger / Propstei St. Pankratius blickt auf 1000-jährige Geschichte zurück	105
Hans-Walter Scheffler Die kluge Stadt baut vor / Die Neue Mitte: Viele Fortschritte und einige Fragezeichen	111
Helmut Stoltenberg Vom Dunkel ins Licht / „Concordia“ baut Wolkenkratzer, „Osterfeld“ das Fernsehen der Zukunft	115
Hans-Walter Scheffler Wer einmal auf dem Blechtopf stand / Die unendliche Geschichte des Gasometers	120
Jörg Schultz Szene Kultur / Good old Oberhausen - tagtäglich, Nacht für Nacht	125
Helmut Kawohl Blick zurück auf 1993 / Oberhausener Schlagzeilen	128
S-Akzente in unserem Lebensraum	132

OBERHAUSEN '94



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*Das Technologiezentrum Umeltschutz an der Essener Straße.
Im Hintergrund das umgebaute Werksgasthaus, vorne
die Rotunde des Neubaus.*

HERAUSGEBER:

*Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Archiv Dietrich Behrends · Archiv Klaus van Dellen
Concordia Bau und Boden AG · M. Ebrich
Ruth Gläser · Gido Grümmner · Peter Hadasch · Rudolf Holtappel
Werner Jopek · Hannes Kirchner · Privatarchive
Harald Reusmann · Heinz-Werner Rieck · Doris Riedelsheimer
Stadtarchiv Oberhausen · Thomas Thöne · WAZ-Archiv
Klaus Werner*

„Horizonte“ Andreas Gurski

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

November 1993



DRUCK- UND VERLAG
OBERHAUSEN

HORIZO.NTE

Eine Stadt mit unverwechselbarem Charakter,
eine Region mit unverwechselbarem Charakter.
Und dennoch sind die Motive austauschbar, die
Schrebergarten-Kolonien, die Arbeitersiedlungen,
die Blicke auf Ruhr- oder Emscherschnellweg,
auf vermooste Industriebrachen oder Flußarme,
die sich durch beinahe unberührte Natur winden.
Der 1955 in Leipzig geborene Fotograf Andreas
Gurski, der nach dem Studium an der Folkwang-
Hochschule in Essen und der Düsseldorfer Kunst-
akademie zu einem international gefragten Künstler
mit Einzelausstellungen selbst in der Metropole
New York avancierte, legt um das Ruhrgebiet
einen Bilderbogen mit ganz atypisch typischen,
unverwechselbar auswechselbaren Horizonten.







Die grüne Halde öffnet ihren floristischen Mantel für einen Blick über die Skyline des schrägen O. . .





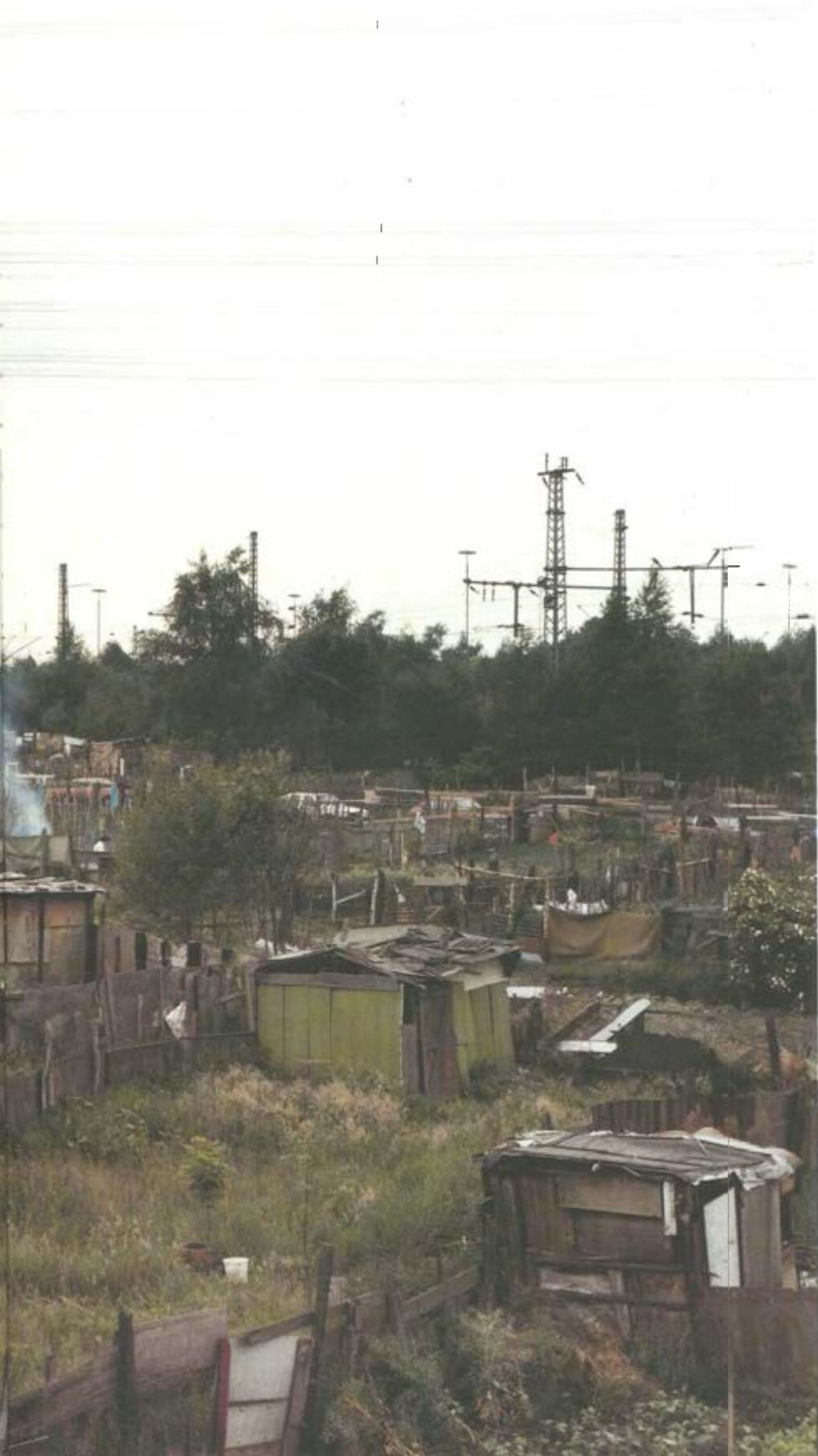
. . . während dichtbelaubte
Größen Spalier stehen für
den Weg des Ruhrkanals
durch eine schier unberührte
Natur. . .





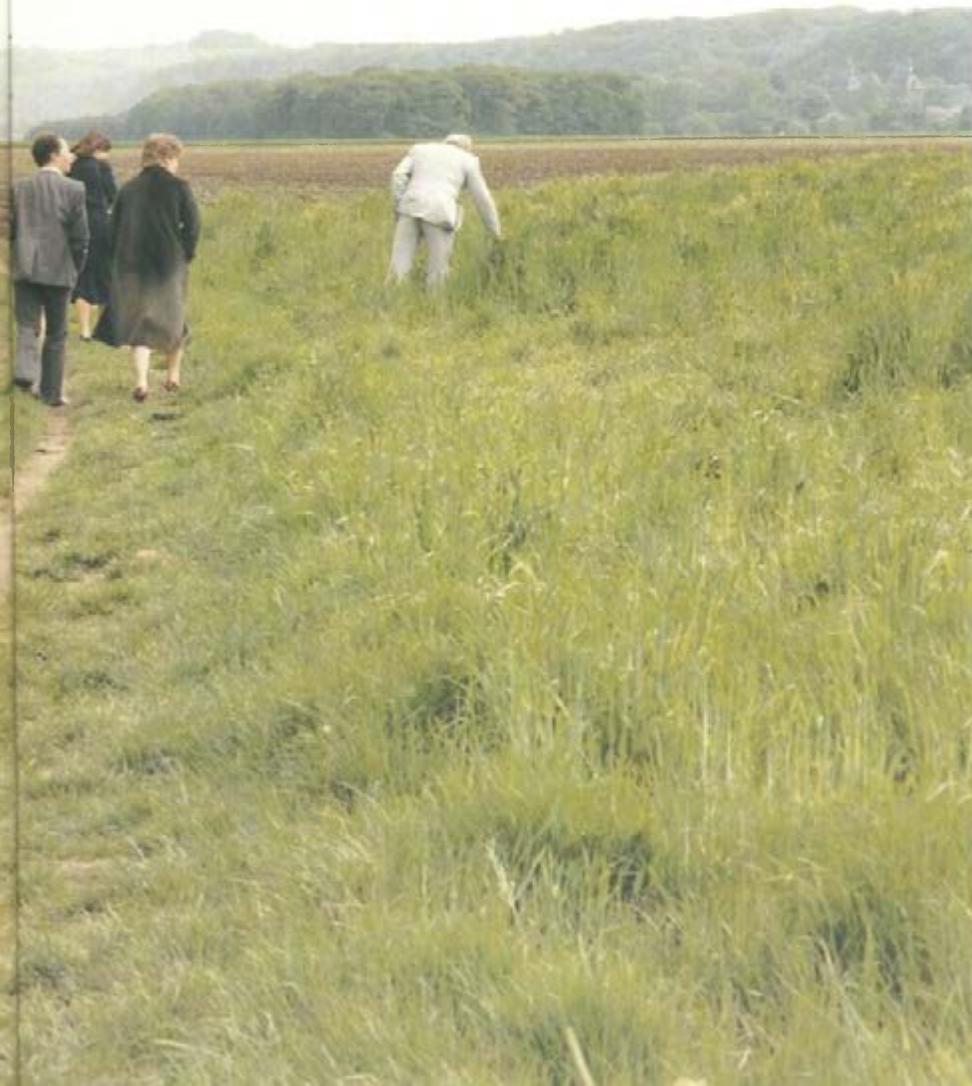
. . . die auch asphaltiert ihre einsamen, so klassisch revier-typischen Reize in die schweigsame Region transportiert. . .





. . . deren unnachahmlichen,
multikulturellen Reize auch
von den „chaotischen“
Türkengärten geprägt
werden. . .





. . . die unmittelbar neben
den ruhigen und doch so
ausladend einladenden
Wegen entlang sanft
fließenden Wassers stehen. . .





. . . die Blicke freigeben auf
blecherne Einzelkämpfer der
Industriegeschichte, denen
neues Leben eingehaucht
wird. . .





. . . um wieder zurückzu-
kehren an den geschwät-
zigen Lauf einer vor
Hundertern von Jahren
unberührt gewachsenen
Landschaft. . .





. . . die neue Pfade gepflastert hat, um das Verlassen und das Einkehren möglich zu machen von und zu den Horizonten der (Un)-Verwechselbarkeit.

JAGD AUF „STAATS- VERNEINENDE“ ELEMENTE

Oberhausener Polizeigeschichte II Geheimes Luftschutz-Kriegstagebuch

DIETRICH BEHRENDS

Ein Major a. D. und Stahlhelmführer löste einen Demokraten, in der Zentrumsparlei politisch aktiven Katholiken ab. Dieser Februar/März 1933 vollzogene Wechsel an der Spitze des Ende 1922 gebildeten Polizeipräsidiums Oberhausen/Mülheim (siehe Oberhausener Polizeigeschichte I im 1993er Jahrbuch) spiegelt die verhängnisvolle politische Wende wider, mit der am 30. Januar 1933 das dunkelste Kapitel der jüngeren deutschen Geschichte eingeleitet wurde. Die späteren Oberhausener Polizeipräsidenten im Dritten Reich waren SA- und SS-Führer. Als der Demokrat Wilhelm Weyer Dezember 1932 auf eine zehnjährige Amtszeit als Polizeipräsident zurückblicken konnte, schrieb der parteipolitisch nicht gebundene Oberhausener General Anzeiger, Weyer genieße in weiten Teilen der Bevölkerung hohes Ansehen, das Präsidium werde von ihm umsichtig und liberal geführt. Der Zentrumspolitiker Weyer

warnte in Wahlreden vor Hitler, weshalb er auf die Nazis wie ein rotes Tuch wirkte. Gleich nach der Machtübernahme rüsteten sie zum Sturm auf das Präsidium. Weyer war nach einer schweren Grippe körperlich geschwächt und litt unter Schlaflosigkeit, als er sich in den dramatischen Februartagen 1933 der Angriffe der Nazis erwehren mußte.

Unter der Schlagzeile „NSDAP setzt Oberhausener Polizeipräsidenten unter Druck“ brachte ein Redakteur der zu diesem Zeitpunkt noch nicht gleichgeschalteten Zentrumszeitung Ruhrwacht zu Papier, was er am Morgen des 8. Februar 1933 vor dem Polizeipräsidium am heutigen Friedensplatz – im Dritten Reich Adolf-Hitler-Platz – erlebte. Vor dem Gebäude war ein SA-Trupp aufmarschiert, der Truppführer tat geheimnisvoll, ein Gerücht jagte das andere. Ein Auto fuhr vor, ihm entstiegen der NSDAP-Reichstagsabgeordnete Terboven und der

braune Landtagsabgeordnete Zech aus Essen. Terboven trat vor die strammstehenden Braunhemden und rief „Moin Leute!“, worauf ihm ein lautstarkes „Heil Hitler!“ entgegenlief. Mit vier ausgesuchten SA-Männern betraten Terboven und Zech das Präsidium. Die ungebetenen Besucher begaben sich sogleich in das Dienstzimmer des Polizeipräsidenten. Auf dessen Frage, in welchem Auftrag sie kämen, erwiderte Terboven, er komme zunächst einmal als Gauleiter der NSDAP, aber auch, um dem preußischen Innenminister Göring Bericht zu erstatten. Weyer lehnte jede weitere Verhandlung mit den Parteimännern der NSDAP ab und erklärte, daß er jederzeit bereit sei, dem zuständigen Minister über seine Amtsführung Rechenschaft zu geben. Die Nazis reagierten mit der Ankündigung, man werde eine Hundertschaft auswärtiger SA-Leute nach Oberhausen verlegen, um die Ordnung auf der Markt- und Friedrich-Karl-Straße wiederherzustellen. Dabei galt Oberhausen nicht zuletzt durch die besonnene Haltung der Polizeiführung als eine der wenigen vom politischen Terror verschont gebliebenen Großstädte.

Für den nun anbrechenden braunen Terror mußte die Polizei „auf Vordermann“ gebracht werden. Wenige Tage nach dem Terboven-Auftritt im Präsidium wurde Polizei-Oberstleutnant Quast, als Kommandeur der Schutzpolizei enger Mitarbeiter des Polizeipräsidenten, vom Dienst suspendiert. Die neuen Machthaber warfen Quast vor, einem Kollegen gegenüber geäußert zu haben, die neue Regierung werde nicht von langer Dauer sein, ein allzu scharfes Vorgehen gegen links sei nicht angebracht. Die Ruhrwacht schrieb: „Quast war als Leiter



der Schutzpolizei allgemein geachtet und in der Bevölkerung beliebt.“

Sturm der Entrüstung

Jetzt war auch Weyers Schicksal als Polizeichef besiegelt. Ruhrwacht-Schlagzeile vom 13. Februar: „Polizeipräsident Weyer zwangspensioniert.“ Auf einer von Weyer in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Katholikenausschusses Oberhausen eröffneten „Treuekundgebung der Groß-Oberhausener Katholiken für Papst, Bischöfe und Priester“ brach laut Ruhrwacht „ein einziger Sturm der Entrüstung im großen Union-Saal aus, als bekannt wurde, daß Weyer inzwischen vom Dienst suspendiert worden sei.“ Der Protest blieb wirkungslos. Das Naziorgan National-Zeitung schrieb: „Der preußische Innenminister hat sich veranlaßt gesehen, eine Reihe seiner Mitarbeiter in den Regierungs- und Polizeipräsidiën mangels unbedingt notwendiger Eignung zur Mithilfe am national-

Adolf-Hitler-Platz hieß im Dritten Reich der Friedensplatz, Sitz des Polizeipräsidiüms. Der 1928 erstellte südliche Trakt des langgestreckten Behördenbaus auf der Ostseite des Platzes beherbergte damals das Finanzamt. Die unter Raumnot leidende Polizeiverwaltung erwarb im Dritten Reich auch diesen Gebäudeteil, der Krieg verbinderte aber die räumliche Erweiterung. Erst nach dem Krieg wurde das Finanzamtsgebäude an der unteren Schwartzstraße gebaut, die Polizei mußte aber noch mit der Besitznahme des Südflügels warten, in dem zunächst das Ordnungsamt der Stadt untergebracht war. Der Oberhausen und Mülheim umfassende Präsidialbezirk zählte 1935 325.625 Einwohner, der amtliche Titel des Polizeichefs lautete Polizeipräsident in Oberhausen.

sozialistischen Aufbau an die Luft zu setzen.“

Weyer-Nachfolger wurde nach einer kurzen Übergangszeit, in der ein Oberregierungsrat Dr. Spiritus amtierte, der Führer des Mülheimer Stahlhelms, Major a. D. Niederhoff. Der Stahlhelm genannte, 1918 als Wehrorganisation gegründete Bund der Frontsoldaten war in der Weimarer Republik ein Sammelbecken des militanten Nationalismus und leistete Hitler Steigbügelhalterdienste. Nachdem er seine Schuldigkeit getan hatte, wurde der Stahlhelm 1934 größtenteils von der SA übernommen und 1935 ganz aufgelöst. Bei seiner Amtseinführung durch den Regierungspräsidenten schritt Niederhoff die Front der vor dem Präsidium aufmarschierten Stahlhelm-Männer aus Mülheim und Oberhausen ab. Im April ließ er durch die Presse verkünden, daß er der NSDAP beigetreten sei. Bei dieser Gelegenheit verlautbarte er, der Stahlhelm müsse in Adolf Hitler seinen Führer sehen.

Dieser Wachwechsel im Polizeipräsidium machte den Oberhausener Bürgern deutlich, woher der politische Wind wehte. Aber es kam noch schlimmer. Wie der britische Journalist und Historiker Leonard Mosley in seiner Göring Biographie schreibt, unternahm Göring am 22. Februar 1933 einen weiteren Schritt mit dem Ziel, die Polizei, die ihm als preußischer Innenminister unterstand, „zu einem gefügigen Instrument in seiner Hand zu machen“. Er stellte SA- und SS-Männer als Hilfspolizisten mit vollen Machtbefugnissen ein. Die Hilfspolizisten traten in Polizeiuniform mit weißer Armbinde auf. Göring auf einer Kundgebung vor Tausenden von Menschen: „Jede Kugel, die jetzt aus dem Lauf einer Pi-



stole geht, ist meine Kugel, wenn man das Mord nennt, dann habe ich gemordet.“ Der Willkür war damit Tür und Tor geöffnet.

„Besonders erprobte Männer“

In den Oberhausener Straßen tauchten die Hilfspolizisten am letzten Februartag 1933 auf. Einzelheiten zu dieser Polizeiverstärkung teilte die National-Zeitung in ihrer Ausgabe vom 1. März mit: „Es werden einstweilen zwei Züge eingesetzt, die ab sofort den Dienst versehen. Die Hilfspolizisten, die sich zu 80 vH aus SA- und SS-Männern rekrutieren, der Rest ist Stahlhelm, werden im gesamten Außendienst eingesetzt. Es handelt sich um besonders erprobte Männer, die, soweit sie nicht soldatisch vorgebildet sind, eine besondere Ausbildung in den Parteiformationen erfahren haben. Die Mitglieder der Hilfspolizei haben die gleichen Befugnisse wie der ordentlich angestellte Beamte und sind berechtigt, neben dem Gummiknüppel auch eine Schußwaffe zu führen. Sie versehen mit je einem Polizeibeamten

Für ein Gruppenbild hat sich die Mannschaft des 9. Polizeireviers (Osterfeld) vor der Dienststelle an der Bottroper Straße aufgebaut. Der Polizeihund durfte nicht fehlen. Das Foto entstand kurz nach der Machtübernahme durch Hitler 1933. Beim Fackelzug der SA, SS und des Stahlhelms durch Osterfeld aus Anlaß der Machtübernahme durfte die Polizei an der Spitze marschieren. In der Revierchronik wird dies als Beweis dafür gewertet, daß „die Beamten des 9. Reviers nach der nationalen Erhebung seitens der Parteistellen restlos als Vertreter der Staatsgewalt auch im neuen Staat anerkannt wurden.“

den Straßendienst“. Aber: „Selbstverständlich ist der Hilfspolizist berechtigt, auch allein Amtshandlungen vorzunehmen.“ Als Quartier diente der Hilfspolizei das Berufsschulgebäude. Die NZ vom 2. März: „Der Berufsschulunterricht fällt bis auf weiteres aus.“

„Auf der Flucht erschossen“

Görings Hilfspolizei machte Jagd auf politische Gegner. Am 4. März meldete die Oberhausener Presse die Verhaftung von 128 Kommunisten im Präsidialbezirk. Weil die Gefängnisse nicht ausreichten, wurde die Turnhalle des damaligen Realgymnasiums (heute Elsa-Brändström-Gymnasium) zu einem Sammelager für festgenommene, von Hilfspolizisten in SA- oder SS-Uniform bewachte „staatsverneinende Elemente“. Auf dem Schulhof fielen eines Morgens Todesschüsse. Die von der hiesigen Presse am 7. März veröffentlichte offizielle Mitteilung des Polizeipräsidiums: „Am Montag um 6 Uhr wurden die seit einigen Tagen in Polizeihaft befindlichen Kommunisten L. und K. bei einem Fluchtversuch auf dem Hof des Realgymnasiums in Oberhausen erschossen.“ Bei den Erschossenen handelte es sich um Leo de Longueville, der beim Spartakistenaufstand März 1920 als roter „Stadtkommandant“ auf einem Schimmel durch Oberhausen geritten war, und um den „wegen Verletzung von Polizeibeamten“ (so ein Zeitungsbericht) vorbestraften Bergmann Konrad Klaes. Der Todesschütze war ein Hilfspolizist.

„Neue Massenverhaftungen“ meldete die Ruhrwacht am 7. März. Nach dem Zeitungsbericht wurden rund 200 verhaftete Kommunisten zur Mülheimer Schupokaserne gebracht, „wo bessere Unterkunstmöglichkeiten vorhanden sind.“ Bald wurden auch Sozialdemokraten und andere aufrechte Demokraten von der Verhaftungswelle erfaßt, in „Schutzhaft“ genommen. Als die Nazis ihre Gegner ausgeschaltet, ihre Macht gefestigt hatten, wurden die Hilfspolizisten wieder nach Hause geschickt. Jetzt sahen sich die regulären Polizei-



„Dem Bösen Trutz“: Zum „Tag der deutschen Polizei“ 1937 ist das 9. Polizeirevier Osterfeld an der Boltroper Straße mit Hakenkreuzfahnen, Tannengirlande und Transparent dekoriert. An der Normaluhr die berühmte Persil-Reklame der 20er und 30er Jahre.



Die Polizei im Dritten Reich: Zum „Tag der Deutschen Polizei“ 1937 vor dem Hauptbahnhof aufgebauete „Ehrenpforte“, an der vier Polizisten Wache schieben. Auf dem Spenden-„Altar“ in der Pforte Sammelbüchsen für das Winterhilfswerk.

beamten einem verstärkten Druck ausgesetzt, sich durch Eintritt in die Partei bzw. einer ihrer angeschlossenen Organisationen offen zu den neuen Machthabern zu bekennen. In seinem Entnazifizierungsverfahren 1948 machte Polizeikommissar B., der die Machtübernahme durch die Nazis als Polizeiinspektor erlebte, folgende Ausführungen: „Mein Eintritt in die NSDAP am 1. Mai 1933 erfolgte auf Druck meiner damaligen Dienstvorgesetzten Polizeipräsident Niederhoff und Polizeihauptmann Hepperle. Die gesamte Belegschaft des Polizeipräsi-

diums Oberhausen/Mülheim wurde kurzfristig vor die Alternative gestellt, entweder Parteimitglied zu werden oder den Dienst zu quittieren. Terminmäßig mußte allmonatlich gemeldet werden, wer von den Beamten nicht Mitglied bestimmter Parteiorganisationen war und die National-Zeitung nicht bezog.“

Auf dem Nürnberger Parteitag 1937 konnte oberster Polizeichef Himmler seinem Führer melden: „Die Jahre 1933 bis 1935 haben einen sehr hart geführten Reinigungsprozeß in der Polizei mit sich gebracht.“

Volksfeste für Winterhilfswerk

Zu den wenigen noch vorhandenen Dokumenten über die Oberhausener Polizei im Dritten Reich gehören die Chroniken der Polizeireviere Oberhausen II und Osterfeld (2. und 9. Revier). Wie schon in der vorigen Jahrbuch Ausgabe berichtet, mußte im Rahmen der von der Polizei auf Anordnung aus Berlin zu betreibenden Traditionspflege „nach Art der Kriegstagebücher“ die Geschichte der einzelnen Reviere aufgeschrieben werden. Diese Dokumentationen machen deutlich, daß die braunen Machthaber sich auch der Polizei als Propagandainstrument zu bedienen wußten. Vor allem, als es darum ging, der Bevölkerung den Luftschutz schmackhaft zu machen. Auch mußte die Polizei kräftig dabei helfen, bei den Winterhilfswerk-Sammelaktionen zur Rüstungsfinanzierung den Bürgern das Geld aus den Taschen zu locken. Auf Befehl Himmlers hatte sich die Polizei „in den Dienst des Winterhilfswerks zu stellen.“ Für das Winterhilfswerk 1935/36 beispielsweise kam von Gauleiter Terboven die Anweisung, bei allen Polizeiverwaltungen besondere Veranstaltungen „als wahre Volksfeste nach einheitlichem Plan“ durchzuführen. So wurde die Osterfelder Bevölkerung Januar 1936 zu einem Bunten Abend der Polizei im Rahmen des Winterhilfswerks in den Waldhof eingeladen. Nach „einheitlichem Plan“ gab es unterhaltsame Veranstaltungen auch in Sterkrade, Alt-Oberhausen und Mülheim. Für Stimmung sorgten das Musikkorps der Schutzpolizei Oberhausen/Mülheim, der Polizeigesangverein, Kräfte des Stadttheaters und Unterhaltungskünstler.

Im folgenden Jahr stand für das



WHW-Winterfest in Osterfeld der Waldhof nicht zur Verfügung, man mußte sich mit dem Saal von Rinnsland am Markt begnügen. Aus dem Bericht des Reviervorstehers des 9. Reviers an seinen Vorgesetzten: „Wenn auch, durch die örtlichen Verhältnisse gezwungen, das Fest in einem Saal stattfinden mußte, der nicht als der schönste und größte in Osterfeld gilt, so wurden die vorhandenen Räumlichkeiten durch den Einsatz der gesamten Beamtenschaft des Reviers warm und gemütlich ausgestattet, was auf die Besucher den gewünschten guten Eindruck machte. . . Die Besucherzahl ist mit 750 nicht zu gering geschätzt.“ Als Ehrengäste werden in dem Bericht genannt: Kommandeur der Schutzpolizei Oberhausen/Mülheim, Oberstleutnant Scheer, Abschnittskommandeur Nord, Hauptmann Beier, die Ortsgruppenleiter Osterfeld West und Ost mit ihren Propagandawarten und der Standortälteste der SA, Obersturmbannführer Litzau.

Tag der deutschen Polizei

Der „Tag der deutschen Polizei“

1937, der an zwei Tagen im Januar mit erheblichem Propagandaaufwand zu dem Zweck organisiert wurde, „an die enge Verbundenheit zwischen Polizei und Volk zu erinnern und die Notwendigkeit des polizeilichen Wirkens im Interesse des Volksganzen nahezubringen“, gab Gelegenheit, auf den Straßen unserer Stadt die Sammelbüchsen kräftig rasseln zu lassen. Vor dem Oberhausener Hauptbahnhof und in der Mülheimer Innenstadt wurden je eine mit Hakenkreuzfahnen drapierte „Ehrenpforte“ aufgebaut, an denen vier Polizisten – militärisch stramm mit Stahlhelm auf dem Kopf – Wache schoben. Sie bewachten die Sammelbüchsen auf dem Spenden-„Altar“ in der Pforte. Die Dienstgebäude der Polizei waren mit Tannengrün, Spruchbändern („Dem Guten Schutz – dem Bösen Trutz“) und Hakenkreuzfahnen dekoriert, die Geschäftsleute wurden angehalten, ihre Schaufenster mit Polizeimotiven zu gestalten. Für Propagandafahrten durch die Oberhausener Stadtteile und durch Mülheim wurden außer der

Vor dem Polizeipräsidium am damaligen Adolf-Hitler-Platz wurde im Dritten Reich häufig paradiert, hier am Hitler-Geburtstag 1935. Abgenommen wird die Parade vom Kommandeur der Schutzpolizei im Präsidium Oberhausen/Mülheim. Die Polizisten tragen noch die Uniform aus der Zeit der Weimarer Republik.

Schutzpolizei die Feuerwehr, das NSKK (Krafftfahrkorps der NSDAP), die Technische Nothilfe – Transparent am Fahrzeug: „Wenn's von Bomben dröhnt und kracht, hilft die TU mit aller Macht“ –, der Reichsluftschutzbund (RLS) und Fanfarenzüge der Hitlerjugend aufgeboden. Auf dem Altmarkt und dem Mülheimer Marktplatz gab es polizeiliche Vorführungen, verbunden mit Verkehrsunterweisung, in den einzelnen Revieren besondere Veranstaltungen für Schüler.

Weil Hitlers Politik darauf angelegt war, daß es eines Tages „von Bomben dröhnen und krachen“ würde, wuchs der Polizei mit dem Luftschutz, für den sie verantwortlich war, eine neue Aufgabe zu.



Vereidigung von Polizisten im Mai 1937 durch den Kommandeur der Schutzpolizei Oberhausen/Mülheim, Pol.-Oberstleutnant Scheer (am Rednerpult). Hinter ihm steht breitbeinig SA-Brigadeführer Wysocki, von 1937 bis 1939 Polizeipräsident in Oberhausen. Rechts ein Pol.-Hauptmann als Adjutant.

Schon Sommer 1934 wurde das Osterfelder Polizeigefängnis nach einem vom Bauamt der Stadt erstellten Plan zu einem Luftschuttkeller um- und ausgebaut und im September zur Besichtigung durch die Bevölkerung freigegeben. Auch Schulklassen wurden in den ersten Osterfelder Luftschutzraum geführt. Oktober 1935 fand im ganzen Industriegebiet die erste große Verdunkelungsübung statt. Aus der Chronik des 2. Reviers: „Schon seit 1936 ist auf dem Gebiet des Luft-



So sah in den 30er Jahren ein Einsatzfahrzeug des Verkehrs-Unfall-Kommandos des Polizeipräsidentiums Oberhausen/Mülheim aus. Diese Aufnahme stammt aus dem Jahr 1936.

schutzes bei der Schutzpolizei umfangreiche Aufbauarbeit geleistet worden. Dazu gehörte die Erfassung und Heranziehung der zum SHD (Sicherheits- und Hilfsdienst, Anm. des Verf.) und zur Polizeireserve geeigneten Personen. Eine schwierige Aufgabe, denn Belange der Wehr- und Polizeierfassungen überschneiden sich mit denen der Arbeitsämter. Daher ist es um so erstaunlicher, daß bei Kriegsbeginn der SHD und die Polizeireserve in vorgeschriebener Stärke einsatzbereit waren.“

Verdunkelungssünder

Bei Kriegsbeginn kam als weitere Aufgabe die Überwachung der Verdunkelung hinzu. Allein im 2. Revier waren täglich nach Einbruch der Dunkelheit mehrere Streifen zu Fuß, zu Rad oder motorisiert unterwegs; Verdunkelungssünder mußten angezeigt werden. Aus einem Bericht des Revierführers vom 16. Juni 1941: „Die aktive Schutzpolizei hätte die Aufgaben, die ihr im Krieg

erwachsen sind, ohne die Polizeireserve nicht erfüllen können.“ Nach diesem Bericht waren die meisten Wachtmeister der Reserve Geschäftsleute, „die sich rasch in den Polizeidienst hereingefunden haben.“

Das Polizeipräsidium Oberhausen/Mülheim war ein umfangreicher Apparat mit 900 Beamten, im Adreßbuch von 1938 sind unter „Staatliche Polizeiverwaltung“ alle Dienststellen aufgeführt. Als Behördenleiter amtierte seit 1937 mit SA-Brigadeführer Lucian Wysocki „ein bewährter Mitstreiter des Führers in der Kampfzeit“ (National-Zeitung), Mitglied des Reichstags. Sein ständiger Vertreter war ein Oberregierungsrat, ein Polizeihauptmann lei-

tete die Präsidialgeschäftsstelle, Polizeirat Büchler die für Besoldung, Beschaffung, Bekleidung und Unterbringung zuständige Wirtschaftsabteilung. Vier weitere Abteilungen der Verwaltungspolizei bearbeiteten Angelegenheiten, für die heute zum großen Teil das Ordnungsamt der Stadt zuständig ist. Der Kommandeur der Schutzpolizei bekleidete den Rang eines Oberstleutnants, er hatte einen Major als Vertreter und einen Hauptmann als Adjutanten. Das Präsidialgebiet war unterteilt in die Abschnittskommandos Nord (Sterkrade/Osterfeld), Mitte (Alt-Oberhausen) und Süd (Mülheim) mit jeweils einem Major der Schutzpolizei an der Spitze und in insgesamt 14 Polizeireviere, die in der Regel von einem Polizeihauptmann geführt wurden.

Zum Polizeiapparat für Oberhausen und Mülheim gehörten ferner eine Nachrichten- und eine Kraftfahrstaffel sowie die in der Rolandkaserne in Dümpten untergebrachte Ausbildungshundertschaft (kasernierte Polizei). Die Kripo war in der Kriminaldirektion zusammengefaßt, der Leiter nannte sich Kriminaldirektor, ein Kriminalrat fungierte als Vertreter. Gegliedert war die Direktion in vier jeweils für bestimmte Delikte zuständige Kripo-Kommissariate und in je ein Kommissariat in Sterkrade und Osterfeld.

Schwarze Reichswehr

Die Rolandkaserne ist ein Kapitel für sich in der Oberhausener Polizeigeschichte. Aus Anlaß eines Treffens ehemaliger Polizeischüler im Sauerländer Hof 1987 brachte die Schrift „Styrum intern“ Erinnerungen des einstigen Polizeischülers und späteren Revierführers 4 (Styrum) Walter Schäfer. Nach diesem Bericht war in der Mülheimer Ka-



Bei Kundgebungen und Aufmärschen im Dritten Reich mußte die Polizei immer mit dabeisein. Hier junge Polizeioffiziere mit dem „Jungvölk“-Fanfarenzug auf der 1. Mai-Feier im Sterkrade Volksparkstadion 1938.

serne an der Kaiserstraße kasernierte Landespolizei stationiert, eine Art schwarze Reichswehr. Als im März 1936 Hitler die Reichswehr ins Rheinland einmarschieren ließ und damit die von den Siegermächten nach dem Ersten Weltkrieg eingerichtete entmilitarisierte Zone aufgehoben wurde, ging die Landespolizei in die Wehrmacht über. Viele der ehemaligen Landespolizisten fanden sich nach Ableistung ihrer anderthalbjährigen Dienstverpflichtung in der Rolandkaserne als Polizeischüler wieder. Das Polizeipräsidium hatte das Verwaltungsgebäude der 1928 stillgelegten Zeche Roland von der Harpener Bergbau übernommen und zu einer Polizeiunterkunft umbauen lassen. Wie Schäfer sich weiter erinnerte, mußten sich im Zweiten Weltkrieg die UK-Gestellten sonntags morgens in der Kaserne melden, um zu Polizeiwachtmeistern der Reserve ausgebildet zu werden.

Anfang des Krieges trugen die

Polizisten des in der Rolandkaserne untergebrachten Polizei-Ausbildungsbataillons Oberhausen (A-Bataillon) flache tschechische Stahlhelme. Zur Bewaffnung gehörten Maschinengewehre aus Beständen der tschechoslowakischen Armee. Die Männer wurden militärisch ausgebildet, so auf dem Truppenübungsplatz Bergen. Am 1. Januar 1941 wurde aus dem A-Bataillon Oberhausen und einem A-Bataillon in Remscheid das Polizei-Bataillon 317 gebildet, dessen 1. Kompanie ihren Standort in Oberhausen hatte. Das Bataillon sei für den Einsatz im Protektorat Böhmen und Mähren vorgesehen, so hieß es, und dorthin rückte die pa-



Im Trauerzug für die acht Opfer eines schweren Grubenunglücks auf Concordia II/III – hier auf der Rosenstraße in Lirich – im April 1938 marschiert auch eine Ehrenhunderttschaft der Polizei aus der Rolandkaserne mit. Dieses heimatgeschichtliche Dokument wie auch andere historische Fotos in dem Bericht stammen aus dem Archiv von Polizei-Hauptmeister Klaus van Dellen, der die Aufarbeitung der Oberhausener Polizeigeschichte als Hobby betreibt.

ramilitärische Polizeieinheit Anfang Februar 1941 auch aus. Was die Polizisten nicht ahnten: Die Aufstellung des Polizei-Bataillons gehörte zu den Vorbereitungen für die Aktion „Barbarossa“, den Angriff auf die Sowjetunion. Den Beginn der wahnwitzigen und deshalb folgenschweren Aktion erlebten die Polizisten am 22. Juni 1941 bei Brest. Ihr Auftrag während ihres bis 1. Juni 1942 dauernden Einsatzes in Rußland: Rollbahnsicherung und Partisanenbekämpfung. 13 Ba-

taillonsangehörige fielen bei Kämpfen bzw. Überfällen von Partisanen, fünf starben durch Unfälle oder Krankheiten.

Finanzamtsflügel gekauft

An der Spitze des Polizeipräsidiums gab es während des Krieges mehrere Wechsel. Am 25. November 1939 lasen die Oberhausener in der Zeitung „SA-Brigadeführer Veller, einer der ältesten und verdienstvollsten Marschierer der Bewegung, hat für den mit der Leitung des Polizeipräsidiums Duisburg beauftragten SA-Brigadeführer Wysocki das Amt des Präsidenten des Präsidialbezirks Oberhausen-Mülheim übernommen. In der Form eines erweiterten Gefolgschaftsappells in der großen Halle der Polizeiunterkunft Roland wurde dem scheidenden Präsidenten eine Abschiedsstunde bereitet und gleichzeitig der neue Präsident in sein Amt eingeführt.“

In seinem Rückblick auf seine Amtszeit nannte Wysocki folgende Ereignisse bzw. Maßnahmen: Ein-

satz Oberhausener Beamten in der Ostmark (Österreich), im Sudetenland und im Protektorat Böhmen und Mähren, weiterer Ausbau der Rolandkaserne, Ankauf des Südflügels des Dienstgebäudes am heutigen Friedensplatz, in dem damals noch das Finanzamt untergebracht war – die Polizei brauchte Platz –, Einrichtung der örtlichen Luftschutzbefehlsstelle und Geländeerwerb für einen Kasernenneubau, ein Projekt, das nicht mehr zur Ausführung gekommen ist. Veller, seit 1928 Parteimitglied, verlangte in seiner Antrittsrede von seinen Beamten „unbedingte nationalsozialistische Anschauung und Haltung in allen Dienstobliegenheiten.“

Juni 1940 hielt Veller in einer Trauerfeier im Stadttheater für den im Westfeldzug als Hauptmann und Kompanieführer gefallenen Oberbürgermeister Gelberg die Gedenkrede. Ein Jahr später schlug Veller die letzte Stunde. Am zweiten Tag des Rußlandfeldzuges fiel der Polizeipräsident als Feldweibel in einem Infanterieregiment bei der Erstürmung eines russischen Vorpostens in Litauen „im deutschen Freiheitskampf für Führer und Vaterland“, wie es in der Gefallenenanzeige des Regierungspräsidenten heißt. Dem „alten Kämpfer“ Wysocki ist es besser ergangen. Er wurde 1941 im Osteinsatz Generalmajor der Polizei und meisterte elegant die Wende von 1945: Als erfolgreicher Kaufmann in Duisburg brachte er es nach dem Krieg zu Wohlstand.

Wieder ein strammer Nazi

Als Veller September 1940 zur Wehrmacht einberufen wurde, beauftragte der Regierungspräsident den ständigen Vertreter des Polizeipräsidenten, Regierungsrat Schmid-Carlshausen, „mit der Leitung der Dienstgeschäfte der staatli-



chen Polizeiverwaltung Oberhausen.“ Erst Januar 1942 erhielt der Präsidiatbezirk Oberhausen-Mülheim mit dem SS-Führer Dr. Deutschbein einen neuen, wenn auch nur kommissarischen Präsidenten. Die endgültige Ernennung durch Führererlaß erfolgte im September. Der Jurist Deutschbein war seit April 1939 beim Oberpräsidenten in Königsberg tätig gewesen und hatte sich seit September 1941 als Referent des Chefs der Zivilverwaltung für den ehemals polnischen und dann sowjetischen Bezirk Bialystok mit Eindeutschungsmaßnahmen befaßt. Der SS-Jurist blieb nur 14 Monate in Oberhausen, dann wurde er zum Polizeipräsidenten von Hannover befördert. April 1943 übergab er die Amtsgeschäfte dem von der Polizeiverwaltung Wuppertal nach Oberhausen versetzten Regierungsdirektor Dr. Wagner, der kurz nach seinem Dienstantritt als örtlicher Luftschutzleiter die Hilfs- und Rettungsmaßnahmen bei den schwersten Luftangriffen auf unsere Stadt ver-

Leichen unter falschem Namen eingesargt?: Von der Partei organisierte Trauerfeier auf dem Westfriedhof für Opfer des Bombenangriffs vom 27. April 1943. Wie in der geheimen Luftkriegs-Chronik der Polizei nachzulesen ist, hat es bei der Identifizierung der Leichen – der Angriff forderte insgesamt 244 Tote – Pannen gegeben. In der Polizeichronik wird gefordert, die Beseitigung der aufgetretenen Mängel „mit allen Mitteln“ anzustreben. Leichenhallenwärter und Krankenhäuser sollen über alle eingelieferten oder abgeholt Leichen genau Buch führen.

antwortlich dirigieren mußte. Der Polizeiverwaltungsexperte Wagner war nur eine Übergangslösung. Die Stadt blutete bereits aus Hunderten von Spreng- und Brandbombengeschlagenen Wunden, als Anfang August 1943 mit SA-Standartenführer Vetter wieder ein strammer Nazi Polizeipräsident wurde. In dieser Eigenschaft erlebte Vetter das Ende des Dritten Reiches.



Auch die Fahrzeuge der Feuerwehr – sie nannte sich Feuerlöschpolizei – hatten im Krieg Polizei-Kennzeichen. Im Bombenkrieg war der Polizeipräsident als örtlicher Luftschutzleiter für alle bei einem Angriff zu treffenden Maßnahmen zuständig. Das Foto entstand auf der Marktstraße nach einem Luftangriff.



Ein Polizeioffizier und drei Zivilisten sind auf diesem Foto von der Marktstraße nach einem schweren Luftangriff zu erkennen. Dem Luftschutz-Kriegstagebuch der Polizei ist zu entnehmen, daß es bei den ersten schweren Angriffen mit Brandbomben Probleme beim Einsatz der Feuerwehr gegeben hat. Die Löschfahrzeuge waren nicht immer dort zur Stelle, wo sie am dringendsten gebraucht wurden.



BDM-Mädchen trugen beim Feldküchenessen Erbsensuppe mit Speck auf, als die Oberhausener Polizei im Februar 1942 wieder den „Tag der Polizei“ beging. In die Kamera lächeln der damalige Polizeipräsident Dr. Deutschbein (in SS-Uniform) und der Kommandeur der Schutzpolizei. „Es konzertierten eine Wehrmachts- und eine Werkskapelle“, heißt es in einem Bericht. Der SS-Jurist Deutschbein wurde April 1943 nach Hannover versetzt.

„Kurze, klare Darstellung“

In einem schlichten Holzschrank im ehemaligen Luftschutzkeller der Polizei am Friedensplatz wird ein Buch aufbewahrt, das handschrieben und mit bürokratischer Akribie ein schlimmes Kapitel der Oberhausener Stadtgeschichte dokumentiert. Der Titel: „Geheimes Luftschutz-Kriegstagebuch L. S. Ort I. Ordnung Oberhausen mit Mülheim-Ruhr.“ Nach der damaligen amtlichen Sprachregelung bildete der Präsidialbezirk einen Luftschutzort I. Ordnung. Die Chronik des Luftkrieges in Oberhausen verdanken wir einer Anordnung der obersten Polizeiführung. In einem Merkblatt heißt es: „Das Luftschutz-Kriegstagebuch ist . . . täglich in kurzer, klarer Darstellung entsprechend seinem Zweck zu füh-

ren.“ Festzuhalten waren Art und Auswirkung eines jeden Luftangriffs, Schadensbekämpfung und dabei gewonnene Erfahrungen, Verhalten der Bevölkerung. Beginn der Eintragungen am 1. September 1939. Tagebuchführer in Oberhausen war ein Polizeileutnant a. D. Glatzel, hauptamtlicher Mitarbeiter im zivilen Luftschutz (der Zusatz „zivil“ im Zusammenhang mit Luftschutz wurde 1942 auf Anordnung von Göring und Himmler gestrichen). Glatzel hat seine Chronistenpflicht bis März 1945 erfüllt.

„1 Kuh verletzt“

Nach diesem Tagebuch gab es am 3. September das erste Luftkriegsopfer in Oberhausen: Ein Junge wurde von Flakgeschossen, „die

versehentlich erst beim Aufschlagen auf die Erde kreppten, getötet, drei Erwachsene schwer verletzt.“ Die Eintragung „Keine besonderen Ereignisse“ wurde im Laufe des Krieges immer seltener. Die Ereignisse waren nicht immer dramatisch: „1 Kuh verletzt, zur Tierrettungsstelle Nord, von dort zum Schlachthof gebracht.“ Die Eintragung vom 31. 5. 1942 lautet: „Ein feindlicher Bomber über Mülheimer Gebiet abgeschossen, 2 Insassen tot geborgen, fünf mit Fallschirm abgesprungene Insassen wurden aufgegriffen und der Wehrmacht übergeben.“ Als wichtigste Hilfsorganisation im Luftschutz stand der Polizei der u. a. aus Feuerwehreinheiten, Sanitäts- und

Hinweise an den Wänden erinnern noch heute im Polizeikeller an der Havensteinstraße an den Bombenkrieg. Mit historischem Material unter dem Arm steht hier Pol.-Oberkommissar Alfred Barzen, Mitarbeiter von Pol. Pressesprecher Peter Frentz, in der Tür zum ehemaligen Befehlsraum. Als im Laufe des Krieges die Bombenangriffe an Härte zunahmen, wurde die Luftschutz-Befehlszentrale des Polizeipräsidenten in den sicheren Bunker unter der Concordialbalde an der Alleestraße verlegt.

Ruhig verhalten.



Instandsetzungsabteilungen und Sprengtrupps bestehende SHD zur Verfügung.

Um die Organisation zu straffen, wurde mit Wirkung vom 1. Juni 1942 der gesamte SHD als „Luftschutzpolizei“ in die Polizeireserve überführt. Glatzel notierte, die aus diesem Anlaß von Göring und Himmler erlassenen Tagesbefehle seien allen Angehörigen der nunmehrigen LS-Polizei in würdiger Form bekanntgegeben. Schon am folgenden Tag mußte die LS-Polizei eine erste Bewährungsprobe ablegen: Oberhausen erlebte den ersten Großangriff mit 83 Toten, davon 54 „außerhalb des Luftschuttraums“, was außerhalb des Präsidialbezirks bedeutete, und 127 Schwerverletzten. Der Tagebuchschreiber notierte 72 Groß-, 163 Mittel- und 1889 Kleinbrände und 6161 obdachlose Personen. Bei dem von den Befehlsstellen aus auf Anforderung der Bevölkerung erfolgten Einsatz der Feuerlöschkräfte gab es Probleme: Die Feuerwehr war in zahlreichen Fällen nicht dort zur Stelle, wo sie zur Bekämpfung der Großbrände dringend gebraucht wurde. Glatzel: „Zur besseren Lagebeurteilung werden auf den Rathaustürmen Oberhausen und Mülheim je ein geschulter Feuerwehrrührer postiert, der mit den Fachkräften der Feuerwehr in den Befehlsstellen mit direkter Fernsprechleitung in Verbindung steht.“ Als bei späteren Großangriffen die ganze Stadt in Rauch- und Staubwolken eingehüllt war, erwies sich auch diese Maßnahme als wirkungslos.

Pannen beim Einsargen

Mit der Wetterlage („Wetter: trocken, teilweise Wolkenhimmel, starker Wind“) beginnt unter dem Datum 27. 4. 43 der mehrere Seiten umfassende Bericht über den bis

dahin schwersten Bombenangriff auf Oberhausen, der 244 Tote, 552 Verletzte, 351 total und 450 schwer beschädigte Häuser forderte. Mit Angriffsbeginn 2.10 Uhr in der Nacht zu Osterdienstag prasselten aus 120 Bombern 70 Luftminen, 275 Spreng-, 7034 Phosphor- und 44660 Stabbrandbomben auf Alt-Oberhausen nieder. Diesmal wurde die Brandbekämpfung dadurch stark erschwert, daß gleich zu Beginn des Angriffs fünf Wasserfernleitungen durch Bombentreffer ausfielen. Die bereitgehaltenen Löschwasservorräte waren bald verbraucht. Der Tagebuchschreiber bemängelte, daß die Bevölkerung nach der Entwarnung sich zunächst nicht aus den Bunkern traute und deshalb nicht beim Löschen half. Eine weitere kritische Anmerkung: „Bei der Identifizierung der Gefallenen haben sich Mängel herausgestellt, deren Abstellung mit allen Mitteln angestrebt werden muß. So müssen Leichenhallenwärter und auch Krankenhäuser über alle eingelieferten oder abgeholt Leichen genau Buch führen. Am 27. 4. ist das nicht immer geschehen, so daß in einigen Fällen keine Klarheit darüber zu erlangen war, ob Leichen unter falschen Namen eingesargt wurden.“

In dem Bericht über den Angriff vom 16. 6. 1943 (85 Tote) lobt der Polizeileutnant a. D. die Bevölkerung: „Die beispiellose Einsatzfreudigkeit bei der Bekämpfung der Schäden und die Hilfsbereitschaft nicht betroffener Volksgenossen Geschädigten gegenüber zeigt mitunter Beispiele höchsten Heldentums und größter Kameradschaft, wie sie sonst nur die Front zeigt.“ Eintragung vom 23. Juni 1943: „Von 1.10 bis 2.20 Uhr erfolgte ein Großangriff, der in seinen Ausmaßen sogar den Terrorangriff vom 27. 4. bei

weitem übertraf. Diesmal Schwerpunkt Mülheim (Luftschutz-Abchnitt Süd), aber auch Alt-Oberhausen hart getroffen, weniger dagegen Sterkrade und Osterfeld.“ 575 Menschen mußten ihr Leben lassen, davon 484 innerhalb des Präsidialbezirks. Auch diesmal nennt der Tagebuchschreiber gewissenhaft ermittelte Zahlen – nackte Zahlen, hinter denen sich das unsägliche Leid der Zivilbevölkerung im unbarmherzigen Bombenkrieg verbirgt. In dicht aufeinander folgenden Wellen warfen die Bomber 129 Luftminen, 793 Sprengbomben, 22000 Phosphat- und 130000 Stabbrandbomben ab. Weiter listete der amtliche Chronist auf: 1135 Wohnhäuser total, 2088 schwer, 2560 mittelschwer, 6 Behördenbauten total, 13 schwer, 3 Krankenhäuser schwer, 2 Kirchen total, 3 schwer beschädigt. 48550 Personen mußten aus 2688 Häusern auch wegen Blindgängergefahr ausquartiert werden.

Die Eisenheim-Tragödie

Oberhausen und Mülheim kamen jetzt nicht mehr zur Ruhe. Den „Luftschutzort I. Ordnung“ auch am Tag nach Mittel- und Süddeutschland überfliegende Bomberverbände wie auch feindliche Aufklärungsflüge verursachten eine „unübersichtliche Luftlage“ (Glatzel), lösten aber jedesmal Fliegeralarm aus. Am Abend des 20. März 1944 fielen in Eisenheim 41 Menschen einer einzigen, in unmittelbarer Nähe des Bunkers Werrastraße abgeworfenen Luftmine zum Opfer, 32 Menschen wurden verletzt. Die Alarmsirenen hatten erst fünf Minuten vorher geheult, die Eisenheimer strömten in den Bunker. Nach einem Angriff auf die Ruhrchemie Juni 1944 hielt Glatzel in dem Tagebuch fest: „Die Schä-

Geheim.
**Luftschutz-
 Kriegstagebuch**
 des
 SS-Ortes I. Ordnung
 Oberhausen Rhld. mit Mülheim a.d. Ruhr
 ÖSS-2.Band.

Als „Geheim“ eingestuft war das „Luftschutz-Kriegstagebuch“ der Polizei, das auf Anordnung der obersten Polizeiführung geführt werden mußte. Zusammen mit Mülheim bildete Oberhausen einen LS-(Luftschutz)-Ort I. Ordnung. Als Tagebuchschreiber bat ein Polizeileutnant a. D. Glatzel, hauptamtlicher Luftschutz-Mitarbeiter, fast bis Kriegsende alle Vorkommnisse im Luftkrieg sorgfältig registriert und uns somit eine heimatgeschichtlich wertvolle Dokumentation hinterlassen. Die Chronik des Luftkrieges in Oberhausen und Mülheim wird in Aktenkeller des Polizeipräsidiums aufbewahrt.

den verursachten hier einen hundertprozentigen Produktionsausfall, der erst in einigen Wochen, je nach Fortschreiten der Wiederherstellungsarbeiten, nach und nach vermindert werden kann.“

Regelmäßige Eintragungen in das Luftschutz-Kriegstagebuch erfolgten bis zum 31. August 1944. Nach

einem Vermerk Gatzels wurde der in Arbeit befindliche zweite Band bei einem Luftangriff am 4. 12. 1944 vernichtet. Glatzel notierte: „Die Monate September bis Dezember 1944 müssen in späterer Zeit an Hand der Unterlagen nachgearbeitet werden.“ Am 1. Januar 1945 nahm der amtliche Chronist einen neuen Band in Angriff, der vermutlich nicht mehr existiert. Im März 1945 wurden Geheimakten der Polizei und auch das Kriegstagebuch ausgelagert, wohin hat Glatzel nicht verraten. Die in Oberhausen verbliebenen Polizeiakten wurden am 26. März – am Morgen des nächsten Tages rückten die Amerikaner in Holten und Sterkrade-Nord ein – auf dem Polizeihof den Flammen anvertraut.

Das Schicksal der Juden

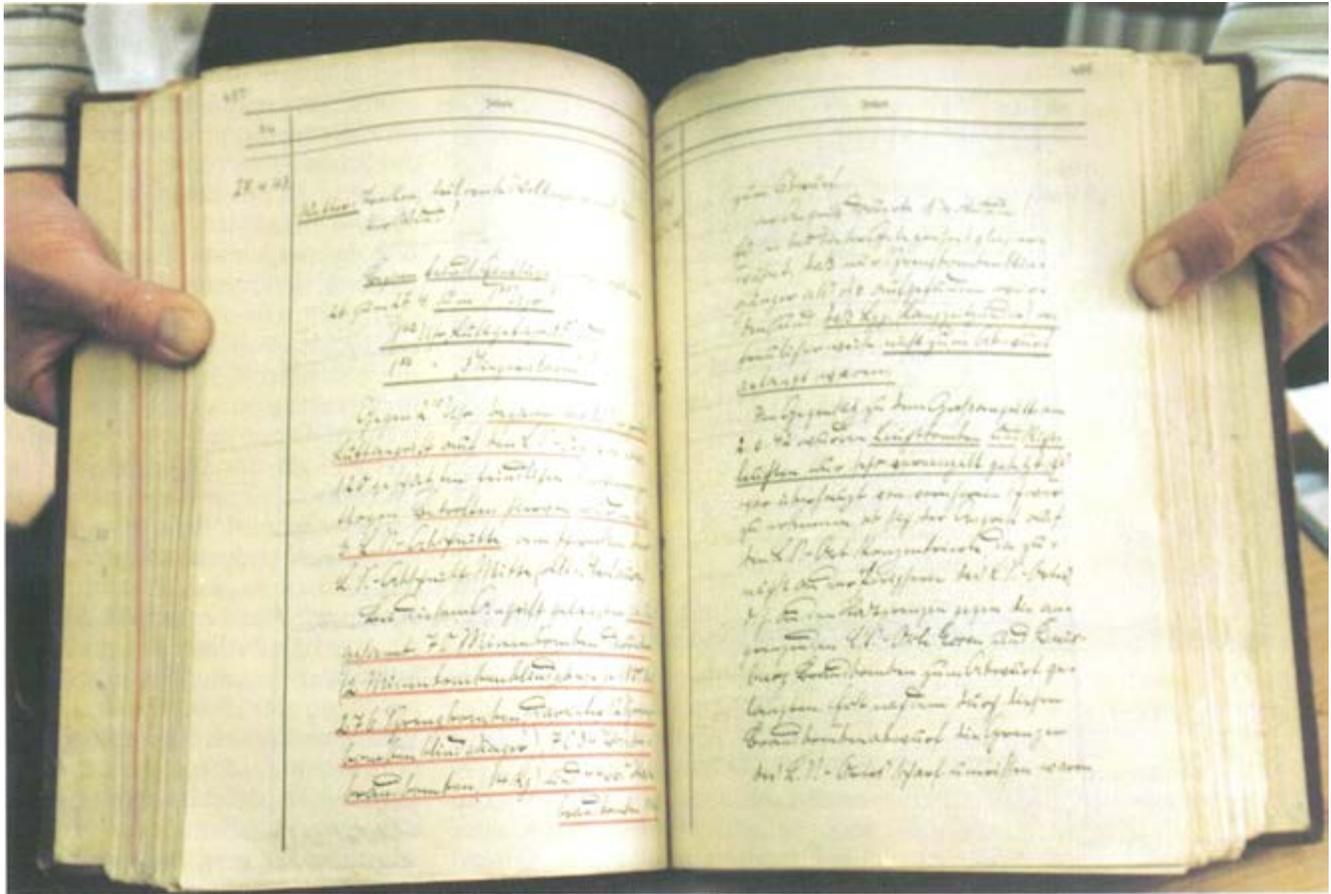
Nicht bekannt ist das Vorhandensein von Dokumenten, die Aufschluß darüber geben könnten, welche Rolle die Polizei bei der Judenverfolgung gespielt hat. (Für

den Holocaust war die SS verantwortlich.) Wenn es solche Dokumente gegeben haben sollte, dann wurden auch sie 1945 auf dem Polizeihof verbrannt. Als Hinweis auf das Schicksal der Juden sind die unter der Überschrift „Freiwerden von Wohnungen“ in dem nur für den Dienstgebrauch bestimmten, zweimal wöchentlich erscheinenden Informationsblatt „Polizei-Anzeiger“ des Polizeipräsidenten veröffentlichten Wohnungsangebote in Oberhausen und Mülheim zu werten. Der Verdacht liegt nahe, daß es sich um Wohnungen von Holocaust-Opfern handelt.

Im Bombenkrieg diente ein in die damalige berghohe Abraumhalde der Concordia an der Alleestraße betonierter Bunker dem Polizeipräsidenten als örtlichem Luftschutzleiter und seinem Stab, dem Kommandeur der Schutzpolizei, den Verantwortlichen der Luftschutzpolizei und den Sanitätsmannschaften als Befehlszentrale. Auch Kreisleiter Stiegler suchte bei Luftangriffen Zuflucht in diesem Bunker, der erst angelegt wurde, als die für den Schutz der Zivilbevölkerung bestimmten Hochbunker schon standen. Für die Zwecke einer Befehlszentrale war keiner dieser Bunker geeignet. Die für den Luftschutz erforderlichen technischen Einrichtungen waren zunächst im Keller an der heutigen Havensteinstraße des Polizeipräsidiums untergebracht. Weil sie dort stark gefährdet waren, wurde in mühevoller Arbeit unter der Concordialhalde der Befehlsbunker ausgebaut, er enthielt mehrere Kommandozellen, Aufenthalts- und Schlafräume sowie ein Lazarett.

Kreisleiter verhaftet

In diesem Bunker spielte sich in den letzten Tagen vor dem Einmarsch der Amerikaner in Alt-



Oberhausen – Sterkrade und Osterfeld waren schon besetzt – eine dramatische Szene ab. Nazi-„Hoheits-träger“ Stiegler wollte sich nicht dem Kampfkommandanten der Wehrmacht, Oberst Bremer, unterordnen, zwischen beiden kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Als Stiegler, der seine Sorgen über die Zukunft des Dritten Reiches im Alkohol zu ertränken suchte, sich zu groben Beleidigungen gegenüber der Wehrmacht hinreißen ließ, sah sich Polizeipräsident Vetter zum Eingreifen genötigt. Er gab seinem Adjutanten Polizeihauptmann Max Erlat den Befehl, den Kreisleiter festzunehmen und in das Essener Polizeipräsidium zu

bringen. Es gelang Erlat, Stiegler aus dem Bunker zu führen und nach Essen zu bringen, wo man allerdings andere Sorgen hatte, als sich um den abgehalfterten Oberhausener Kreisleiter zu kümmern. Stiegler tauchte bald wieder bei der Oberhausener Polizeiführung auf, die sich inzwischen nach Mülheim zurückgezogen hatte.

Am 11. April rückten die Amerikaner auch in Alt-Oberhausen ein. Polizeihauptmann Erlat geriet im Bergischen Land in Gefangenschaft. Am 25. April – der Krieg war noch nicht beendet – ernannten ihn die Sieger zum Oberhausener Polizeichef. Der Name Erlat ist eng mit dem Neuaufbau der Oberhause-

„Wetter: trocken, teilweise Wolkenhimmel, starker Wind“: so beginnt im handgeschriebenen Luftschutz-Kriegstagebuch der Polizei die Eintragung vom 27. 4. 43 über den bis dahin schwersten Luftangriff auf unsere Stadt, der 244 Tote und 552 Verletzte forderte. Der umfangreiche Bericht über den Angriff enthält kritische Anmerkungen über das Verhalten der Bevölkerung. Pannen gab es beim Einsargen der Toten.

ner Polizei nach dem Krieg verbunden. In einer dritten Fortsetzung wird in der nächsten Jahrbuch-Ausgabe über die Oberhausener Polizeigeschichte ab 1945 zu berichten sein.

„PAPPENHEIMER“ MIT ARMBRUST VERJAGT

*Schützenverein hat
lange Tradition*

SASCHA UNGER

Wenn in Oberhausen wieder einmal ein Schützenfest gefeiert wird, dann bedeutet das auch ein Stück lebendige Geschichte. Eine Geschichte, die in manchen Fällen älter ist, als die der Stadt selbst. Auch wenn das Oberhausener Schützenwesen heute stärker denn je unter Vorurteilen und dem daraus resultierenden Nachwuchs-Mangel zu kämpfen hat, wird es auch diese schwierige Probe bestehen. Ge-gründet als Gesellschaftsverein, Sportschützenvereinigung oder gar als Bürgerwehr haben die Schützenvereine das Auf und Ab der Jahr-zehnte und Jahrhunderte bestens gemeistert. Drei von ihnen stehen mit ihrer Geschichte stellvertretend für alle 28 im Schützenkreis 011 zusammengeschlossenen Vereine: die Bürgerschützengilde aus Holten, der älteste Oberhausener Verein mit langer Tradition, die Bürger-Schützen-Gesellschaft 1862 Oberhausen, die genauso alt ist wie die Gemeinde Oberhausen und mit

ihrer Geschichte eng verwoben ist, und nicht zuletzt die Liricher St. Sebastianus-Schützen, die im zu-rückliegenden Jahr ihr 100jähriges Bestehen feiern konnten.

Die Geschichte der Stadt Oberhausen ist – gemessen an anderen – noch recht jung. Dennoch kann das 1862 gegründete und 1874 zur Stadt erhobene Oberhausen mit einem Verein aufwarten, der in der offiziellen Ehrenliste des Deutschen Schützenbundes als elftäl-ster der Bundesrepublik Deutsch-land ausgewiesen wird: die Bür-gerschützengilde Holten. Das klei-ne Städtchen im Nordwesten der Stadt, einst mit Stadtmauern, Gräben und Burg bewehrt, kam erst 1929 zusammen mit Sterkrade zu Oberhausen.

Die erste noch vorhandene ur-kundliche Datierung ist ein Renten-brief aus dem Jahre 1439. Doch da die Gilde zu diesem Zeitpunkt schon eine ganze Anzahl von Ren-ten, also Einkünfte und Kapitalien,

besaß, scheint es für die Historiker eindeutig, daß sie diese Einnahmen nur im Laufe vieler Jahrzehnte er-werben konnte. Hier hilft ein Blick in die Geschichte: 1310 verlieh Graf Engelbert von der Mark Holten das Stadtrecht, nachdem zum Schutz der Bürger eine Wehr gegründet wurde. 1308 wird daher als Grün-dungsjahr der Holtener Bürger-schützen angenommen.

Doch mit Feuerwaffen geschos-sen wurde damals freilich noch nicht: Mit Bogen und Armbrust zo-gen die Holtener durch ihre Stadt und verteidigten sie gegen feindli-che Angriffe. 1621 schlugen sie so-gar die berühmt-berüchtigten „Pap-penheimer“ in die Flucht, die Hol-ten einnehmen wollten.

Mit der Reformation und der Ein-führung eines stehenden Heeres wurde es auch um die Bürgerschüt-zengilde still. Sie konnte sich nun voll auf die Pflege der Tradition und der Geselligkeit konzentrie-ren. Jetzt entstanden die ersten Schieß-Wettkämpfe und Schützen-feste, das Königsvogel-Schießen und die Kür eines Königspaars.

In den Jahren der Industrialisie-rung blieb Holten zunächst außen vor. Keine Eisenbahn, keine Zeche, keine Hütte kam in die unwirtliche Gegend um Holten. Die Stadt verlor völlig ihre Bedeutung, lag verges-sen an der Peripherie, büßte sogar ihre Stadtrechte ein. Doch die Gilde hielt die Traditionen lebendig.

„Gemütlichkeit“ für Einheit“

Im Süden des erst 1929 gegründe-ten Groß-Oberhausen ging es ab Mitte des 19. Jahrhunderts so richtig zur Sache: Aus der Lipperheide er-wachsen neben einem Bahnhof Siedlungen und Industrieanlagen. Immer mehr Menschen kamen, die Dörfer in der Gegend platzten aus allen Nähten. 1862 gründete Bür-germeister Schwartz die Gemeinde

Oberhausen, was sich aber schwieriger erwies als erwartet. Eine Infrastruktur fehlte völlig, das geregelte Zusammenwachsen der Ortschaften wurde behindert. Zu diesem Zeitpunkt konstituierte sich die Gesellschaft „Gemütlichkeit“, die für die Einheit der Gemeinde Oberhausen eintrat und schon bald in ihren ersten Schützenverein verwandelt wurde, in die „Bürger-schützen-Gesellschaft 1862 Oberhausen“.

Geschossen – basierend auf der im Preußentum vorhandenen militärischen Begeisterung – wurde zunächst auf der Wiese des Liricher Bürgers Johann Uhlenbruck, bis der Besitzer des Ritterguts Oberhausen, Graf Westerholt, 1884 den Schützen anbot, auf dem im heutigen Kaisergarten gelegenen „Hasenkolk“ ihrem Vergnügen nachzugehen. Von nun an hatte die BSG hier ihr Domizil – bis zur Jahrhundertwende. Infolge der Verlegung der Emscher sank der Grundwasserspiegel, der große Teich im Kaisergarten versiegte und die Behörden ordneten die polizeiliche Schließung des Schießstandes an.

Einige Jahre zuvor fanden sich 15 Liricher Bürger im Lokal des Johann Uhlenbruck zusammen und gründeten ebenfalls einen Schützenverein, den sie nach dem heiligen Sebastian – der Name kommt aus dem Griechischen und bedeutet „der Erhabene“ – benannten. Der St. Sebastianus-Schützenverein, der 1993 sein 100jähriges Bestehen feiern konnte, war geboren.

In den folgenden Jahren wurden noch weitere Schützenvereine aus der Taufe gehoben: 28 sind es heute, die im Schützenkreis 011 zusammengeschlossen sind. Die 2500 Mitglieder verteilen sich auf 18 Traditions- und zehn Schießsportvereine. Der Unterschied ist, daß in



den einen Schützenfeste ausgetragen werden mit der Kür des Königspaares, in den anderen Schießsport-Veranstaltungen wie Stadtmeisterschaften und Rundenwettkämpfe. Letztere Vereine besitzen freilich nicht einen solchen Bekanntheitsgrad in der Bevölkerung wie die Traditionsvereine.

Treffsicherheit ist bei den Schützen immer noch Trumpf. – Tradition verpflichtet: Uniformen gehören auch heute noch dazu.



Der Vogel ist abgeschossen. – Der Umzug der Schützen durch das Stadtviertel entspricht einem alten Brauch.



Nach der ersten Hoch-Zeit der Oberhausener Vereine kamen mit den beiden Kriegen des Jahrhunderts schwere Rückschläge. Den Sebastianus-Schützen war es versagt, ihre beiden ersten Jubiläen zu feiern, denn jedesmal herrschte Krieg. In Zeiten der französischen und belgischen Besatzung waren alle Vereine gezwungen, ihre Waffen auf dem Polizeipräsidium abzugeben. Während des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte die Neugründung der Vereine zunächst nur schleppend.

Großer Jubiläumsumzug

1962 konnten die Stadt Oberhausen und die ebenso alte Bürger-



*Das Königspaar im
Jubiläumsjahr der
St. Sebastianus-Schützen*

schützengesellschaft ihr 100jähriges Bestehen feiern. Rund 2000 Schützen aus dem gesamten Stadtgebiet beteiligten sich am großen Jubiläumsumzug: Die BSG erreichte damit jene Einheit aller Bewohner Oberhausens, die sie sich ein Jahrhundert zuvor noch als Gesellschaft „Gemütlichkeit“ auf die Fahne geschrieben hatte.

Auch die Holtener Gilde besann sich auf ihre Geschichte und stieß bei der Suche nach einem geeigneten Domizil auf das alte Kastell, dem Rest der ehemaligen Landesburg, die von den Gilde-Vorfahren verteidigt wurde. 1966 nahmen die Schützen die ersten Kontakte mit der Eigentümerin des vom Verfall bedrohten Gemäuers, der Stadt Oberhausen, auf. Zwei Jahre später wurde der Überlassungsvertrag unterzeichnet.

Nun hieß es für die Mitglieder der Gilde, die Hemdsärmel hochzu-

krepeln und für Monate, sogar Jahre, auf Urlaub zu verzichten. Nach Feierabend sowie an Sonn- und Feiertagen wurde geschuftet, bis der erste Bauabschnitt 1971 fertiggestellt werden konnte. In völlig neuem Glanz erstrahlte das Kastell schließlich Ende 1975. Damit hatte die Gilde ihre Keimzelle nach über sechs Jahrhunderten wieder.

Auch die Liricher St. Sebastianus-Schützen folgten der Geschichte der Stadt auf Schritt und Tritt – hin und wieder ungewollt. Denn von ihren angestammten Plätzen wurden sie aufgrund widriger Ereignisse oder Baumaßnahmen des öfteren vertrieben. Auf ihrer „Reise“ durch Oberhausen machten sie im Kaisergarten hinter dem Namensgeber der Stadt, dem Schloß, vor

der alten Katharinenkirche, die später wegen Baufälligkeit abgerissen werden mußte, im Kastell der Holtener Gilde, dem ältesten Gebäude Oberhausens, am Bero-Zentrum, das auf ehemaligem Zechen-Grund errichtet wurde, und schließlich im Bunker an der Girondelle, der an die schlimmen Kriegsjahre erinnerte, Rast.

1993 – das Jahr des 100jährigen Bestehens der St. Sebastianus-Schützen – wird in die Chronik des Vereins eingehen. Mit Unterstützung zahlreicher Liricher Bürger, Geschäfte und Vereine wurde ein großes Jubiläumsfest gefeiert, zu dem auch NRW-Finanzminister Heinz Schleußer, Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond sowie Vertreter des Rheinischen Schützenbundes und des Bundes der Historischen Deutschen Schützenbrüderschaften gerne gekommen sind. „Schützendienst muß immer fortwirkender, vom Glauben getragener Dienst am Frieden und für den Menschen sein“, betonte der Ehrengast des Festaktes, Hochmeister Hubertus Prinz zu Sayn-Wittgenstein. Und der Oberbürgermeister ergänzte: „Kameradschaft, Treue, Opferbereitschaft und Ausdauer haben viel Erfreuliches bewirkt und auch in schweren Zeiten stets für Zusammenhalt gesorgt.“

Die Schützenvereine stehen für ein Stück Oberhausener Identität, sie zeigen, daß die junge Industriestadt trotzdem auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Immerhin hat mit der Bürgerschützengilde Holten der elftälteste Verein der Bundesrepublik Deutschland seinen Sitz in Oberhausen, und nach den dreistelligen Jubiläen einiger anderer Vereine werden in den nächsten Jahren noch weitere folgen.

MIT DEM SCHWEBEN BEGINNT DER SPAß

*Tauchen: die unerträgliche
Leichtigkeit des Seins*

CHRISTIAN ICKING

Es gibt Leute, die betreiben diesen Sport nur, weil sie das ständige Geschwätz ihres Partners wenigstens für ein Stündchen nicht mehr hören wollen. Es gibt auch jene, die befließigen sich dieser „Ertüchtigung“ vor allem, weil sie zu faul sind, ihr eigenes Körpergewicht zu tragen. Und da gibt es die Mehrheit der vielen Tausend, die Spaß daran haben einzudringen, wo sie eigentlich nichts zu suchen haben. Denn dieser Sport kann leicht sein und leise und anders.

Die Welt begann bei Adam und Eva. Die Welt des Tauchsports begann bei Jacques-Yves Cousteau. Denn erst der hat es möglich gemacht, daß sich so viele den festen Boden unter den eigenen Füßen wegziehen können, daß Tauchen zum Breitensport wurde. Aber weil Jacques Cousteau kein Oberhauser ist und es auch wohl nie werden wird, beginnt diese Geschichte bei Heinz Talaga. Der wird sich jetzt wundern, vielleicht auch ein

bißchen freuen, hier auf den Schild gehoben zu werden. Die Rechtfertigung dafür ist: Die Geschichte des Tauchens ist relativ jung, und Heinz Talaga, ein Froschmann aus Passion, ist relativ alt, relativ sage ich, lieber Heinz.

Der heute 58jährige Oberhauser Heinz Talaga, also der Heinz, hat schon 1961 in Oberhausen und Umgebung die Baggerseen unsicher gemacht. Und das war acht Jahre, bevor der Tauchsportclub Sterkrade als erster Verein seiner Art in der „Wiege der Ruhrindustrie“ gegründet wurde. Heute heißt der Verein Tauchsportabteilung im Turnclub Sterkrade 1869 Oberhausen e. V., kurz TSA.

Und er ist für sich gesehen der größte Verein, der den Tauchsport in Oberhausen betreibt. Er hat 110 Mitglieder, von denen rund 50 aktiv sind. Von zwei anderen Vereinen soll hier auch noch die Rede sein, vom Tauchsportclub Oberhausen (TSCO) mit knapp 80 Mit-

gliedern und von der Tauchsportabteilung Druckluft, dem mit 17 Mitgliedern kleinsten Club. Die anderen, die das Tauchen kommerziell oder halbkommerziell fördern, werden hier getrost übergangen. Die, die den Sport unorganisiert ausüben, auch.

Nicht weil hier der Vereins-Meierei das Wort geredet werden soll, sondern weil den Vereinen ganz wertfrei betrachtet, die große Verantwortung zukommt, das Tauchen vor den Tauchern und die Taucher vor sich selbst zu schützen. Klingt kompliziert, und das ist es auch. Wie bei allem im Leben gibt es nämlich Regeln, und wem die den Spaß verderben, sollte jetzt nicht weiterlesen.

Der Heinz Talaga kennt die Regeln. In der TSA vermittelt er sie dem Nachwuchs, als Jugendwart. In der Theorie, bei den Übungen im Bunker an der Sterkrader Eichelkampstraße, und in der Praxis, zunächst im Osterfelder Hallenbad, lehrt er den Nachwuchs, daß Neptun beziehungsweise der Verband Deutscher Sporttaucher vor den Spaß die Sicherheit und den Umweltschutz gesetzt haben. Denn Tauchen ist nicht ohne Tücken.

Nein, die Natur will gar nicht, daß du untergehst. Auch wenn amtlich verbucht ist, daß es Menschen nur mit Luftanhalt über 20 Minuten lang unter Wasser ausgehalten haben, daß Menschen sich in Tiefen bis über 120 Meter ohne technische Hilfsmittel hinunter haben reißen lassen. Der Mensch im allgemeinen ist normalsterblich: Bei zwei Minuten und in 30 Meter Tiefe hört der Spaß auf, ist Schluß mit lustig. Wer noch länger und noch tiefer möchte, ist auf die Preßluftflasche angewiesen (die vielzitierte Sauerstoffflasche wird zwar mit drei „f“ geschrieben, kommt beim Tauchen

aber erst zum Einsatz, wenn ein Unglück passiert ist).

Lungenautomat

Bei einer Zehn-Liter-Pulle, in die 2000 Liter ganz normale Luft gepreßt werden, fängt die Physik erst an. Die Komplett-Ausrüstung beinhaltet weiter mindestens einen Lungenautomaten, der den hohen Flaschendruck auf atembaren Umgebungsdruck hinunterregelt, eine Tarierweste zum Unter-Wasser-Schweben, einen Tauchanzug, eine Tauchermaske, einen Schnorchel, Bleigewichte und, ganz wichtig, eine Uhr, einen Tiefenmesser und eine Dekompressions-Tabelle. Um es kurz zu machen: Das Überleben unter Wasser ist abhängig von Druck, Zeit, Ausrüstung und der körperlichen Verfassung.

Die unvermeidbare Technik, an die sich die Taucher klammern, will beherrscht sein. Das kann aber jeder lernen, nicht nur die jungen Leute.

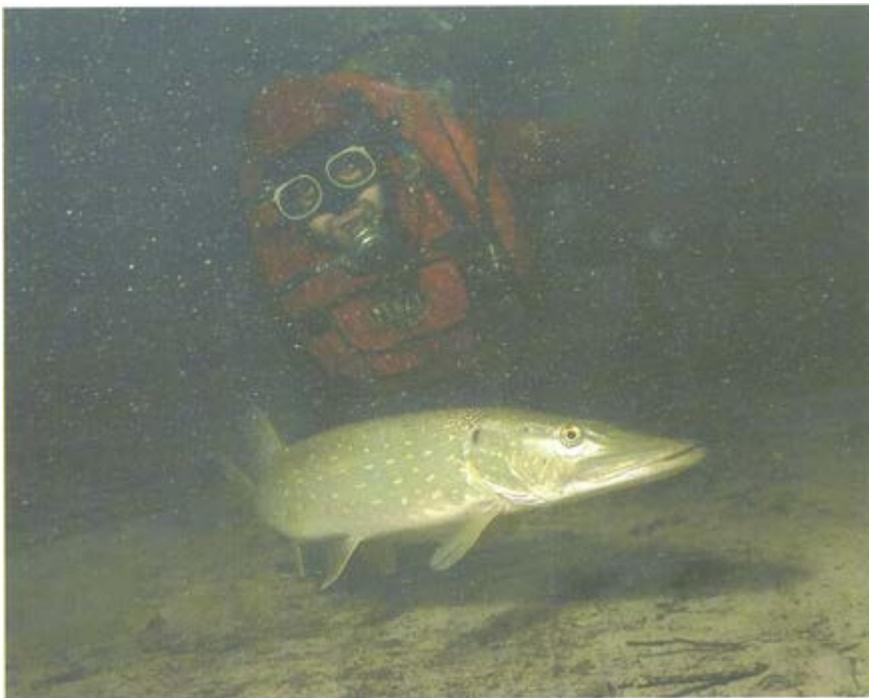
Vor dem Tauchen im Freigewässer (oben) setzt der Verein das „Kachelzählen“ im Hallenbad.



„Solange der Arzt sein o.k. gibt, kannst du in jedem Alter anfangen“, weiß Heinz. Aber gerade „für die gesunde körperliche Entwicklung der Kinder und Jugendlichen ist das Tauchsporttraining hervorragend geeignet. Die Verletzungsgefahr ist vergleichsweise gering.“

Ein Risiko bleibt beim Tauchen trotzdem: „Das ist kein Sport wie Schach und Angeln“, sagt Michael Pauly, Vorsitzender der kleinen Tauchsportabteilung Druckluft. Deshalb, meinen die „Drucklüfter“, muß an dieser Stelle auch erzählt werden, daß in diesem Jahr ein Freund aus dem Verein tödlich verunglückte. Mit 25 Jahren starb er auf





*Alles o.k. – Begegnungen
der menschlichen und
tierischen Art unter Wasser.*

42 Meter Tiefe vor Toulon im Mittelmeer. Es war wohl ein Tiefenrausch, und es war einer dieser Unfälle, wie sie auch dem bestgeschulten Taucher passieren können.

Da fällt der Übergang zum Thema Umweltschutz schwer. Aber auch das Leben im Wasser ist von der Umsicht seiner Gäste abhängig. Das schreiben alle Lehrbücher, sich aber längst nicht alle Taucher hinter die Ohren. Tauchen wird zur Massen-Attraktion. Auf den Tauchbasen der Welt ist Zeit immer Geld und viel zu oft die schöne neue Neopren-Mode Thema – die den Fischen wirklich schietegal ist. Wie die Crew vom Raumschiff Enterprise dringen Taucher in immer neue



Gute Laune: „Die Aquanauten der TSA Sterkrade beim Training.“

Welten vor, bloß von unendlichen Weiten kann keine Rede mehr sein. Besonders nicht in den heimischen Binnen-Gewässern zwischen Auesee in Wesel und Wambach-See in Duisburg.

„Schlimm ist, daß die Taucher sich selber alles verderben, weil die wie Heuschrecken über die Seen herfallen“, ärgert sich denn auch Otmar von Alst, Vorsitzender des TSCO, der wie die TSA im Sterkrader Bunker seinen Kompressor stehen hat. Besonders schimpft von Alst auf die „Unorganisierten“, die munter durch Laich-Zonen preschen und die Flora umpflügen. Aber er sagt auch: „Jeder Taucher weiß, wenn ein See übertaucht wird – aber eine einzige Badesaison macht einen ganzen See nieder.“

Deshalb sind Vereine so wichtig. Denn die lassen die Frischlinge erst auf die Natur los, wenn sie im Hallenbad bewiesen haben, daß sie durchs Wasser schweben können, ohne buchstäblich alles plattzumachen. Und mit dem Schweben beginnt der Spaß.

Metallisches Atmen

Das „Kachelzählen“ und damit das Lernen im Chlorwasser hört nie auf, aber irgendwann darfst auch du ins „Freigewässer“: Gaaanz tief ausatmen (noch tiefer), und du gehst unter. Und du hörst die Stille, die vielleicht mal unterbrochen wird von einem kleinen, giftigen Schlauchboot-Außenborder und von deinem metallischen Atmen, das klingt, als stünde Darth Vader aus dem „Krieg der Sterne“ neben dir. Und du siehst durch all die Schwebstoffe das wabernde Leben, das ganz anderen Gesetzen gehorcht als deines. Siehst den Barsch-Schwarm einmütig durchs Wasser ziehen. Siehst die Schere des Flußkrebsses und die Pflanzen im Wellengang synchron dir zuwinken. Und vergißt, daß du den halben Vormittag im Stau gestanden hast, daß dein Chef wieder mal nur an dir rumgenörgelt hat und so-

gar den jüngsten Brief vom Finanzamt. Und jedesmal freust du dich, daß du trotz deiner Ausrüstung, die 30 Kilo und 3000 Mark schwer wiegt, nur von deinem Atem und deinem Gleichmut getragen durchs Wasser gleitest. Und wenn du dann die Arme ausbreitest wie ein Vogel seine Flügel – kommst du dir doch ein bißchen albern vor.

Diese unerträgliche Leichtigkeit des Seins ist es, die Taucher stets ganz oben auf ihrer Liste haben, wenn sie nach dem Antrieb fürs Tauchen gefragt werden. Die Sucht nach dem „Schweben im dreidimensionalen Raum“ zog von Alst schon fast 1400 mal in die Tiefe. Pauly nennt dieses „Gefühl von Schwerelosigkeit“, aber auch dieses „isoliert sein“ eine „ziemlich universale Erfahrung“. Und TSA-Tauchlehrer Oliver Moder spricht liebevoll von seiner „Seuche“.

Der Spaß an ihrem Sport läßt die Oberhausener Taucher so einige Hindernisse überwinden: Erst einmal haben die Taucher über Wasser an ihrer Ausrüstung ordentlich zu schleppen. Aber das gehört dazu. Vor allem jedoch: Oberhausen hat nicht einen See, der sich fürs Tauchen eignen würde. Deshalb fahren alle bis nach Wesel oder Duisburg – oder bis nach Schouwen ans Grevelinger Meer.

Und wenn du da in Holland in diesem Stück eingedeichter Nordsee zum Beispiel an Pfingsten auf Tauchgang gehst und du siehst, wie leichtsinnig Kamikaze-Taucher sich und das Leben ihres Tauchpartners gefährden oder wie Bomben in die Muschelbank schlagen, weißt du: Wenn dieser Sport sich nicht selbst kaputt machen will, dann braucht er Vereine wie die Tauchsportabteilung Druckluft, die Tauchsportabteilung Sterkrade und den Tauchsportclub Oberhausen.

ERFAHRUNG EINES FERNEN PARTNERS

*Mit drei Motorrädern auf dem
Weg nach Saporoshje*

THOMAS MACHOCZEK

Die Ukraine macht ein freundliches Gesicht. Paßkontrolle, Devisenerklärung, ein paar Fragen: woher und wohin? Nicht häufig bekommen die Zöllner der kleinen Grenzstation zur Slowakei mitten im Wald drei Maschinen wie diese, prachtvolle Stücke aus dem Westen, zu sehen. Eine knappe Stunde clauert es, ihre Neugier zu stillen. Dann, früher als erwartet, werfen Klaus Krüßmann, Dieter Schnapka und Dieter Strack ihre Motoren wieder an und fahren los, der Stadt Ushgorod entgegen. Es ist der 13. Juni 1993, mittags um halb zwölf. „Das Wetter geht einigermaßen“, spricht Dieter Strack in sein Diktiergerät.

Die eine Hälfte auf ihrem Weg von Oberhausen nach Saporoshje liegt jetzt hinter ihnen. Die zweite wird schwieriger sein. Auch spannender.

Saporoshje liegt von Oberhausen kaum weiter entfernt als Kreta. Ein kurzer Besuch auf Kreta? Kein Problem. Mit dem Flieger ab Düssel-

dorf ist die Strecke in dreieinhalb Stunden zu bewältigen, ohne daß auch nur ein Hauch vom Sprung durch die Kulturen hoch oben über den Wolken zu spüren wäre. Für die Sowjetunion galten hierbei stets andere Maßstäbe: Wer die Partnerstadt besuchen will, reist heute noch am bequemsten mit dem Flugzeug bis Kiew, steigt um in den Zug und fährt eine Nacht lang quer durch die Ukraine bis zum Ziel. Über zwei Tage braucht, wer die Strecke mit dem Bus auf Hauptstraßen und Autobahnen bewältigt. Das geht zwar an die Substanz, ist aber insbesondere für Besuche aus der Gegenrichtung häufig der einzig erschwingliche Weg.

Wer mehr sehen will, muß ausweichen und Zeit mitbringen, um die Distanz zwischen den Städten und Kulturen wahrhaft zu 'erfahren'.

Im Herbst 1992 beschlossen der Oberhausener Dieter Strack und Dieter Schnapka aus Mülheim – bei-

de Feuerwehrmänner –, sich diese Zeit zu nehmen. Sie lernten Klaus Krüßmann kennen, dem dieselbe Idee im Kopf herumspukte, und bereiteten sich gemeinsam auf die Reise vor. Als langjährige Motorradfreunde galt allen Dreien seit je das Reisen, der Weg, als das eigentliche Ziel. Fahrten durch die australische Weite, die Wüste Ägyptens und türkischen Hochebenen haben sie in Geduld geübt und die Lust auf fremdartig erscheinende Kulturen stets aufs neue entfacht. Und sie haben gelernt, sich auf die Umstände einzustellen.

Koffer mit Müsli

Durch lauter Wald fahren sie am ersten Tag in der Ukraine bis hinter Ternopol. Zur Nacht schlagen sie ihr Zelt in der Nähe eines Friedhofs auf. Bei einem Bauern kaufen sie für etwa 50 Pfennig Eier und Zwiebeln und braten ihre eigenen Tortellini.

Die meisten Nahrungsmittel führen sie mit sich, nicht so sehr aus Angst vor dem Ungewohnten, sondern aus der schlichten Gewißheit heraus, daß es hier kaum etwas zu kaufen gibt. Ein Motorradkollege, der es ihnen vorgemacht hat und sogar über Sibirien einmal um die ganze Welt gefahren ist, hat ihnen dazu geraten. So hängt ein Koffer voll mit Müsli und Fertiggerichten seitlich an jeder Maschine. Insgesamt 80 Kilo Gepäck führt jeder Fahrer mit sich, er sitzt daher eingekleimt zwischen Taschen mit Gaskochern, Zelten, Schlafsack und Regenzeug.

Ein halbes Jahr hatte die Vorbereitung auf diese Fahrt gedauert. Sponsoren versorgten sie mit Material, die Städte Oberhausen und Mülheim stellten die Kontakte nach Saporoshje her. Am 9. Juni verließen sie den Hof der Mülheimer Feuerwehrwache, ausgerüstet mit Grußbotschaften der beiden Oberbür-

germeister und frommen Wünschen ihrer Kollegen.

Eines der größten Probleme, das war klar, würde die Versorgung mit Treibstoff werden. „Heute die härteste Strecke gefahren. Zirka 550 Kilometer“, verzeichnet am Abend des 14. Juni das Bandgerät. Das schafft keines der Motorräder ohne nachzutanken. Bei 400 Kilometern ist ihre Reichweite erschöpft. Und da man nie weiß, wo es wieder etwas gibt, wird jede Chance zum Nachtanken genutzt. „Wenn irgendwo jemand stand mit einem Kanister, haben wir ihn gekauft und durch drei geteilt“, berichtet Dieter Strack. Fünf, sechs Dollar kostet der Kanister, für Rubel oder die neue ukrainische Währung ist fast nichts zu bekommen. Dafür gibt es für Devisen alles. Soldaten verkaufen Mörser, Handgranaten bekommt man für einen Dollar das Stück, ausgegraben am Straßenrand, wo einmal militärische Übungen stattfanden. Wer noch Orden und Ehrenzeichen hat, verkauft auch die. Manch' Tanklastfahrer macht vor seinem Ziel halt und zapft schnell noch ein paar Liter ab. „Ein Land im Ausverkauf“, faßt Klaus Krüßmann seine Eindrücke in Worte.

Zu den ständigen Begleitern auf den Pisten gehört die Polizei. Häufig, in den dichter besiedelten Gebieten halbstündig, werden die drei so deutlich fremdartigen Gefährte angehalten. Es folgen immer und immer die gleichen Fragen: Preis der Maschine, Marke, Herkunft und Ziel. Eine Schachtel Zigaretten hilft, das Prozedere zu verkürzen.

Pisten aus grobem Rollsplitt

Auf gerader Strecke zwischen den Städten Vinnica und Uman schließlich werden sie angehalten, weil sie angeblich 150 gefahren sind – was



Die drei Motorrad-Freaks mit neuen Freunden vor der Feuerwache in Oberhausens ukrainischer Partnerstadt Saporosbje.

mit ihrer Last auf den groben Rollsplittpisten einem Höllenritt geglichen hätte. Auch diesmal hilft Tabak bei der Klärung.

Je tiefer sie in die Ukraine hineinkommen, desto schlechter werden die Straßen. Das Land weitet sich und gibt einen Vorgeschmack auf die Größe des asiatischen Kontinents, der fern im Osten vor ihnen liegt. Breite Trassen, oftmals gesäumt von nicht festgefahretem Rollsplitt, „sehr eintönig, Getreide und Kartoffeln endlos“, erfährt Dieter Stracks Diktiergerät. Es gibt kleine Ballungsräume, in denen sich ein Dorf an das nächste reiht, und dann auf 200 Kilometer wieder gar nichts.

Am 15. Juni hätten sie Saporosbje erreichen sollen. Doch der meist

schlechte Zustand der Straßen zwingt zu vorsichtigem Fahren, und das kostet Zeit. Zeit kostet es auch, das Dnepr Gespann eines alten Bauern abzuschleppen. Mit seiner Frau, die breit und rund im Seitenwagen steckt, ist er hier liegengeblieben, mitten im Nichts. Für eingefleischte Motorradfahrer reine Ehrensache: Das sperrige Gespann wird eingehakt, die kräftigste Maschine von Dieter Schnapka zieht von vorn, ein kleiner Konvoi rollt behäbig voran. Abseits der Trasse erreichen sie das kleine Dorf der Bauern, dort wird grad jemand zu Grab getragen. Der Dank ist dennoch groß. Von den Bewohnern werden die Reisenden eingeladen, an ihrer Feier teilzunehmen. Doch das Bewußtsein, in diesem Moment trotz aller Offenheit, die ihnen begegnet, hier fremd zu sein, läßt sie das Angebot ausschlagen und weiterfahren.



Vor Nikopol übernachteten sie vorerst ein letztes Mal im Freien. Dann, am späten Mittag des 16. Juni, tauchen die Umrisse einer Stadt aus der Landschaft hervor: Saporoshje.

Die Stadt begegnet ihnen mit Unverständnis. Aber wer weiß schon, was „Feuerwehrwache“ auf ukrainisch heißt? Der Fahrer des Krankenwagens, den sie auf englisch nach dem Weg dorthin fragen, versteht sie jedenfalls nicht. Strasposany – so ähnlich heißt es auf polnisch erinnert sich einer von ihnen. Das kommt an, und mit einer Eskorte bringt man sie dorthin, wo sie bereits erwartet werden. Die Maschinen, voll Dreck, eine mit einem verbogenen Seitenspiegel, doch sonst unbeschadet, verschwinden im Schuppen der Hauptwache. Schloß und Dienstsiegel davor: Sie sind am Ziel.

Eine Reise voller Gegensätze: pulsierendes Stadtleben mit interessanter Architektur und Abschleppdienst auf einsamer Landstraße.



Wo sonst altgediente Offiziere sich zu kurieren pflegen, quartiert man die drei Motorradfahrer ein. Das Sanatorium bietet einen vorzüglichen Blick auf den breiten Dnjepr, direkt vor der Fensterfront neigt sich sein breites Bett mit den steilen Ufern herab. Dolmetscherinnen werden ihnen zugeteilt, die ihnen während ihres gesamten Besuchsprogramms nicht von der Seite weichen. Sie lernen den Bürgermeister kennen. Der freut sich über den Besuch, begrüßt den informellen Kontakt zwischen den Partnerstädten und erweist sich mit Strömen von Wodka als ein warmherziger Gastgeber.

Gebirge aus Plattenbauten

* Das Besuchsprogramm fährt alles auf, was Saporoshje, dieses Kind



*Auf der Kosaken-Insel
inmitten der Krim erfahren
die Deutschen die
ukrainische Gastfreundschaft.*

der Industrie, zu bieten hat und nicht unmittelbar nach Stahl und Eisen riecht: Kosakenmuseum, Flußfahrt, eine Besichtigung des mächtigen Dnjepr-Staudamms, der einst den Sozialismus preisen sollte. Das Preisen hat geendet, doch Strom erzeugt er immer noch. Am Soldaten-Denkmal legen Klaus Krüßmann, Dieter Schnapka und Dieter Strack einen Kranz nieder, was die Gastgeber zu schätzen wissen, denn geschichtliches Bewußtsein ist eines der wenigen Dinge, die noch Halt geben in einer Zeit des politischen Umbruchs. Zum Erforschen der Stadt bleibt kaum die Gelegenheit. Doch viele zwiespältige Eindrücke brennen sich ein. Riesige Wohnhochhäuser beherrschen das Bild. Eine knappe Million Menschen lebt in einem Gebirge aus Plattenbauten. Durchzogen wird es von weit ausladenden, kilometerlang sich hinziehenden Schluchten, den Boulevards, die eher an Autobahnen erinnern als an Ortsstraßen. Unverändert blickt

Lenin von seinem Podest über den Fluß und eine Architektur hinweg, die im Namen des realen Sozialismus ganz der Funktionalität und Machtdarstellung gewidmet war.

Doch im Detail zeigt sich der Verfall. Schrott liegt haufenweise herum, in Pfützen sammelt sich am Straßenrand das alte Öl. Straßenbahnschienen ragen aus dem Asphalt hervor. Wer hier mit der Tram zum Einkaufen fährt, braucht Geduld, nicht nur wegen der Schienen, auch der Strom fällt manchmal aus und legt die Wagen lahm. Doch zu kaufen gibt es in den Geschäften ohnehin nicht viel. Ein wenig fette Wurst, ein wenig Brot vielleicht, Obst und Gemüse kaum; selbst der Schnaps wird knapp.

Der Mangel zeigt sich in den Gesichtern, und wenn Klaus Krüßmann Menschen fotografiert, so zu-

nehmend nur noch Kinder: „Es sind die einzigen lachenden Gesichter.“ Die anderen scheinen wie erstarrt und tauen erst auf, wenn man dem Menschen dahinter begegnet. Dann aber kehrt das Leben mit all seiner eingefangenen Herzlichkeit zurück. Eine Herzlichkeit, die Nähe erzeugt. „Sie haben uns gegenüber eine Gastfreundschaft gezeigt, die uns oft beschämte“, notiert Klaus Krüßmann nach seiner Rückkehr. Eine Herzlichkeit, die Fragen stellt: Wie lebt ihr? Was verdient ihr? Was machen eure Kinder? Was läuft bei euch im Fernsehen?

Den letzten Tag verbringen die Besucher in Familien, es wird gefeiert, allen Einschränkungen die Fülle des eigenen Herzens entgegenstimmend. Dieter Strack ist bei einem Offizier der Feuerwehr zu Besuch, er erzählt von sich, allen Fragen versucht er bereitwillig Antwort zu geben. Dann sind die Gastgeber an der Reihe. Ungerechnet fünfzig Mark bringt die Arbeit bei der Feuerwehr im Monat ein, davon läßt sich ein achtundzwanzig Jahre alter Wagen unterhalten, die spartanisch eingerichtete Wohnung bekommen sie gestellt. So ist bisher jeweils noch einmal im Jahr ein Urlaub an der Krim zu bezahlen gewesen – bescheidener Luxus. Im Ausland waren sie noch nie.

Saporoshje liegt von Oberhausen kaum weiter entfernt als Kreta. In dreieinhalb Stunden wäre die Strecke mit dem Flieger zu bewältigen – wenn es einen gäbe. Es gibt aber keinen. Und auf dem Motorrad spürt man die Distanz. Als sie wieder abfahren, spricht Dieter Schnapka auf Band: „Wir sind froh, wieder allein zu sein.“ Viel später fügt er dann hinzu: „Aber ich würde in jedem Fall wieder dorthin fahren.“

WARTEN AUF DEN IMPULS

*Käte Lehmann –
mit 89 eine junge Künstlerin*

MICHAEL PETRYKOWSKI

„Ich mache nichts krampfhaft, vielmehr warte ich auf Impulse. Und wenn so ein Impuls erst einmal da ist, dann sage ich mir: Jetzt aber ran!“ Markante Worte von Käte Lehmann, die sich mit nunmehr 89 Jahren wohl „älteste Künstlerin der Stadt“ nennen darf. „Alt“ ist eigentlich falsch, denn Käte Lehmann, Mitglied im Arbeitskreis Oberhausener Künstler, ist in jeder Hinsicht jung geblieben: körperlich wirkt sie noch immer erstaunlich rüstig, geistig mit hoher Flexibilität und Auffassungsgabe ausgestattet, in ihren Werken, die von steter Weiterentwicklung gekennzeichnet sind, präsentiert sie sich frisch, weltgewandt und mit der Zeit Schritt haltend. Käte Lehmann, das darf an dieser Stelle durchaus gesagt werden, ist auf ihre Art einmalig.

Geboren wurde die Künstlerin im Jahre 1904 unter den Obstbäumen von Berlin-Friedenau. Schon im zarten Kindesalter griff sie zum Stift,

um auf Wasserzeichen-Wertpapier Portraits zu malen. „Das schien mir schon damals ganz passabel gelungen zu sein,“ lächelt Käte Lehmann verschmitzt, „die vielen Tanten haben sich in meinen Werken jedenfalls immer wiedererkannt.“

Obwohl ihre Eltern eigentlich dagegen waren, daß sich die junge Käte der Kunst verschreibt, absolvierte sie bei Wilhelm Wilcke vom Verein Berliner Künstler eine erste Grundausbildung. Ja, ja, die Kunst: Schön und gut. Aber ernährt sie auch die Künstlerin? Daran hatte Käte Lehmann schon in jungen Jahren ihre Zweifel, und darum besuchte sie die Höhere Handelsschule, um etwas „Vernünftiges“ zu lernen. Schließlich hatten ihr auch die Eltern immer wieder eingetrichtert: Von der Kunst allein kann kein Mensch leben! So verdiente sie ihr Brot zwischenzeitlich am Schreibtisch einer Bank.

1928 folgte ein bedeutender Einschnitt in ihrem Leben: Käte Leh-

mann unterschrieb den Trauschein und siedelte ins Revier über, genau gesagt nach Essen, wo ihr Ehemann eine Anstellung als Ingenieur fand. Hier studierte sie bei Maler Max Benkert und an der renommierten Folkwangschule, beschäftigte sich zunehmend mit Fachliteratur und begann, ihr künstlerisches Wissen zu vertiefen. Sie erinnert sich: „Ich kam mit einigen meiner Werke zu Max Benkert, und der hat mich auch sofort angenommen. In drei Jahren wollte dieser berühmte Mann eine komplette Sache aus mir machen.“ Es folgten Jahre der Unruhe, der politischen und menschlichen Katastrophen, der persönlichen Sorgen, aber Käte Lehmann warf die Brocken keineswegs hin. Ihr Engagement sollte sich lohnen.

Und Jo Pieper, Maler aus Essen, empfing sie nach den Wirren des Krieges im Jahre 1947 tatsächlich mit den Worten: „Na endlich kommt mal jemand, der auch schon was kann.“ Es war die Zeit, so erinnert sich Käte Lehmann, als die Künstler erstmals wieder versuchten, sich zusammenzuschließen und gemeinsam zu arbeiten.

Wichtig für diese Epoche war ihr Umzug nach Wuppertal nur ein Jahr später, als sie sich dem Künstlerkreis im namhaften Röderhaus anschloß. Dort legte sie auch den Grundstein für ihr späteres Wirken und gelangte zu eigenen künstlerischen Ausdrucksformen. Bis dato hatte sich die damals 44jährige nicht unbedingt auf bestimmte Techniken festgelegt. Sie malte in Öl, Aquarell, aber auch Zeichnungen gehörten zu ihrem Repertoire.

Handwerk des Leim-Siebdrucks

Erst das Jahr 1957 sollte ihr zeigen, welche Technik den Schwerpunkt ihrer künftigen Arbeit bilden sollte. Es war an der Werkkunstschule

Düsseldorf, wo sie bei Meister Brandt das Handwerk des Leim-Siebdrucks erlernte. „Darauf bin ich in der Tat sofort angesprungen“, sagt Käte Lehmann. „Obwohl die Leim-Technik, eine sehr ausgefeilte Variante des Siebdrucks, sehr arbeitsintensiv ist, war ich auf Anhieb begeistert.“ Eine wahnsinnig spannende Angelegenheit, resümiert die Künstlerin. Man glaubt es ihr gern, denn es ist wahrlich überraschend, welche Vielseitigkeit dieses Verfahren zuläßt. Käte Lehmann arbeitete von Beginn an auf unterschiedlichem Untergrund, auf Papier, Karton oder auf Hartfaser, später wurde der Siebdruck von ihr sogar in Verbindung mit malerischen Elementen variiert.

Der langjährigen Erfahrung mit dieser Technik verdankt sie auch ihre heutigen Ausdrucksmöglichkeiten. Später war sie Mitglied im Verein Düsseldorfer Künstlerinnen, es folgen ungezählte Ausstellungen im In- und Ausland. Ihre größte Einzelpräsentation fand in jenen Tagen ihres künstlerischen Wirkens im Ipsen-Huset im norwegischen Skien statt.

In den 50er Jahren faßte Käte Lehmann dann auch in Oberhausen Fuß. Mit dem Namen der Stadt verbindet sie ad hoc das Ruhrland-Hotel. Genauer gesagt, jene Räume, in denen heute die Gastronomie zu Hause ist. Es war der begehrte Treffpunkt für alle Oberhausener Künstler, der erste mögliche Ort der öffentlichen Präsentation überhaupt in der Stadt, stets umsorgt und umhegt vom damaligen Galerieleiter Dr. Horst Griebitzsch, dem Vorgänger von Professor Thomas Grochowiak. Noch immer lobt sie den „guten Ton“, der in Oberhausen herrschte, und darum hat sie die einstige Wiege der Ruhrindustrie längst als ihre künstlerische Heimat auserkoren.



Die Farbe spielt in den Werken von Käte Lehmann stets eine dominierende Rolle.

Gern denkt sie schließlich auch an die Zeiten mit dem unvergessenen Hilmar Hoffmann (heute Präsident der Goethe-Institute) zurück, der zu Beginn der 60er Jahre das Amt des städtischen Kulturdezernenten übernahm und der Kunst im Schloß alle Türen öffnete. Ungefähr ab da, erinnert sich die Künstlerin, hingen auch mehr und mehr abstrakte Werke in der ersten Reihe. Käte Lehmann schmunzelt: „Wer eher traditionell arbeitete, der mußte hinten stehen. Es begann ein regelrechter Kampf um die Plätze in den Ausstellungen, denn die Vertreter der gegenständlichen Kunst und der Abstraktion standen sich zu der Zeit ziemlich konträr gegenüber.“ Da sie die „Abstrakten“ nicht völlig ablehnte, unternahm auch Käte Lehmann immer wieder Ausflüge in diese Gefilde, vor allem

wegen ihrer intensiven Beschäftigung mit der Musik und ihren Tönen. Aber im großen und ganzen ließ sie die Finger davon, es war eben nicht ihr Metier.

Fotografie als Ergänzung

Es ist auf der anderen Seite auch nichts „Formales“, was Käte Lehmanns Werk ausmacht, nur ungern läßt sie sich da in irgendwelche Schubladen packen. Ihr Schaffen ist vielmehr geprägt von der Einheit, vom Ausgleich und – vor allem – von der Farbe. All ihre Motive, die sie zu einem Großteil während ihrer Reisen um die ganze Welt zusammentrug, demonstrieren einen schier unendlichen Einfallsreichtum im Umgang mit der Farblichkeit und der Farbgebung. Wenn von ihren vielen Reisen die Rede ist, so muß zugleich gesagt werden, daß Käte Lehmanns Werk sicher auch von journalistischen Elementen durchtränkt wird. So bezeichnet sie die Fotografie als wertvolle Ergänzung für ihre Arbeiten, um immer ein Gesamtbild von dem ge-

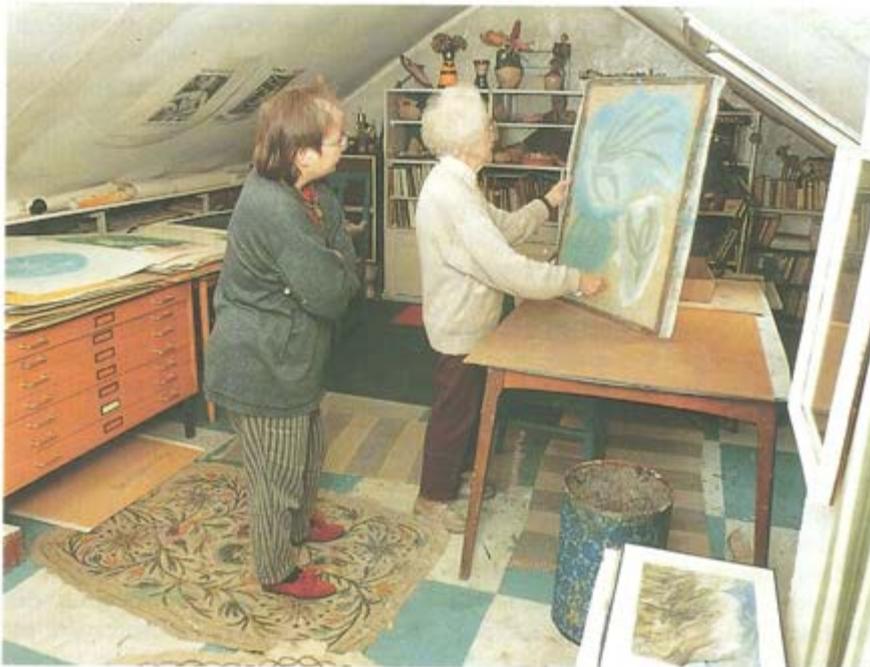


ben zu können, was sie gesehen hat.

„Doch auch dieses leichte, undoktrinäre Spiel mit den Formen, das stets an ein melodioses Komponieren von Tönen erinnert, rückt ihr gesamtes Werk in die Nähe der Musik.“ Diese anerkennenden Worte aus dem Munde eines beruflichen Mannes anlässlich einer Ausstellungseröffnung im Jahre 1968 dürften ganz im Sinne Käthe Lehmanns liegen, wollte man ihr von hoher Sensibilität gekennzeichnetes Werk auch nur annähernd auf den Punkt bringen.

Mit großem Interesse verfolgt die 89jährige Dame auch heute noch die Veranstaltungen und Aktivitäten des Arbeitskreises Oberhausener Künstler, dem kulturellen Leben der Stadt fühlt sie sich nach wie vor eng verbunden. In der Fachwelt ist Käthe Lehmann mittlerweile derart bekannt, so daß sie regelmä-

Hobe Sensibilität kennzeichnet die Arbeit der Künstlerin. – Käthe Lehmann in ihrem Atelier: noch immer voller Tatendrang.



ßig zu Ausstellungen in der näheren und weiteren Umgebung eingeladen wird. Im Februar kommenden Jahres wird sie mit etwa 30 bis 40 Werken auf einer Präsentation in Essen gastieren und dort einen Überblick über ihr mannigfaltiges Schaffen gewähren.

Soeben hat Käthe Lehmann während eines kleinen Ausflugs die Fahnen auf Schloß Burg bei Solingen gesehen. Nicht nur gesehen, sondern genau betrachtet. Fest steht: Sie wird dieses Thema, dieses Motiv erarbeiten. Irgendwie. Aber auf ihre Weise. „Mal schauen“, sagt sie, „wie ich das bringen kann“. Sie wird es „bringen“, denn Käthe Lehmann ist noch jung – auch wenn sie schon 89 ist.

DAS ZIEL DER KULTUR IST DIE PERSONLICHKEIT

*Hilmar Hoffmann –
Präsident der Goethe-Institute*

MICHAEL SCHMITZ

„Mir ist das Lesen deshalb besonders wichtig, weil die Auseinandersetzung mit gedruckten Texten auch eine Chance zur Persönlichkeitsentwicklung enthält. Weder als 'kulturelle Zwangsbeglückung' noch als karitative Mission fürs 'Gute Buch', sondern als intellektuelle und kulturelle Bereicherung möchte ich Leseförderung verstehen. Persönlichkeiten mit eigener Meinung, die das Zeug zum Widerspruch erworben haben, befähigt zu konstruktiven Alternativen, brauchen wir mehr und mehr in unserer den Geist nivellierenden Epoche. Was wir brauchen, ist ein neues Denken und keine anthropologische Veränderung des Menschen. Das Ziel der Kultur ist die Persönlichkeit. Wir haben nur eine Hoffnung mit dem alt-neuen, ewig gleichen Menschen, oder wir haben keine. Aber dieser Mensch als einzelne Person, als Persönlichkeit, ist wieder unerhört wichtig gewor-

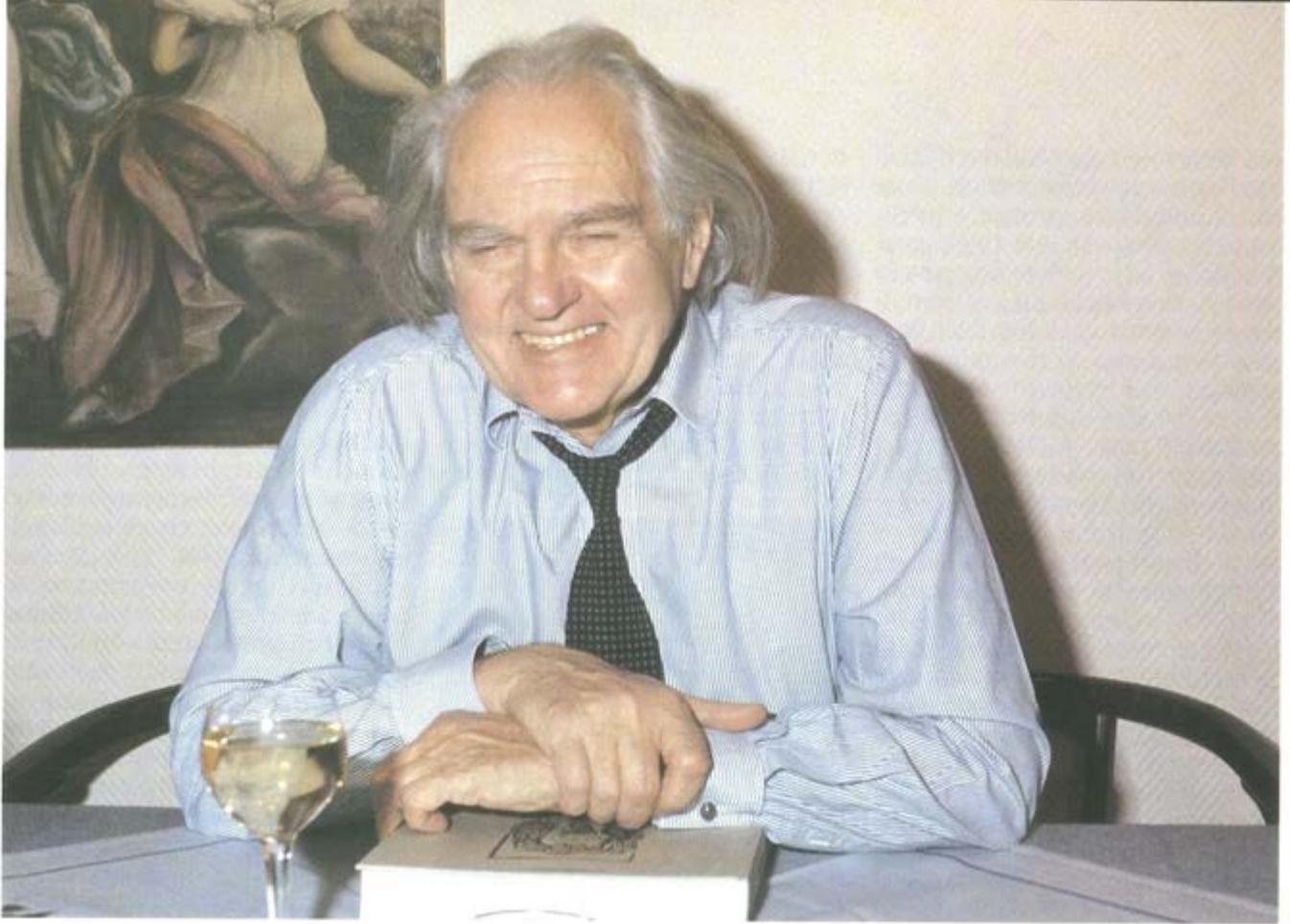
den. Er wurde wichtig als einer, der bereit und in der Lage ist, standhaft, menschlich und integer zu sein. Wissen ist heute vielleicht keine Macht mehr, es macht Menschen aber wirklichkeitsmächtig.“ So Hilmar Hoffmann in seinem 1990 bei Fischer erschienenen Buch „Kultur als Lebensform“, dem dritten Teil der kulturpolitischen Trilogie, in dem Hoffmann nach „Kultur für alle“ (1979) und „Kultur für morgen“ (1985) auch die Erfahrungen vor allem seiner 20jährigen Tätigkeit als Kulturdezernent in Frankfurt verarbeitet.

Und nun sitzt er mir, an einem Oktobertag des Jahres 1993, im Restaurant des Oberhausener Theaters gegenüber. Von der Wand lacht ein mächtig gerundeter Sir John Falstaff auf den immer noch gertenschlanken, hochgewachsenen und selbst mit 68 blendend aussehenden Kulturschaffenden herab, der soeben beim Festakt zum 40jährigen Beste-

hen des Rotary Clubs Oberhausen den Festvortrag zur Rolle der Kultur in Europa gehalten hatte. Auf der Bühne des Theaters, das in seinem Leben 25, 30, 40 Jahre zuvor beruflich wie privat eine so entscheidende Rolle gespielt hatte. „Eigentlich habe ich gedacht, dieses Theater hier geht dich nichts mehr an, dann kam aber doch Nostalgie auf, alle die ich kannte, sind nicht mehr da.“

Die Gedanken fliegen zurück, in die 50er Jahre und in die frühen 60er, auf die Grillostraße, wo Hoffmann neben uns wohnte, in der Nummer 31, gegenüber der Villa Meuthen. „Dein Vater hat mich damals ein halbes Jahr lang zappeln lassen, weil er keinen Ostermarschierer neben sich wohnen haben wollte“. Nein, häufig ist er nicht mehr in Oberhausen, „aber es ist immer auch ein Stück Wehmut mit dabei. Ich bin eben am Rathaus vorbeigegangen, durch den Grillopark, die Oberhausener Zeit, die ist ein Teil meines Lebens, der mich entscheidend mitgeprägt hat. Ohne die Lehrmeister von damals wäre ich wohl nicht so weit gekommen, ohne den ollen Meinicke (den Willi), der mich gezwungen hat, Etats zu lesen, ohne Papa Behrends (den damaligen Stadtkämmerer), ohne Luise Albertz vor allem und ohne den Tutti Schmitz, Deinen Vater.“

Am 25. August 1925 erblickt Hilmar Hoffmann als Sohn eines selbständigen Export-Kaufmanns das Licht der Hansestadt Bremen. 1933 zieht die Familie nach Lünen, 1939 kommt sie nach Oberhausen. Hilmar Hoffmann besucht die Horst-Wessel-Oberschule, wird später, wie so viele, sein Notabitur bescheinigt bekommen. Nie hat er ein Hehl daraus gemacht, daß er im Jungvolk aktiv, dort zuletzt Fähnleinführer war. Gleichwohl kommen Leser-



briefe, wenn von Hilmar Hoffmann in hiesigen Zeitungen die Rede ist, die auf seine „Nazi-Vergangenheit“ hinweisen. „Ja ich weiß, der 'rote Wagner' (Hermann-Josef) hat eben was gegen mich.“ Als der Krieg zu Ende ist, ist Hilmar Hoffmann 19. Kaum ist er im Krieg, da gerät er 1944 als Offiziersanwärter in der Normandie in Gefangenschaft. „Für 20 Minuten Krieg war ich dreieinhalb Jahre in Gefangenschaft.“ Erst in den USA als Holzfäller in den Rocky Mountains, später in Schottland, 1947 kehrt er heim. 1945 bis 1946 hatte er in Colorado an einem Abiturkurs teilgenommen, nun lernt er in der Heimat weiter, macht 1948 vor der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf das Sprachkundigen-Diplom I in Englisch.

“
*Was ich bin,
 verdanke ich dieser Stadt*
 ”

1949 baut Hilmar Hoffmann das britische Kulturzentrum „Die Brücke“ auf, das er bis zu dessen Schließung 1951 auch leitet. 1950 gründet er „das zeitgenössische Schauspiel“ Oberhausen, das ein Höhepunkt, 1959 bei den Recklinghäuser Ruhrfestspielen dabei sein sollte, ein Jahr später die Oberhausener Volkshochschule, die am 1. April 1952 ihre Arbeit aufnimmt. Beide Einrichtungen leitet er bis 1965. „Man hat mir auf Verdacht hin diese Chancen gegeben, aber bei der 'Brücke' hatte ich auch gezeigt, daß ich Organisa-

tionstalent habe.“ Immerhin waren so prominente Leute wie Matthias Wiemann oder der gebürtige Oberhausener Will Quadflieg zu Gast, der erste ein Erzähler von Gottes Gnaden, der zweite ein Mime und Rezitator von heute noch kaum erreichtem Format.

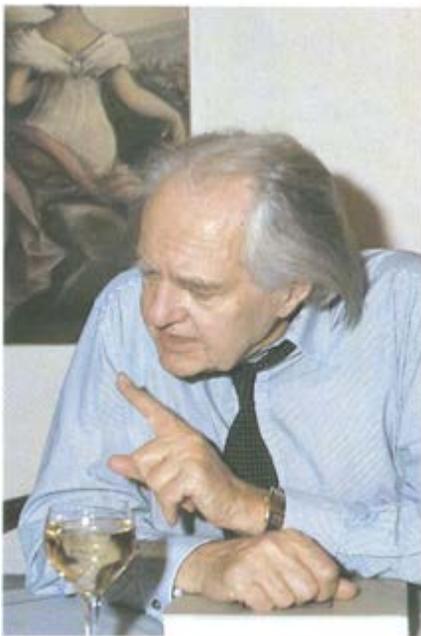
In der Volkshochschule verstärkt Hilmar Hoffmann massiv die Filmarbeit, mit Folgen. 1953 gründet er die Westdeutschen Kurzfilmtage, die zunächst noch als „Kulturfilmtage“ 1954 zum erstenmal stattfinden. Und für das Motto „Weg zum Nachbarn“ gewinnt er internationale Partner, die, wie der legendäre polnische Filmlehrer Prof. Jerzy Bossak, bei dem Regisseure wie Polanski oder Wajda lernten, bald zu Freunden werden. In einer Zeit, in der der kalte Krieg auf Hochtou-

ren läuft, in der die DDR im offiziellen Bonner Sprachgebrauch „sozialistische Besatzungszone“ heißt, sucht das Festival, das 1994 seine 40. Auflage erlebt, den Weg gerade auch zu den Nachbarn in Osteuropa, ein Jahr nur, nachdem der Arbeiteraufstand in Berlin niedergeschlagen worden war, ist Premiere.

1955 gründet Hoffmann die Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie, die er sodann auch nebenamtlich leitet. Wiederaufbaujahre hin, Wiederaufbaujahre her, diese Vielfalt an haupt- und nebenamtlichen Funktionen des jungen Kultur-machers ist politischen Kräften ein Dorn im Auge. Nicht selten heißt es im Kulturausschuß, mit Ausnahme der VHS-Leitung möge Hoffmann doch gefälligst alle anderen Tätigkeiten aufgeben. Der längst über die Grenzen der Stadt hinaus anerkannte Fachmann kann solche „Feldzüge“, wie damals, 1956, eine Oberhausener Tageszeitung schreibt, gut überstehen. Ehrenamtlich leitet er seit 1953 gar noch das Filmreferat des Landesverbandes der Volkshochschulen in NRW, gehört dort ab 1959 auch dem Publizistischen Ausschuß an. Von 1955 bis 1960 ist er Vorsitzender der Filmclubs in NRW, ab 1959 stellvertretender Vorsitzender des Film-ausschusses im Deutschen Volkshochschulverband, von 1956 bis 1961 Vizepräsident im „Deutschen Rat für Filmkultur in München“, ab 1958 Leiter des Referats Film-Funk-Fernsehen-Presse beim Deutschen Vortragsamt in München. Überregional und international gibt es bis 1965 Berufungen in die Juries der Internationalen Filmfestspiele in Leipzig, Mannheim (gleich viermal), dem irischen Cork, Karlsbad, Bukarest, Moskau (zweimal), Locrarno, Cannes, Krakau und Mar del Plata. 1964 und 1965 ist er Mitglied

der Jury „Adolf-Grimme-Preis“ des Deutschen Fernsehens, er wird in den Hauptausschuß der Filmbewertungsstelle Wiesbaden berufen und in den Ausschuß zur Vergabe der Förderpreise des Landes NRW.

Hilmar Hoffmann schreibt ungezählte Artikel für nationale und internationale Zeitungen und Zeitschriften, macht Funk- und Fernsehsendungen, publiziert zum internationalen Kultur- und Doku-



mentarfilm, zur Erwachsenenbildung, gibt 1963 ein erstes, noch kleines Taubenbuch heraus, mehr ein Essay, aber eines mit flatterhaften Spätfolgen, von denen noch zu schreiben sein wird. Er schreibt Drehbücher, hält Vorträge bei den Internationalen Filmfestspielen in Berlin ebenso wie beim Kommunalpolitischen Bundeskongreß der SPD, deren linkem Flügel er, vom ersten Ostermarsch an dabei, angehört, er referiert an Universitäten selbst im kalifornischen Berkeley. Und keinesfalls mal so nebenbei

studiert Hilmar Hoffmann an der Schauspielabteilung der Essener Folkwang-Hochschule zwischen 1952 und 1957 acht Semester lang Regie und Dramaturgie. „Ich hatte ja keinen Abschluß, da hat der Behrends damals gesagt: 'Machen Sie einen.'“ Und er macht mit der Gesamtnote „gut“ sein Diplom, arbeitet anschließend zwei Spielzeiten lang als Regieassistent an den Städtischen Bühnen in Essen.

Blicke in ein Zeitungsarchiv belegen, daß Hoffmann auch äußerlich immer „auf Zeit“ ist. 1964, die Pilzköpfe machen weltweit Furore, ist auch das Haupthaar des Hilmar Hoffmann um Zentimeter länger geworden, reicht beinahe bis auf den Kragen des dunklen Anzuges. Den hatten auch die Rebellen von 1962, die jungen Filmschaffenden um Alexander Kluge, getragen, die im legendären Oberhausener Manifest „Papas Kino“ für tot erklärten und damit die Geburt des neuen deutschen Films einläuteten. Der Chronist, gerade mal 13 damals, war dabei, obwohl das Festival eigentlich erst „ab 18“ war. Aber der Nachbar „Kulturdezernent“ verschaffte an den Jugendschützern vorbei die Dauerkarte, alte Verbundenheit zum inzwischen verstorbenen Vater, der den Ostermarschier nicht als Nachbarn wollte. Erstmals gab es mit dem Kuratorium „Junger deutscher Film“ eine staatlich institutionalisierte Filmförderung, zu verantworten vom damaligen Bundesinnenminister Hermann Höcherl, der dem „roten Festival“ Westdeutsche Kurzfilmtage per Streichung der Bundeszuschüsse eigentlich den Weg zu den östlichen Nachbarn hatte verbauen wollen.

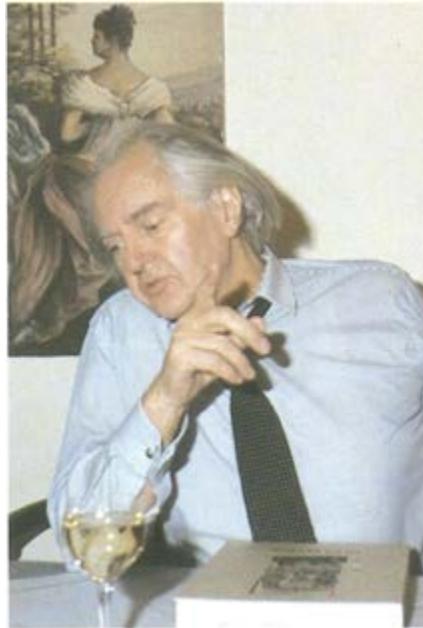
1964 ernennt der Rat der Stadt Hilmar Hoffmann zum Direktor, wählt ihn am 5. August 1965 zum Kultur-

dezernenten. Dieses Amt tritt Hoffmann in einer schweren Zeit an. Der Bergbau kriselt immer mehr, das Finanzkorsett der Revierstädte wird immer enger, vor allem das Oberhausener. In die Amtszeit des Dezernenten fällt 1968 die Schließung der eigenständigen Theatersparte „Oper“, nie allerdings auch hatte der Beigeordnete seine ungleich größere Neigung zum kritischen Schauspiel gelehrt, wie es in den damaligen Jahren um 1968 von Günther Büch ohne jedweden Respekt vor Klassikern auf die Oberhausener Bühne gebracht wird.

Im Grußwort zum 20jährigen Bestehen der Oberhausener Theatergemeinde meint Hoffmann: „Die Welt, in der wir leben, ist außer durch die Traditionen deutscher Dichter und Denker auch geprägt von Erfahrungen, die Auschwitz heißen, Stalingrad, Hiroshima oder Vietnam, und die das Theater davon entbinden, lediglich die heitere Welt des Guten, Edlen, Schönen in den Klassikern zu bewahren oder die alte Midinettenfröhlichkeit in der geschürzten Muse. Zur Zeit des bürgerlichen Theaters befand sich dieses noch im Einklang mit der Gesellschaft, für die es geschaffen war und für die das Theater außer zum kulinarischen Gewinn erstlich zum gesellschaftlichen Ereignis taugen mußte und zum Garderobenfest. Heute gehört das Theater nicht mehr nur den pekuniär oder den wie auch immer bildungsmäßig oder soziologisch privilegierten Schichten. Der dunkle Anzug zählt nicht mehr als Eintrittskarte. Vor allen anderen gehört das Theater heute der arbeitenden Bevölkerung einer Stadt, (die wenige Monate zuvor in Büchs legendärer 'Dreigroschenoper'-Inszenierung rote Fahnen heißt und

die Internationale gesungen hatte) und es ist nicht mehr das Milieu der Grafen und Millionäre, das fasziniert, und es sind nicht länger die Probleme der Ritter, Gutsbesitzer und Fabrikanten, die Interesse heischen, weil ihnen jede gesellschaftliche Relevanz abhanden gekommen ist.“

Die 68er hatten in Hilmar Hoffmann eines ihrer kulturellen Sprachrohre, auch wenn der Dezer-



nent in seiner Eigenschaft als Leiter der Kurzfilmtage gerade 1968 um Haaresbreite über die neue Freiheit gestolpert wäre. Denn ausgerechnet in dem Jahr, in dem alles anders sein sollte und war als die Jahre zuvor im deutschen Wirtschaftswunderschlaf, in diesem Jahr des großen Umbruchs drängt ihm die Duisburger Staatsanwaltschaft Zensur auf, als der Hamburger Filmemacher Hellmut Costard, der inzwischen in Oberhausen arbeitet, einen Film mit dem Titel „Besonders wertvoll“ im Wettbewerb hat. Der

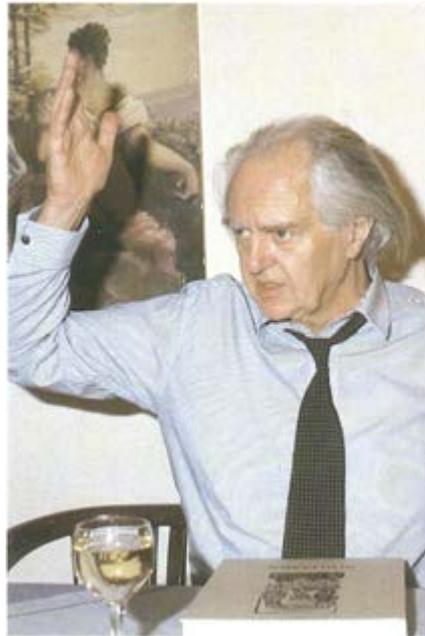
Seitenhieb auf manchen Unfug der Wiesbadener Filmbewertungsstelle trifft die Rechtsbewahrer mitten ins Herz, handelt es sich bei den Hauptdarstellern doch um einen entblößten Penis und zwei zarte Frauenhände. Dabei war der Film zuvor in der Auswahlkommission sehr zwiespältig bewertet worden. Uwe Nettelbeck, Sportberichterstatter lokal in Hamburg und Filmkritiker überregional der „Zeit“, war „im künstlerischen Sinne“ für den Film. Frei nach dem Motto „Der Mann, der hat ihn lebenslanglich, die Frau nur dann, wenn sie empfänglich“ zitiert der Staatsanwalt den Pornografieparagrafen und verbietet, den Film bei den Kurzfilmtagen zu zeigen. Luise Albertz ruft den Ältestenausschuß zusammen, der sich einstimmig ebenfalls dagegen ausspricht, den Film zu zeigen. Die deutschen Filmemacher drohen mit Abreise, Hilmar Hoffmann mit Rücktritt als Kurzfilmtageleiter „und auch als Dezernent“. Im Mittelsaal der Stadthalle schlagen in einer spontan einberufenen Pressekonferenz die Wellen hoch, Hilmar Hoffmann meint nur lakonisch mit Blick auf einen der Hauptdarsteller: „Der Staatsanwalt hat die Hand drauf.“ Auch der Chronist fährt in einer 16 PS starken Studentenente seinerzeit dem Film hinterher, um ihn außerhalb Oberhausens zu sichten, bei einer als wissenschaftliche Veranstaltung deklarierten Vorführung in Bochum. Ungeklärt bleiben mir bis heute drei Fragen. Handelte es sich, wie Gerüchte wissen wollten, bei „dem“ Hauptdarsteller tatsächlich um das beste Stück am Mann des Hellmut Costard. Gehörten „die“ Hauptdarstellerinnen zu Petra Krause, jener Fernsehansagerin, die mit Uwe Nettelbeck verheiratet war? Und hat schließlich Hilmar Hoffmann das ganze Brimbo-

rium nur inszeniert, um dem Festival, dem zuletzt immer wieder auch eine gewisse Müdigkeit nachgesagt wurde, neuen Schwung zu verleihen? Immerhin mußte das Folkwang-Diplom ja irgendwann einmal nutzbringend eingesetzt werden, der Ruf, Skandalchen in Szene setzen zu können, wenn Langeweile drohte, dieser Ruf eilt Hilmar Hoffmann schon damals unstrittig und wohl auch nicht ganz unberechtigt voraus. Der Meister der Aktion war eben auch ein Meister des Spektakels.

Dieses wird seinerzeit in Frankfurt gehört. Die Hessen zeigen Interesse am Oberhausener Kulturdezernenten und wählen ihn am 15. Oktober 1970 in gleicher Funktion ins Frankfurter Beigeordnetengremium. Mit dem Ehrenring der Stadt am Finger, für besondere kommunalpolitische Verdienste verliehen, und dem Bekenntnis „Was ich bin, verdanke ich dieser Stadt“ verläßt Hilmar Hoffmann mit seiner Frau Brunhilde Hülsmann, der anerkannten Schauspielerin, die er 1957 geheiratet hatte, sowie Sohn Kai, der zur Zeit promoviert, und Tochter Katrin die Wiege der Ruhrindustrie. Kein Zweifel, auch provinzielle Oberhausener Eifersüchteleien um den weltweit gefragten Kulturfachmann haben ihm den Weg von der Emscher an den Main leichtergemacht, ungeachtet der unglaublichen Möglichkeiten, die sich in Frankfurt eröffnen sollten, wo Hilmar Hoffmann fortan kulturelle Akzente setzt, die in der deutschen Nachkriegsgeschichte ohne Beispiel sind.

In den 20 Jahren bis zu seiner Pensionierung wird Hilmar Hoffmann den Frankfurter Kulturretat von 68 auf 450 Millionen Mark steigern. Wer mit den nackten Zahlen nichts anzufangen weiß: der Anteil der

Kultur am Frankfurter Gesamthaushalt wuchs von sechs auf 11,5 Prozent, einmalig in deutschen Ländern, gar anerkannte und selbsternannte Kulturmetropolen träumen von solchen Größenordnungen. Die kulturellen Eckpfeiler in Frankfurt, die Hilmar Hoffmann einpflanzt, lassen sich selbst in einer ausladenden Personality-Show nur fragmentartig skizzieren, sind außerdem beinahe täglich weit mehr



durch die bundes-, ja europa- und weltweiten Gazetten getragen worden als die Oberhausener Zeit, die hier daher mehr Platz greifen muß.

Er läßt am Main ein Museumsufer bauen mit beinahe 20 Anlegeplätzen historischer, künstlerischer, politischer Art, richtet mit großem Aufwand ein kommunales Kino ein (dessen Schließung er soeben erst, drei Jahre nach seiner Pensionierung, fast nötigend verhindern mußte: „Erstmalig habe ich kommentierend eingegriffen“), gründet flächendeckend über das ge-

samte Frankfurter Stadtgebiet Kunst- und Ausstellungshallen ebenso wie kleine oder große alternative Kulturzentren, initiiert private Museumsgründungen, läßt aus Ruinen umbauen. Er führt einen Stadtverordnetenbeschuß herbei, wonach jedes Jahr ein Bürgerhaus zu bauen ist, 20 sind's geworden mit der Zeit, Bibliotheken werden auf die gesamte Mainmetropole verteilt, Hilmar Hoffmann läßt eine Musik-Hochschule bauen, Kunstwerke von renommierter Hand ins Stadtbild pflanzen, er holt das Deutsche Institut für Filmkunde nach Frankfurt, auch die Junge Deutsche Philharmonie und ein Goethe-Institut, kauft unmittelbar nach Amtsantritt Kunstwerke (eine seiner ersten Amtshandlungen war das Aufstocken eines Kunst-Anschaffungsetats von Null auf erst einmal eine Mio. DM), erwirbt die Nachlässe bedeutender Künstler und Wissenschaftler.

Mehrere Preise, darunter der Theodor W. Adorno-Preis, der Max Beckmann-Preis und die Mozart-Medaille werden unter seinem Dirigat eingerichtet, institutionelle Einrichtungen verteilt er auf die ganze Stadt. „Kultur für alle“ bleibt die Maxime. Elitäres wird ebenso gepflegt wie für die Masse zugänglich gemacht. Auch in Frankfurt wachsen die Neider, wie in Oberhausen schon vorzugsweise im eigenen, im sozialdemokratischen Lager. Als Hilmar Hoffmann der Vorwurf gemacht wird, es allzugenut mit der CDU im Magistrat zu können, schreibt er kurzweg „Kultur für alle“, eine Standortbestimmung, die selbst manchen Sozialdemokraten als zu weit nach links orientiert erscheint, von Christdemokraten wie dem sächsischen Ministerpräsidenten Prof. Kurt Biedenkopf aber gern und häufig zitiert wird und immer-

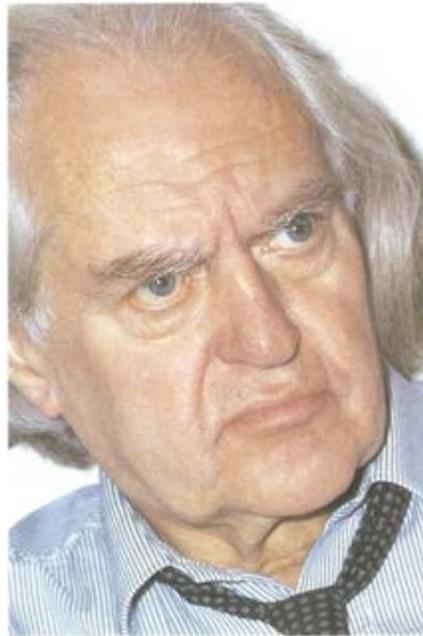
hin 30.000mal verkauft worden ist. Daß er in seinem Amt mit den Stimmen von CDU und (schweren Herzens?) auch der SPD bestätigt wird, nehmen ihm altvordere Genossen noch heute übel. Ein Sozi mit christdemokratischem Votum im Amt bestätigt, pufi Teufel für die Zeit, Ende der 70er, Anfang der 80er.

Während Sir John Falstaff aus dem Rahmen herablächelt auf das inzwischen fast schlohweiße, aber lang und wild um den Kopf wallende Haupthaar, genießt Hilmar Hoffmann den warmen Apfelstrudel zum Dessert und grinst nur in der Erinnerung: Der Wallmann, der Oberbürgermeister von Frankfurt, er sei schon ein Guter gewesen: „Ich hatte ab 1977 einen Oberbürgermeister, der meine Kulturpolitik unterstützt hat. Das war eben mein Glück. Aber ich war auch der einzige, der nicht gemauert hat, alle anderen Sozis hat Wallmann rausgeschmissen.“ Beim ersten Gespräch über ein Museumsufer sei Wallmann so überzeugt gewesen, daß er ihm zugestanden habe: „Ich werde morgen meiner Fraktion sagen, daß wir das so beschlossen haben.“ Und wenn andere Städte wie Köln, Hamburg oder Berlin lockten, habe Wallmann nur registriert: „Sie wollen doch gar nicht weg, Sie wollen nur wieder ein neues Museum haben. Was bauen wir denn als nächstes?“

Die kühle hanseatische Schlitzohrigkeit ist geblieben, immerhin ist Wallmann es, der Hoffmann vor allem auch die finanziellen Weichen zu einer erfolgreichen Arbeit in Frankfurt stellt. Der Sohn eines selbständigen Bremer Exportkaufmanns hat da keine Probleme, wer ihm die Musik bezahlt, wenn er sie denn nur selbst komponieren darf.

Neben seinem Hauptberuf pflegt Hoffmann, was schon zu seiner

Oberhausener Zeit an der Ruhruniversität in Bochum begonnen hatte, die Lehrtätigkeit. In Frankfurt sind es die Akademie der Arbeit und die Goethe-Universität, die Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst mit einer Honorarprofessur, in Marburg erst ab 1985 ein Lehrauftrag für Filmgeschichte, dann ab 1989 eine Honorarprofessur im Fachbereich „Neuere deutsche Literatur und Kunst-



wissenschaften“. Von 1982 bis 1989 ist Hilmar Hoffmann Gastprofessor für Filmgeschichte an der Universität Tel Aviv, 1990 für Filmgeschichte im Dritten Reich an der Hebrew University in Jerusalem. Offenkundig sehen die Israelis die „Jungvolk-Vergangenheit“ des Hilmar Hoffmann etwas anders.

Vorträge hält er an Goethe-Instituten von Ankara über Bombay, Coimbra, Djakarta, Hyderabad, Kairo, London, Mailand, New Delhi, Osaka, Salvador, Teheran und Washington bis Zagreb. Er referiert

an ausländischen Universitäten auf allen Kontinenten, und er veröffentlicht, seit den Fünfzigern, Schriften, Bücher, Dokumentationen, die sich mit der Kunst in der Nazi-Zeit ebenso auseinandersetzen wie mit Castros Cuba (nach einer ersten Oberhausener Retrospektive zum kubanischen Film, zehn Jahre nach der Machtübernahme durch Fidel Castro im Jahre 1959), mit dem Mythos Olympia und Themen aller kulturellen Spektren.

Daß er als ehemals auch Forstdezernent in Frankfurt-Oberrad wohnt, in einem Forsthaus, auf Erbpacht übernommen, symbolisiert ein wenig die tierische Ader des Hilmar Hoffmann. 1982 erscheint bei Fischer/Krüger sein 2., sein großes Taubenbuch. Da ist die Taube in all ihren erdenklichen Funktionen gegenwärtig: Als schnelle Melderin im Krieg ebenso wie als Friedenssymbol, als Rennpferd des kleinen Mannes vor allem im Ruhrgebiet mit seinen „Taumvattern“ ebenso wie als Brieftaube, als schmackhaftes Federvieh (Rezeptur eingeschlossen) wie als „Lockvogel“ in Straußens „Fledermaus“: „Täubchen, Du entflattert bist, stille mein Verlangen.“ Er ist Ehrenmitglied im Taubenzüchterverein Frankfurt-Oberrad, Tauben sammelt Hilmar Hoffmann aus Leidenschaft, keine lebenden, 300 Exemplare hat er, „und keines doppelt“.

Sir John Falstaff ist nicht dicker geworden, sein Lächeln aus dem Rahmen herab aber auch nicht dünner. Will Hilmar Hoffmann denn drei Jahre nach Erreichen der Altersgrenze immer noch nicht Pensionär werden? „Was soll ich denn da, mein Terminkalender ist noch enger als früher, weil jetzt auch die Wochenenden draufgehen. Allein mit den Goethe-Instituten (ihnen

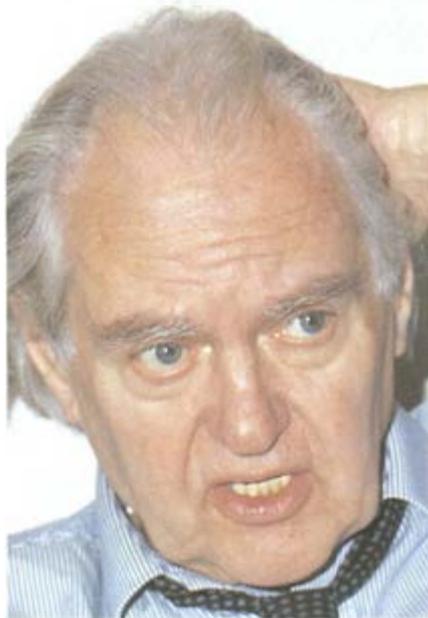
präsidiert Hoffmann seit Mitte 1993) sind so viele Einladungen verbunden.“ Und schon lange habe er für das Jahr 2000 die totale Freizeitgesellschaft vorausgesagt, „dann sind mehr als ein Drittel der Menschen älter als 65, dafür müssen wir jetzt eine materielle Infrastruktur bauen.“

Die Stiftung Lesen kommt noch hinzu, Geld beschaffen ist angesagt, in großen Unternehmen und bei der großen Politik, von Kohl angefangen. Dem Kanzler habe seine Arbeit so imponiert, daß er versprochen habe, für jede Million, „die ich beschaffe“, eine draufzulegen. „Und die Zinsen dürfen wir auch behalten.“

Immerhin hat er einen Fünf-Mio.-DM-Etat. Allerdings ist sein Vertrag auf eigenen Wunsch bis 1994 befristet. Er war Kulturbeauftragter der Olympia 2000 GmbH in Berlin („für den Scheiß-Verein habe ich mich ganz schön verprügeln lassen“), konzipiert das Kulturprogramm für die Weltausstellung 2000 in Hannover, hat Weimar kulturell beraten. Daß sie auch in Frankfurt heute alle dem kulturellen Etat abschwören wollen, weil's keiner gewesen sein mag angesichts der sozialen Klientel, tut ihm schon weh. Nach dreijährigem (untypischem) Schweigen meint er jetzt dann doch, daß seine Nachfolgerin so ziemlich alles falsch gemacht habe, was man nur habe falsch machen können! „Im Kultur-etat hätte nicht so gekürzt werden müssen, wenn sie sich nicht mit allen angelegt hätte, mit dem Oberbürgermeister, dem Kämmerer, dem Personaldezernenten, der Mehrheitsfraktion.“ Natürlich habe er ihr ein schweres Erbe hinterlassen mit den vielen Einrichtungen, „aber ich habe ja auch die entsprechenden Bücher geschrieben, in der Stadt

der kritischen Theorie mußst du eben alles theoretisch begründen. Bei mir waren die Stadtverordneten damals stolz, mit mehr als elf Prozent den höchsten Kulturanteil am Haushalt einer Stadt in ganz Deutschland, vielleicht sogar in ganz Europa zu haben. Außerdem wollte sie ja unbedingt dieses Erbe antreten, sie wollte Frankfurt.“

Was haben ihm überhaupt Frauen im Leben bedeutet? „Als ästheti-



sche Erscheinungen habe ich sie immer gern um mich gehabt, aber ich hatte nie nebenbei eine weitergehende Freundschaft.“ Er hängt sehr an seiner Tochter und den drei Enkelkindern (ein Junge, zwei Mädchen), ist Hilmar Hoffmann in München, und das ist wegen der dortigen Zentrale des Goethe-Institutes nicht gar so selten, besucht er Katrin.

Ganz wichtig ist ihm die Lehrtätigkeit noch heute, „ich brauche Marburg, den Kontakt mit jungen kritischen Menschen, weil ich

selbst noch so viel dabei lerne“. Ja, natürlich empfinde er das Alter, „aber ich freue mich auch, daß ich bei jungen Leuten noch so gut ankomme. Wenn ich das nicht hätte, wäre ich älter als ich schon bin.“ So hat er sich auch überreden lassen, noch vier Jahre „bei Goethe“ weiterzumachen. Ob er nicht einem Jüngeren Platz machen wolle? „Den Job kann nur einer machen, der keinen Beruf hat. Natürlich halte ich mich für entbehrlich, auch in Oberhausen ist es ja weitergegangen, als ich nach Frankfurt gewechselt bin. Aber resignieren ist auch wider meine Natur.“

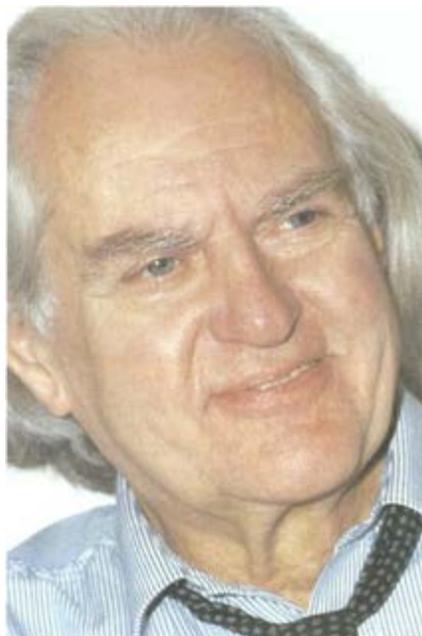
Auseinandersetzungen hat er in der Tat selten gescheut. Mit Ignaz Bubis beispielsweise, dem Vorsitzenden des Zentralrates der deutschen Juden, ist er gut befreundet, jedes Jahr gibt's eine Menge israelischer Pampelmusen zu Weihnachten. Als er aber in Frankfurt die Aufführung des Fassbinder-Stückes „Der Müll, die Stadt, der Tod“ nicht verbot, da wurden von Bubis die Pampelmusen für ein Jahr gestrichen. Die Juden empfinden das Fassbinder-Stück als antisemitisch. Auch mit Saalreden hat er's nicht, was übrigens im Vortrag vor den Rotariern zu hören war, „ich bin kein Parteitagstribunator, nicht wie der Everding, der in jedem Zirkus auftritt.“ Das mag ihn den Weg auf einen Kultusministerstuhl gekostet haben, was ihn in früheren Jahren bestimmt auch wurmte, heute aber eher gelassen zurückblicken läßt. Ein Hilmar Hoffmann in den Mühlen der Ministerialbürokratie, die schwieriger und unter ungleich engeren Sachzwängen mahlen als eine Stadtverwaltung oder ein kommunales Parlament, das hätte möglicherweise gar ins Auge gehen können.

Und die Zeit für die vielen ande-

ren Aktivitäten wäre kaum geblieben, ist eigentlich auch Eitelkeit im Spiel, wenn man sich soviel auflädt? „Natürlich, eine Menge sogar, so etwas hat ganz erheblich auch mit Selbstbefriedigung zu tun. Aber in der Kultur ist das auch wunderbar, da siehst und fühlst du ja deine Erfolge.“ Wie etwa bei dem Programm für die EXPO 2000 in Hannover. Nachts klingelt das Telefon: „Schröder.“ „Welcher Schröder?“ „Der Ministerpräsident von Niedersachsen.“ Da hat er erstmals Haltung angenommen im Bett. „Du mußt das Programm machen.“ 50.000 DM Gage handelt er aus, Schröder meint einmal, Hoffmann dreimal, 150.000 DM wandern in die „Stiftung Lesen“. Ja, locker sei er eigentlich immer gewesen. Der Umgang mit den Großen von „A“ wie Abs bis „Z“ wie Zwerenz ist zur Normalität geworden. Dazu gehört auch, daß ein Hans-Dietrich Genscher anruft, als das Herz des Hilmar Hoffmann kurz nach der Pensionierung plötzlich rhythmisch so stark gestört wird, daß er sich beinahe zu seinen Ahnen versammelt: „Du darfst keine Todesangst haben, wir machen in Berchtesgaden zusammen Urlaub.“

Den hätte Hilmar Hoffmann wahrscheinlich genutzt, ein Buch zu schreiben, den Geldadel im Berchtesgadener Land um satte Spenden für die Stiftung Lesen zu erleichtern, vielleicht um zu lesen, „aber keine Belletristik, die lese ich nur, wenn ich um Rezensionen gebeten werde“. Filmdrehbücher dagegen wurden nachgerade verschlungen, bis zu 40 waren es vierteljährlich allein durch die Eigenschaft als Vorsitzender in der Vergabekommission der Filmförderungsanstalt. So sind die Kontakte zu Oberhausen – „Alle, mit denen ich befreundet war, sind ja tot, auch

die meisten Schauspieler wie Wolfgang Reichmann, den Günther Büch, ja den habe ich noch oft besucht, als er in Nürnberg war“ – und auch den Kurzfilmtagen zwar kaum noch da, obwohl er die Entwicklung letzterer zumindest über die Medien nach wie vor mit großem Interesse verfolgt und fürs Jubiläumsfestival auch ein Sonderprogramm mit seinen Lieblingsfilmen aus der Kufita-Geschichte machen



will, zum Film insgesamt aber sind sie eher noch größer geworden.

Nein, anders würde er nichts machen, meint er zurückblickend, „ich habe eigentlich immer ein gutes Timing gehabt. Bis zum 40. Lebensjahr habe ich in der Provinz gelernt, dann kam 1967 der Lehrauftrag an der Ruhruni, der wichtig war für meine Entwicklung nach Frankfurt.“ Und politisch? „Ich wähle die Partei, der ich angehöre, der Rest der Familie wählt Grün.“ Nicht ausstehen kann er Menschen wie Hans Maier, Bayerns ehemali-

gen Kultusminister, „eine bigotte Erscheinung“, Menschen auch, die aus Mangel an Mut einem anders ins Gesicht reden als hintenherum. Hochachtung hat er vor Menschen wie Rita Süßmuth. Wünschen würde er sich, daß sich die Herz-Rhythmusstörungen nicht verschlimmern.

Ob er, der das Theater auf die Straße holte, die Liedermacher in die Stadthalle, den Jazz ins Museum, der die Musen eben „vor Ort“ inszenierte und dabei wie etwa bei der institutionalisierten Mitbestimmung im städtischen Schauspiel oft auch umstritten war und ist, sich selbst auch als ein wenig verrückt sieht? „Ich würde das nicht so bezeichnen. Ich gebe meinem Lebensgefühl die Chance, die ich brauche, um nicht ständig frustriert zu sein.“ Und sein Kontakt zu den Medien? „Da ich selbst für Zeitungen schreibe, bin ich ja ein Teil der Medien. Und ich versuche sie einzuspannen für Dinge, die ich vertrete.“ Verrisse hätten ihm nichts gemacht, wenn sie nur gut geschrieben seien. Seine Einstellung zur Macht? „Man braucht ein gewisses Maß davon, um Dinge durchsetzen zu können.“ Seine Lieblingsstadt? „Frankfurt, dann London, dann New York.“ Was nimmt er mit, wenn er zum Mars auswandern würde? „Eine Schreibmaschine, Papier und Sekundärliteratur für das letzte Buch, das ich noch schreiben möchte.“

Als wir aufstehen, um Hilmar Hoffmann zum Bahnhof zu fahren, weil abends ein Termin in der Alten Oper in Frankfurt ansteht, ist mir, als habe Sir John Falstaff im Rahmen weise lächelnd mit dem Kopf genickt über den früheren Ostermarschierer, der erst gar nicht unser Nachbar werden sollte und heute viel zu selten den Weg zum früheren Nachbarn gehen kann.

„HIER IST RADIO SCHRÄGES O.“

*Hauseigener Rundfunk erfreut
Senioren in der
Elly-Heuss-Knapp-Stiftung*

KLAUS MÜLLER

„Wie sind Sie denn auf diese tolle Idee gekommen?“, werde ich häufig gefragt. „Gar nicht“, sage ich dann, und erinnere an den „geistigen Vater“ eines Projektes, das nach wie vor bundesweit seinesgleichen sucht: Ehrenamtlich regelmäßig die Bewohner eines Seniorenheimes mit einem live übertragenen Radioprogramm zu unterhalten, diesen Geistesblitz realisierte Jürgen Sanders am 28. November 1976, als der gelernte Bankkaufmann mit seinem Team zum ersten Mal als „Radio Vincenz“ im Vincenzhaus an der Grenzstraße auf Sendung ging. Von dieser Idee als passionierter Rundfunk-Fan restlos begeistert, stieß ich im Mai 1981 zum Team und sammelte erste Erfahrungen am Mikrofon. Aus beruflichen, mit einem Ortswechsel verbundenen Gründen fuhr ich schließlich am 1. März 1984 meine letzte Sendung. Doch schon ein knappes Jahr darauf verschlug es mich zurück in meine Heimatstadt

– und der Wunsch, einen „eigenen Sender“ gleicher Intention zu gründen, ließ mich nicht ruhen.

Gesagt – getan! Am Sonntag, dem 31. März 1985, nach nur dreimonatiger Vorbereitungszeit, ertönte um 15 Uhr live zum ersten Mal die Erkennungsfanfare mit den Worten „Hier ist Radio Schräges O. mit der Sendung Wochenend und Sonnenschein“ aus den Lautsprechern der größten städtischen Alteinrichtung, der „Elly-Heuss-Knapp-Stiftung“. Auch am Sonntag, dem 30. Oktober 1994, wird dies wieder der Fall sein. Und dann dürfen die Sektorkorken knallen: An diesem Tag fahren mein Team und ich nämlich die sage und schreibe 500. Sendung – wenn bis dahin nicht noch irgendetwas schiefgehen sollte. Aber warum sollte es? Sie dürfen gerne nachrechnen: Seit der „Pilotsendung“ herrschte bislang noch an keinem einzigen Sonntagnachmittag „Funkstille“. Fast zehn Jahre ehrenamtlicher Radioarbeit erfahren

somit im Oktober ihren – vorläufigen – Höhepunkt. Ein Rückblick!

Mensch, was hatten wir damals die Hosen voll! Erfahrung hin, Erfahrung her! „Live is life!“ Mit zitternder Stimme wurden an jenem 31. März 1985 die gut 500 Bewohner der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung zur Premieren-Sendung am Sonntagnachmittag begrüßt. „Radio Schräges O.“ war ihnen bereits ein Begriff. Schließlich wurden schon seit vielen Jahren montags bis freitags einstündige Sendungen aus dem kleinen Regieraum des EHK-Veranstaltungssaales, moderiert von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Therapie, übertragen. Doch an den Wochenenden herrschte – bislang – „Funkstille“. Genau da setzten wir, der Zivildienstleistende René Dahlem, der frisch gebackene Abiturient Andreas Erdmann, der Bürokaufmann Uwe Goeben, der Koch Azubi Christoph Kinzl und ich, Klaus Müller, Redakteur bei der NRZ-Oberhausen, seinerzeit an. Unter dem Slogan „Wochenend und Sonnenschein“ wollten wir fortan als Ergänzung an jedem Sonntagnachmittag den Bewohnerinnen und Bewohnern ein flottes Unterhaltungsprogramm präsentieren.

An guten Wünschen mangelte es damals nicht, aber auch eher skeptische Kommentare begleiteten den Start: Jede Woche, Sonntag für Sonntag, ein dreistündiges, live übertragenes Radioprogramm auf die Beine stellen, moderiert von jeweils zwei „diensthabenden“ Moderatoren? Für jeden Sonntag einen Studiogast organisieren, der zu einem – gerade auch für Senioren – interessanten Thema Rede und Antwort steht? Und das ausschließlich aus „Spaß an der Freud“, also ohne jede finanzielle Vergütung, rein ehrenamtlich?



Hobby mit viel Arbeit

Heinz Brey, der damalige Amtsleiter, begrüßte diese Initiative zwar außerordentlich, doch gab er uns maximal drei Monate. Länger würden wir das Vorhaben wohl nicht durchhalten. Ingeborg Jochems, seinerzeit Leiterin der Therapie, beglückwünschte uns. Aber wir sollten nicht allzu viel Resonanz von Seiten der Hörerinnen und Hörer erwarten. Und selbst die Anverwandten der Moderatoren glaubten nicht so recht, daß dieses Projekt von Dauer sein würde. Zumindest, was das Team betrifft, sollten sie Recht behalten. Schon mit Ablauf des ersten Jahres von „Radio Schräges O. – Wochenend und Sonnenschein“ merkte der eine oder andere, daß so ein Hobby neben aller Freude auch mit sehr viel Arbeit verbunden ist. Zunächst schied René Dahlem aus, ihm folgte Andreas

Das „Selbstfabriker-Studio“ von „Radio Schräges O.“ Moderator Matthias Mietzsch führt nicht nur durch die Sendung, sondern ist auch Techniker und Plattenaufleger.

Erdmann, und auch Christoph Kinzl warf nach der 50. Sendung, die vor rund 250 Gästen nicht aus dem Regieraum, sondern von der Bühne des Saales übertragen wurde, das Handtuch.

Wie durch ein Wunder konnten gleich zwei neue Moderatoren – der Computer-Spezialist Andreas Kunz und der NRZ-Journalist Rainer Suhr – gefunden werden. Mittlerweile war auch das Studio dank finanzieller Unterstützung seitens der Stadtparkasse, der Dresdner Bank, der Post und vieler anderer Spender technisch auf Vordermann gebracht worden. Mit zwei Analog-Plattenspielern, zwei CD-Playern, vier Cassetten-Recordern, vier Mikrofonen und einem 12-Ka-

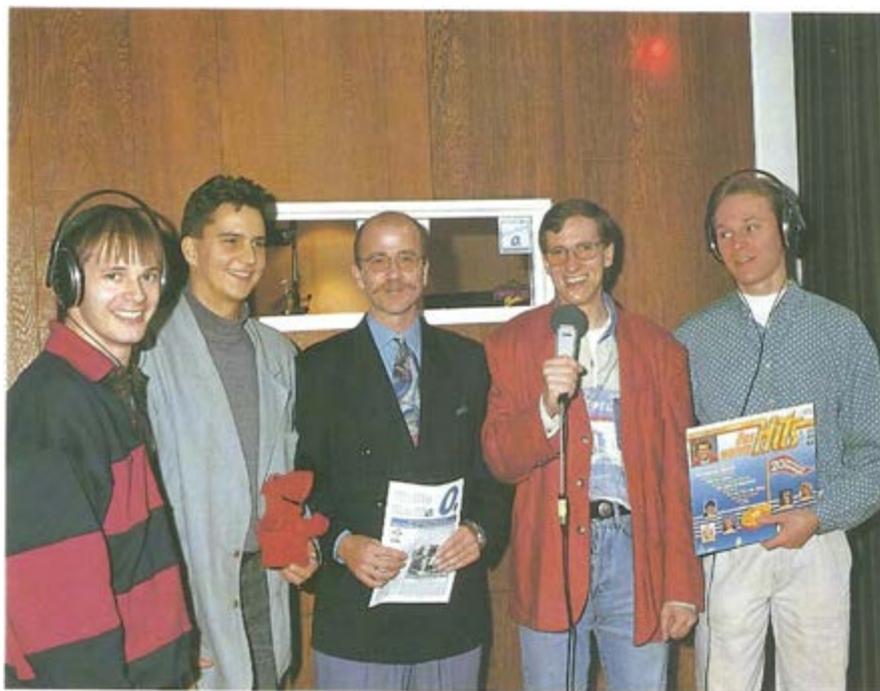
nal-Mischpult konnte professioneller Rundfunk gefahren werden, zumal das Lampenfieber von Woche zu Woche zunehmender Routine wich. Das dreistündige Programm am Sonntagnachmittag konnte also wie gewohnt weitergehen, und das sah, beziehungsweise sieht auch heute noch so aus:

In der ersten Stunde, zwischen 15 und 16 Uhr, läuft seit jeher die Magazin-Sendung „Das Sonntags-Journal“. Im Mittelpunkt stehen die Durchsage der aktuellen, in der EHK wohnenden, aber auch „prominenten“ Geburtstagskinder, der Veranstaltungs-Kalender der kommenden Woche mit den interessantesten hausinternen, aber auch sonst in Oberhausen stattfindenden Terminen, das Interview mit dem Studiogast, die Chronik wichtiger, sich jährender Daten aus der Weltgeschichte sowie der „Blick in die Sterne“, also das Horoskop. All diese Programmpunkte werden mit thematisch passenden, in der Regel deutschen Musiktiteln verbunden. Nach den Oberhausener Nachrichten beginnt um 16.05 ein weiterer „Dauerbrenner“, der wöchentliche „Hit-Cocktail“, eine von den Hörerinnen und Hörern per Telefonanruf oder Stimmkarte selbst zusammengestellte Hitparade. Zwei brandaktuelle Schlager, aber jeweils auch ein „Oldie“ – daher der „Cocktail“! – werden neu vorgestellt, anschließend laufen die sieben Titel, die in der Vorwoche die meisten Punkte ergattern konnten.

Volksmusik ein Topfavorit

Nach den Welt-Nachrichten folgt schließlich ab 17.05 die dritte Stunde des Programms, und die ist etwas differenzierter: Von Anbeginn dabei sind die „Klassiker“ an jedem ersten Sonntag eines Monats. Das Schönste aus Oper, Operette und

Musical ist hier zu hören, aber auch der aktuelle Oberhausener Theater- und Konzert-Spielplan des Monats. Seit Jahresbeginn neu dabei ist das „Star-Portrait“, das am zweiten Sonntag in der dritten Stunde einen prominenten Sänger in den Mittelpunkt rückt. Alte und neue Titel, verbunden mit vielen biographischen Informationen und manchen „Dönekes“, machen das Zuhören zum Vergnügen. Die dritte Stunde am dritten Sonntag eines Monats gehört dann Ernst Mosch & Co., wenn's heißt: „Am liebsten hör' ich Volksmusik“. Keine Frage: Diese Sendung zählt in der EHK mit zu den Top-Favoriten. Ein solcher könnte natürlich auch „Willkommen im Club!“ werden, denn seit Jahresbeginn läuft an jedem vierten Sonntag das große Wunschkonzert, bei dem sowohl Verwandte und Bekannte ihre Angehörigen in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung mit Grüßen und einem Musiktitel überraschen dürfen, bei dem auf den Pflegeheim-Stationen aber auch gemütliche Kaffeerunden stattfinden und diese Hörerinnen und Hörer sich selbst mit ihren Wunschmelodien wiederhören können. Sollte ein Monat mal fünf Sonntage haben, läuft bei „Radio Schräges O. vor Ort“ ein vorab produziertes Exklusiv-Interview mit einem Prominenten. Reinhard Mey, Dieter Thomas Heck, Karel Gott, ja sogar Udo Jürgens und Frank Elstner standen beispielsweise bereits an den Mikrofonen bereitwillig Rede und Antwort. Alternativ hierzu feierte am 29. August 1993 die neue Sendereihe „Radio Schräges O. – TV“ Premiere. Moderator Andreas Kunz hatte nach monatelanger Arbeit ein einstündiges Video über seinen Aufenthalt im fernen Malaysia fertiggestellt. Ein Film mit phantastischen Bildern und Kommentaren,



Udo Spiecker (Mitte), Leiter der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung, freut sich über das ehrenamtliche Engagement von Andreas Kunz, Matthias Mietzsch, Klaus Müller und Helge Borris.

der den Zuschauerinnen und Zuschauern noch lange in Erinnerung bleiben wird. Die nächste Reisereportage über Florida in den USA ist bereits in Arbeit. Den Abschluß einer jeden Sendung am Sonntag-nachmittag bildet schließlich eine Kurzgeschichte unter dem Stichwort „Zuguterletzt“. Namhafte Rezipitoren wie zum Beispiel Fritz Kahle, der viele Jahre als Schauspieler auf der Bühne des Oberhausener Stadttheaters stand, stellen sich hierfür ehrenamtlich zur Verfügung.

Damit bei derart vielen verschiedenen Sendungen die EHK-Bewohner nicht die Übersicht verlieren, erscheint seit Januar 1989 zu Beginn eines jeden Quartals die achtseitige, kostenlose Programm-Zeitschrift „Hallo Radio O.“. Herz-

stück ist jeweils eine Doppel-Vorschau-Seite, die alle Sendungen auf einen Blick vermittelt, Reportagen über das Entstehen der Sendungen oder die einzelnen Moderatoren runden die Zeitung ab. Apropos Moderatoren: Im Laufe der Jahre waren weitere Wechsel zu verzeichnen: Anstelle von Rainer Suhr kam der Datenverarbeitungskaufmann Matthias Mietzsch hinzu, nach dem Ausscheiden von Uwe Goeben komplettierte der Bauzeichner Helge Borris das Team. Außerdem wurde auch mein Bruder, Joachim Müller-Antholz, Lehrer an einem Bielefelder Gymnasium, mittlerweile vom Bazillus „Radio machen“ unheilbar infiziert.

Seit der 400. Sendung am 29. November 1992 erstrahlt das Studio in neuem Glanz. Udo Spiecker, der Nachfolger Heinz Breys und jetzige Leiter des Eigenbetriebs „Alteneinrichtungen Stadt Oberhausen“, ließ vom Chef-Techniker Eike Schmitz



diverse Feinheiten einbauen, die einen noch professionelleren Radiobetrieb garantieren.

Persönlicher Kontakt zu den Hörern

Das Wichtigste ist und bleibt aber die Resonanz seitens der Bewohnerinnen und Bewohner. Und die ist auch nach all den Jahren durch die Bank ausgesprochen positiv. So kennen wir beispielsweise eine Reihe von Stammhörern, die ihre eigene Verwandtschaft gebeten haben, doch nicht ausgerechnet am Sonntagnachmittag zu Besuch zu kommen, weil dann schließlich das Hausradio laufe. Andere programmieren gar ihren Videorecorder (die Sendungen sind im Pflegeheim über Lautsprecher in den Zimmern, in den Bungalows über einen speziellen Fernsehkanal zu empfangen), um sich das Pro-

Während Udo Spiecker und Helge Borris die Senioren beim Radiohören überraschen, hat Klaus Müller, Gründer von „Radio Schräges O.“ gerade „Rotlicht“.



gramm zu einem späteren Zeitpunkt anzuhören, sollten sie am Sonntagnachmittag mal etwas anderes vorhaben. Und dann sind da noch jene Seniorinnen und Senioren, die sich über ihr „Radio Schräges O.“ – Wochenende und Sonnenschein“ überhaupt erst kennengelernt haben und seitdem die Sendungen gemeinsam bei Kaffee und Kuchen verfolgen.

Woher ich das alles weiß? Ganz einfach: Zum einen suchen wir nach den Sendungen immer wieder den persönlichen Kontakt zu unseren Hörerinnen und Hörern, beispielsweise dann, wenn dem Wochengewinner vom „Hit-Cocktail“ sein Preis vorbeigebracht wird. Zum anderen drehte ein Fernsehteam der „Aktuellen Stunde“ vom Westdeutschen Rundfunk anläß-



an die fünf Stunden dauernde Sendungsvorbereitung oder in die Herausgabe der Radiozeitung zu investieren. Denn kann es überhaupt etwas Schöneres geben, als mit guten und zuverlässigen Freunden ein gemeinsames Hobby zu betreiben, das gleichzeitig anderen Menschen, die viel zu oft im Schatten unserer Gesellschaft stehen, so viel Freude bereitet? Für unser Team lautet die klare Antwort: „Nein!“ Schade eigentlich, daß es nicht in jedem Altenheim eine derartige Einrichtung gibt. Nach dem „Aus“ von „Radio Vincenz“ im Juni 1987 ist „Radio Schräges O. – Wochen-

Der persönliche Kontakt zu den Hörern – hier das Ehepaar Büchel – wird großgeschrieben. – Kontaktpflege auch nach außerhalb: Jeden Sonntag kommt ein interessanter Studiogast zum Live-Interview.



end und Sonnenschein“ tatsächlich der einzige ehrenamtliche Radiosender in einem Seniorenheim, und zwar – man glaubt es kaum – bundesweit! Dies besagt zumindest die Diplomarbeit des Dortmunder Journalistik-Studenten Vassilios Psaltis, der sich mit dem viel häufiger anzutreffenden Phänomen „Krankenhausfunk“ auseinandersetzt.

Fazit: Wir freuen uns schon riesig auf den 30. Oktober 1994. An diesem Sonntag wollen wir – wie bei der 50. Sendung – das Studio auf die Bühne im direkt angrenzenden Saal verlegen und im Beisein von 250 Bewohnerinnen und Bewohnern mit vielen Oberhausener Gästen und – wenn alles klappt – auch einigen Prominenten ein großes Fest feiern. Und pünktlich um 15 Uhr wird sie dann zum 500. Mal in ununterbrochener Folge ertönen, die Erkennungsfanfare mit den Worten: „Hier ist Radio Schräges O. mit der Sendung Wochenend und Sonnenschein“!

lich unserer 250. Sendung einen fünfminütigen Beitrag, bei dem auch so mancher Bewohner zu Worte kam und von „seinem Radio“ schwärmte.

500. Sendung im Oktober

Diese beeindruckende Resonanz ist es, die uns immer wieder aufs

Neue anspornt, weiterzumachen, neue Sendungen zu konzipieren, sich auch bei noch so schönem Wetter am Sonntagnachmittag nicht ins Freibad, sondern im Studio ans Mikrofon zu setzen. Da fällt es auch nicht schwer, weite Teile seiner Freizeit in die wöchentlich

ZWEI SCHWESTERN WAREN DIE CHEFINNEN

*Die Neue Ludwigshütte
zählt zu den
ältesten Unternehmen in unserer Stadt*

DIETRICH BEHRENDS

In dem Zeitungsartikel wird aus Schillers „Glocke“ zitiert: „... von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß.“ In diesem Fall ging es nicht um Glockengießer. Als vor einigen Jahren Mitglieder der Sozialausschüsse der Oberhausener Christlich Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA) der Neuen Ludwigshütte in Alsfeld einen Besuch abstatteten, berichtete die Ortspresse über die schweißtreibende Arbeit in der Gießerei, über die Arbeiter, die beim Abstich am Schmelzofen das funkensprühende, 1450 Grad heiße flüssige, aus Rohmaterial und Schrott geschmolzene Eisen in sogenannten Tragepfannen auffangen und in die Form gießen. Zufällig erlebte auch Dr. Daniel Stemmrich vom Rheinischen Industriemuseum (RIM) die „Maloche“ an den damals noch in Betrieb befindlichen alten Kupolöfen. Der Industriehistoriker fühlte sich nach seinen Worten „in eine andere Welt versetzt.“ So entstand

die Idee, den Arbeitsprozeß in der Gießerei der Neuen Ludwigshütte filmisch zu dokumentieren. In Zusammenarbeit von RIM und dem Amt für Rheinische Landeskunde entstand unter dem Titel „Eisen muß laufen“ ein bemerkenswerter Streifen, der im September 1991 vor interessiertem Publikum im Auditorium der Luise-Albertz-Halle uraufgeführt wurde.

„Eisen muß laufen“ dokumentiert Oberhausener Industriegeschichte, in der mittelständische Betriebe der Eisenindustrie im Schatten der Großunternehmen der Stahlindustrie, des Maschinenbaus, des Bergbaus und der Chemie vielen Schwierigkeiten zum Trotz ihren Platz behauptet haben. Die zu den ältesten Unternehmen in Oberhausen zählende, aus einem Bauernhof am Alsbach hervorgegangene Neue Ludwigshütte bietet dafür ein überzeugendes Beispiel.

Als Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Geburtsstun-

de des Traditionsunternehmens schlug, gehörte Sterkrade mit seinen etwa 5000 Einwohnern noch zur Bürgermeisterei Holten, gab die GHH rund 1000 Menschen in der Gießerei und im Maschinenbau Arbeit und Brot, war der Ortskern von Bauernhöfen umgeben. Auf dem Gelände des väterlichen Hofes gründeten zwei Söhne des Bauern Flesch, die in der Gießerei der GHH gearbeitet hatten, nach ihrer Rückkehr aus dem Deutsch-Französischen Krieg einen kleinen Gießereibetrieb: die „Gebrüder Flesch Eisengießerei“. Die Lage des Flesch-Hofes abseits der Landstraße nach Dinslaken, damals weit vom Ortskern Sterkrade entfernt, erklärt die Tatsache, daß die Ludwigshütte nicht unmittelbar an der Weseler Straße, sondern etwa 100 m entfernt sozusagen „im Gelände“ zu finden ist. Mit zehn bis zwölf Arbeitern befaßten sich die beiden zu Fabrikanten gewordenen Bauernsöhne hauptsächlich mit sogenanntem Potterieguß, der u. a. zu gußeisernen Töpfen, Herdrosten, Dachfenstern und Grabkreuzen verarbeitet wurde. Zum Produktionsprogramm gehörten ferner gußeiserne Säulen als Balkonstützen.

Nach Bosnien ins Kloster

Aber wie sie sich auch mühten, es gelang den Flesch-Brüdern nicht, den kleinen Betrieb voranzubringen, ihn zu einem florierenden Unternehmen auszubauen. Wenige Jahre vor der Jahrhundertwende resignierten die als religiös geltenden Bauernsöhne: Sie verkauften die Gießerei und zogen sich in ein Kloster in Bosnien zurück. Unter der k.- und k.-Monarchie herrschte dort damals tiefer Friede.

Käufer am Alsbach war der Sterkrader Anstreichermeister Ludwig (Louis) Duesberg, der mit Industrieanstrich so viel Geld verdiente,



daß er sich an der Ecke Finanz- und Ramgestraße eine wegen einer Hirschplastik am Eingang „Jagdschlößchen“ genannte Protzvilla erbauen lassen konnte. Dieses Stück Erinnerung an das alte Sterkrade, Ausdruck bürgerlicher Wohlhabenheit, mußte 1960 dem Wohn- und Geschäftshaus Pöter weichen. Der liegende Hirsch in Lebensgröße, ein Zink-Guß, landete im Kaisergarten. Duesberg nahm einen Fachmann namens Becker in die Firma und nannte sie „Duesberg & Becker“, um sie bereits nach zwei Jahren allein zu übernehmen und sie als „Ludwigshütte Eisengießerei und Maschinenfabrik“ weiterzuführen.

Dank der umsichtigen Leitung durch den Inhaber und einer guten

Im Chefzimmer hängt dieses von Emil Altmann in Auftrag gegebene Gemälde des Industriemalers H. Kortengraber. Das Bild zeigt die Gießerei der Neuen Ludwigshütte um 1950. Kortengraber malte die Arbeiter mit nacktem Oberkörper und nahm damit die künstlerische Freiheit für sich in Anspruch. Auch damals soll es in der Gießerei nicht so heiß gewesen sein, daß die Arbeiter oben ohne mit den Tragepfannen hantieren, das flüssige Eisen in die Form gießen mußten.

Konjunktur kam das Unternehmen jetzt in Schwung. „Während früher mit einfachsten Mitteln wöchentlich nur ein- oder zweimal gegossen wurde, konnte der Kupolofen nunmehr täglich in Betrieb gehen“,

heißt es in einer Werkschronik. Und weiter: „Zu dieser Zeit beschäftigte man ca. 80 Arbeiter, stellte die Ludwigshütte Handels-, Bau- und Maschinenguß her, weiterhin gußeiserne Dachfenster, begann auch die Fabrikation von Kanalisationsguß für Haus- und Straßentwässerung.“ Der Aufschwung machte Erweiterungsbauten für Gießerei und Formerei erforderlich, die von den Sterkrader Baumeistern Karl Buß 1903 und Bernhard Pöter 1912 längs der Emilstraße ausgeführt wurden. Als Architekturstudent hat der Sterkrader Ernst Pöter diese Industriebauten – die schmucken, mit Schriftbändern verzierten Giebel der drei heute noch benutzten Werkshallen sind inzwischen durch Sandsilos bzw. Anbauten

LUDWIGSHÜTTE

Aktien-Gesellschaft

STERKRADE

September 1924 September 1924

Abt. I Eisengießerei: Hansels-, Bau- u. Kanalisationsguß für Straßen

und Hausentwässerung sowie

Qualitätsmaschinenguss

Formmaschinenguss

In jeder Art nach Modellen und
Schablone.

Eigene Modellschneiderei
und Modellschlosserei

Abt. II Metallgießerei: Leiner, Phosphor, Manganbronz, Spezialbronz
Rotguss, Messing, Aluminiumguss, Lagerwerkmetalle nach vorge-
schriebener Analyse.

Abt. III Blechwarenfabrik: Blechwaren jeder Art in
lackierter und verzinkter Ausführung
(geschweisst, genietet und gefalzt)
für das Hoch- und Tiefbaugewerbe.

Spezialität:
Dachfenster, Schlammeimer, Baum-
schützer etc.

Abt. IV Feuerverzinkerel: Hochglanzverzinkung von Gegenständen jeder
Form und Größe in Ausführung mit bestem Hüttenroh-zink

Verkauf nur durch:

H. E. Maßmann & Co. Kommanditgesellschaft

Sterkrade

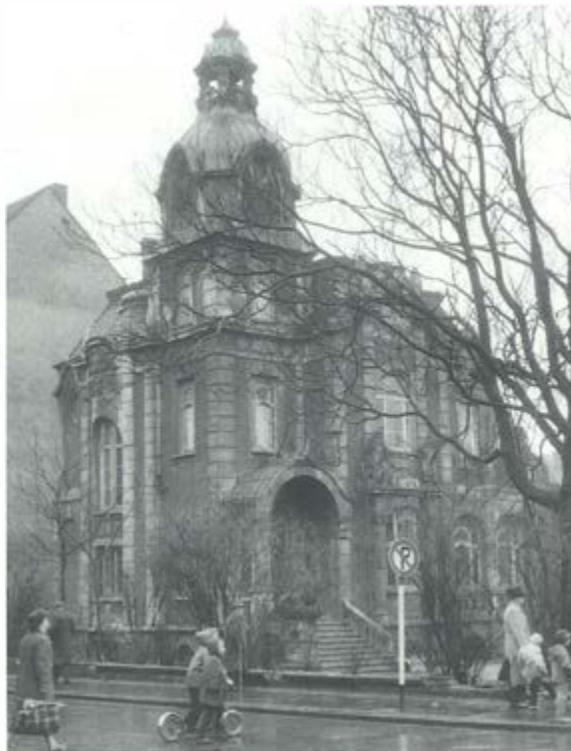
Telefon Nr. 1 u. 31

Spezialitäten der Abt. III Blechwarenfabrik waren u. a. Dachfenster und Schlamm-eimer. Aus dem Jahr 1925 stammt diese Zeitungsanzeige der Ludwigshütte Aktien-Gesellschaft Sterkrade. Als Direktor und Geschäftsführer der Hütte – ein aus sieben Personen bestehendes Konsortium hatte das Unternehmen 1916 von Ludwig Duesberg übernommen – fungierte damals H. E. Maßmann. Kunden konnten ihn unter den Rufnummern 1 und 31 telefonisch erreichen.

teilweise verdeckt – in einer Examensarbeit von 1982 beschrieben.

Erster Fernsprechan-schluß

Der Unternehmer Duesberg ging mit der Zeit, machte sich techni-



Die biederen Sterkrader Bürger mögen nicht wenig über die Prunkvilla gestaunt haben, die sich der Anstreichermeister und Fabrikant Ludwig Duesberg im Jahr 1904 mit einem Kostenaufwand von 120000 Goldmark von einem damals bekannten Düsseldorfer Architekten – er erhielt später den Professorentitel – erbauen ließ. Wenige Jahre vorher war Duesberg Besitzer der Ludwigshütte geworden, von der er sich 1916 wieder trennte. Er starb kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Der im Geschmack der damaligen Zeit errichtete Bau – steinerne Dokumentation bürgerlicher Wohlhabenheit mit einem kräftigen Schuß Protz – ging 1928 in den Besitz von Bernhard Pöter über. 1960 fiel die Villa an der Ecke Ramge- und Finanzstraße der Spitzhacke zum Opfer. Auf dem Grundstück steht heute ein sechsgeschossiges Wohn- und Geschäftsbaus.

sche Errungenschaften wie das Telefon gleich zu Beginn des Fernsprechzeitalters zunutze. Nach dem Teilnehmerverzeichnis des Fernsprech-Vermittlungsamtes Sterkrade von 1904 hatte bei insgesamt 62 Anschlüssen die Ludwigshütte die Rufnummer 1. Das war der Werksanschluß. Privat war der Chef unter der Nummer 31 zu erreichen. Nach einer Zeitungsanzeige der Ludwigshütte galten diese beiden Rufnummern auch noch 1925.

Der Erste Weltkrieg unterbrach die positive Entwicklung; die Ludwigshütte war nicht auf Kriegswirtschaft eingestellt. Duesberg verlor die Lust an der Hütte und verkaufte sie 1916 an ein aus sieben Personen, meist Sterkrader Bürger, bestehendes Konsortium. Die Gruppe verpflichtete einen Fachmann – H. E. Maßmann – als Geschäftsführer

und führte das Unternehmen als Aktiengesellschaft weiter. Die Absatzprobleme waren damit nicht aus der Welt geschafft. Im Gegenteil: Inflation und wirtschaftliche Flaute trieben die Ludwigshütte 1929 in den Konkurs. Zwei Jahre blieben die Schmelzöfen kalt.

Die Ära Altmann

Mit Emil Altmann beginnt ein neuer Abschnitt in der Firmengeschichte. Der gebürtige Schlesier arbeitete bis zum Ersten Weltkrieg auf der Howaldtswerft in Kiel und kam 1921, als keine Kriegsschiffe mehr gebaut wurden, als Gießereileiter zur Ludwigshütte. Hier übernahm er 1931 das Ruder und machte mit finanzieller Hilfe hiesiger Geldinstitute das Firmenschiff wieder flott. Der Neuanfang wird auch in der von Altmann veranlaßten neuen Firmierung deutlich: Neue Ludwigshütte. Dieser Firmenname gilt

bis auf den heutigen Tag. Die Neue Ludwigshütte profitierte von dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung und ging – jetzt eine GmbH – im Laufe der Jahre ganz in den Besitz von Emil Altmann über. Die Bedeutung der Ära Altmann in der Firmengeschichte kommt äußerlich in dem repräsentativen „Torenssemble“ (Ernst Pöter) am Ende der Stichstraße Zur Ludwigshütte zum Ausdruck. Gemeint ist das in Mauerwerk eingefaßte schmiedeeiserne Fabriktor (eigene Fertigung), flankiert von zwei Torhäusern, anderthalbgeschossigen Wohnhäusern im Landhausstil.

Produziert wurden in den 30er Jahren weiterhin hauptsächlich gußeiserne Dachfenster und Teile für den Kanal- und Straßenbau sowie für Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke. Nicht nur auf Oberhausens Straßen, beispielsweise auch in Dinslaken sind Regenwasser-Abflußroste mit dem Hinweis auf den Produzenten „LUDWIGSHÜTTE OBERHAUSEN RHL.“, Schacht-abdeckungen mit dem Firmenzeichen „LH“ versehen. Aufgenommen wurde die Fertigung von Gußteilen für den Maschinenbau. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Neue Ludwigshütte mehrfach von Bomben heimgesucht, der Neubeginn nach Kriegsende konnte erst 1946 gestartet werden. Neben den Gußerzeugnissen lieferte die Firma in den Folgejahren auch Holzverarbeitungs- und Zahnradmaschinen sowie Bergwerksmaschinen. Diese Produktionen wurden später wieder aufgegeben. Durch entscheidende Verbesserungen in den Gießverfahren gelang es Altmann, den Maschinenbau in noch größerem Umfang als Kunden zu gewinnen. Gute Qualität und Kundennähe spielten dabei eine wichtige Rolle.



Mit moderner Schmelztechnik in die Zukunft: Seit 1991 ist in der Ludwigshütte dieser Drehtrommelofen mit Erdgas-Sauerstoff-Brennertechnik und automatischer Steuerung im Einsatz. Der neue Ofen – eine Investition von ca. 2 Mio. DM – hat zwei koksbeheizte Kupolöfen abgelöst und ermöglicht die Produktion noch höherwertiger Gießereierzeugnisse.

Das repräsentative Werkstor am Ende der Stichstraße zur Ludwigshütte.



*Verhaltener Optimismus:
Geschäftsführer Lotbar Löffler*



*Sie traten das Erbe ihres
1967 verstorbenen Vaters
Emil Altmann an und über-
nahmen die Geschäftslei-
tung der Neuen Ludwigshütte:
Erna Nebring
(rechts) und Irmgard
Huvendiek. Nach dem Tod
ihrer Schwester war Frau
Huvendiek als alleinige
Geschäftsführerin tätig. Das
Foto entstand bei einem Fir-
menjubiläum, das bei schönem
Wetter im Garten ge-
feiert wurde.*

Töchter Geschäftsführerinnen

Als Emil Altmann 1967 starb, hinterließ er keinen männlichen Nachkommen. Der weitsichtige Unter-

nehmer hatte aber vorgesorgt: Seine beiden Töchter Erna und Irmgard, verheiratete Nehring bzw. Huvendiek, hatten nach dem Abitur eine kaufmännische Ausbildung absolviert und übernahmen die Geschäftsleitung. Schwiegersohn Diplomingenieur Erich Huvendiek fungierte als Betriebsleiter. Der frühere Werksdirektor Hans-Hermann Walter im Gespräch mit dem „Jahrbuch“-Mitarbeiter: „Die Damen waren die Chefinnen.“

Hans-Hermann Walter, gebürtiger Oberhausener, war als Diplomingenieur u. a. im Bergwerksmaschinenbau tätig. Als Frau Nehring 1982 starb, trat er als Direktor zur Unterstützung der nunmehr alleinigen Geschäftsführerin Frau Huvendiek in die Sterkrader Firma ein. Ihm oblag es vor allem, gemeinsam mit der Altmann-Tochter Irmgard durch umfassende Modernisierung des Gießereibetriebes auch im Hinblick auf die strengen Bestimmungen des Umweltschutzes die Weichen für die Zukunftssicherung des Unternehmens zu stellen. 1991 wurden die beiden koksbeheizten Kupolöfen durch einen hochmodernen, mit Erdgas und Sauerstoff betriebenen Drehtrommelofen mit automatischer Steuerung ersetzt. Der neue Ofen zeichnet sich durch geringe Staubentwicklung aus und ermöglicht die Produktion noch höherwertiger Gießereierzeugnisse. Mit dem neuen Ofen wie auch mit einer modernen Sandaufbereitungsanlage werden alle Umweltschutzaufgaben erfüllt.

Hans-Hermann Walters Engagement in der Neuen Ludwigshütte war beendet, als Diplom-Wirtschaftsingenieur Lothar Löffler 1992 die Geschäftsführung übernahm. Walter konnte sich in den Ruhestand zurückziehen und fand jetzt die Zeit, sich mit der Firmenge-

schichte zu beschäftigen. Auch als Vorsitzender des Beirates – eine Art Aufsichtsrat – ist er weiterhin mit dem Unternehmen verbunden. In dieser Eigenschaft beobachtet er aufmerksam die weitere Entwicklung der Neuen Ludwigshütte und vertritt die Interessen der Altmann-Erben. Die derzeitige Rezession in der Stahlindustrie und im Maschinenbau hat auch das traditionsreiche Sterkrader Unternehmen als Zulieferer in Mitleidenschaft gezogen. Dem rückläufigen Auftragsseingang mußte die Produktion angepaßt, die Belegschaft auf etwa 50 Mitarbeiter zurückgenommen werden.

125jähriges Bestehen

Wie ist es um die Zukunft des traditionsreichen Sterkrader Unternehmens bestellt, das in wenigen Jahren sein 125jähriges Bestehen feiern kann? Dazu Geschäftsführer Löffler: „Der Trend geht im Maschinenbau zu immer höherwertigen Werkstoffen für die Gußteile, entsprechend lauten die Forderungen unserer Kunden.“ Das gilt für Ludwigshütte-Erzeugnisse wie Getriebe-, Pumpen- und Ventilegehäuse, Maschinenständer, Verschleißteile für Rohrwalzwerke und Teile für den Textilmaschinenbau, um nur einige Beispiele zu nennen. Löffler ist zuversichtlich, mit dem vorhandenen Know-how sowie der Einsatzbereitschaft und dem fachlichen Können der Mitarbeiter und nicht zuletzt durch die in jüngster Zeit getätigten Investitionen im Schmelzbetrieb in Höhe von ca. 2 Mio. DM (Drehtrommelofen) den hohen Anforderungen des Marktes gewachsen zu sein, die Probleme zu meistern. Trotz der derzeitigen angespannten Auftragslage sehen Geschäftsführung und Belegschaft mit verhaltenem Optimismus dem Firmenjubiläum entgegen.

AUCH ROBBENDAME PAOLA GING DER AUTOBAHNPOLIZEI INS NETZ

*Von der Wache am
Oberhausener Kreuz*

ASTRID KNÜMANN

„Fahr'n, fahr'n, fahr'n auf der Autobahn. . .“ – Monoton und ewig gleichförmig wie die Melodie dieses „Kraftwerk“-Klassikers ziehen sich die Bahnen aus Asphalt durch die Lande. Schnurstracks geradeaus, höchstens mal eine leichte Kurve hier und da. Ganz anders ist das im Oberhausener Kreuz, dem Dreh- und Angelpunkt vieler Autobahnen. Wer die Station der Autobahnpolizei Oberhausen, die genau in der Mitte aller Fahrt- und Himmelsrichtungen liegt, erreichen will, kommt sich vor wie auf einem Bergpaß. Immer rechts herum, fast serpentinengleich muß man sich zu dem kleinen Flachdach-Gebäude vorarbeiten. Gäbe es dieses Rauschen der vorbeifahrenden Autos auf den Bahnen nicht, man könnte annehmen, einen Ausflug ins Grüne gemacht zu haben: Blumen, ein Biotop und ringsherum hohe Bäume lassen das Gebäude, in dem 55 Polizeibeamte vorwiegend im Schichtdienst ihrer

Arbeit nachgehen, fast verschwinden.

Doch trotz aller Idylle: Der Standortvorteil dieses Quartiers ist unverkennbar: Im Nu erreichen die Streifenwagen alle Autobahnen, können in kürzester Zeit sämtliche Himmelsrichtungen ansteuern.

„Kommissar Zufall“ hatte allerdings ein gewichtiges Wörtchen mitzureden, daß es die Wache im Oberhausener Kreuz überhaupt gibt: Hünxe stand in den 60er Jahren ganz oben in der Gunst der Verantwortlichen, als diese die Station Wesel teilen und eine weitere einrichten wollten. Dann aber kam ein Veto von höchster Stelle. Das Projekt Hünxe war damit „erledigt“; statt dessen wurde der Bau einer Polizeiautobahnstation Oberhausen beschlossen. In den neuen Flachdach-Bungalow im Kreuz zogen also zunächst Mitarbeiter der Autobahnstation Wesel ein.

Am Aschermittwoch des Jahres 1970 war der Umzug mit der Schlüs-

selübergabe via Funk aus Düsseldorf durch den damaligen, nordrhein-westfälischen Innenminister Willi Weyer perfekt, schon im Herbst desselben Jahres wurde die Station Oberhausen dann selbständig. Wenig später war ein Quartier für die Verwaltung der Polizeistation gefunden: Seit 1973 hat sie ihren Sitz im angestammten Polizeigebäude an der Wilhelmstraße in Sterkrade, dem ehemaligen Finanzamt.

Graue Asphalt-Bänder

Damals aber gab es in unserer Stadt noch ein uriges Überbleibsel aus vergangener Zeit: Die alte Autobahnwache am Rhein-Herne-Kanal bestand noch; sie verschwand aber bald, und auch ein Teil der Beamten, die am Kanal Dienst taten, zogen ins Kreuz um. Doch zu diesem Unikum später mehr.

Damals waren die Polizisten für rund 45 Kilometer „Bahn“ zuständig; heute sind es rund 74 Kilometer. Was um 600 v. Chr. mit den von den Babyloniern erstmals als „Fernstraßen“ für den Transport von Handelsgütern gebauten und später von den Römern um 300 v. Chr. zu einem Netz von rund 8600 Kilometern ausgebauten Straßen begann, gehört längst zum festen Bestandteil der motorisierten Welt.

Nicht umsonst wird die gute Erreichbarkeit unserer Stadt gelobt; wird sie doch – wie kaum eine andere – von grauen Asphalt-Bändern kreuz und quer durchzogen. Was aus der Luft wie Schneisen und Grenzen zwischen Orts- und Stadtteilen aussieht, garantiert andererseits die so vehement geforderte Mobilität. Dem müssen natürlich auch die Beamten der Autobahnpolizei Rechnung tragen. Sie haben es auf den Bahnen der Stadt vorwiegend mit Berufspendlern zu tun, die tagtäglich über die Autobahn



düsen; es werden nicht weniger, eher immer mehr. Und mit der „Neuen Mitte“ wird das Verkehrsaufkommen sicher noch viel größer.

Dennoch wuchs mit dem Ansturm auf die „Bahnen“ nicht auch die Zahl der Fahrzeuge, die den Beamten zur Verfügung stehen: Anno 1970 düsten die Beamten mit zwei Porsche, zwei Unfallwagen, 13 Streifenwagen, 13 Krädern, einem Zivilfahrzeug und einer Limousine durch die Lande. Diese Zeiten sind vorbei; inzwischen ist der Wagenpark auf 13 Fahrzeuge, davon zwei in ziviler Ausfertigung, zusammengeschumpft.

Um so wichtiger, daß Stör-Punkte zügig erreicht werden können: Bei der Planung der Wache hatten die Verantwortlichen aber nicht nur an die schnelle Erreichbarkeit der Autobahnen gedacht: eine Hubschrauber-Landemöglichkeit, die den Beamten der Hubschrauber-

*„Die Wache im Grünen“
liegt mitten im Gewirr der
Autobahnen im Stadtgebiet.*

staffel auch mal die Gelegenheit gibt, „im Kreuz“ vorbeizuschauen.

Während die Autobahnpolizei als Institution im Jahre 1937 als neu aufgestellte „motorisierte Gendarmerie“ gegründet wurde, die den Auftrag erhielt, den Verkehr auf den Reichsautobahnen zu überwachen, hat die Oberhausener Behörde gerade mal rund 40 Jahre auf dem Buckel.

Station am Rhein-Herne-Kanal

Dazu gehört auch bereits erwähntes „Unikum“: 1955 entstand als erste Wache das Gebäude am Rhein-Herne-Kanal – einem amerikanischen Blockhaus ähnlicher als einer Polizeistation. Das war übrigens eine der ersten Polizeiautobahnwachen in der Region. Noch heute wird berichtet, wie der nahegelegene Kanal bei Sommerhitze

zum Bad in den Fluten einlud: So traf einmal ein Inspektionsbeamter des Regierungspräsidenten den Wachhabenden statt am Wachtisch im kühlen Naß des Kanals an. . .

Kaum zehn Jahre gingen ins Land, da diente eine Gastwirtschaft in Buschhausen als Sitz der Behörde. Die Analen berichten, daß ein ehemaliges Kino damals als Kraftfahrzeughalle umfunktioniert wurde. Das ging so, bis das neue Haus im Kreuz Anfang der 70er Jahre entstand.

Aufgaben und Ausrüstung der Beamten haben sich in all den Jahren auf vielen Gebieten geändert; vor allem der technische Bereich – von den Überwachungsmöglichkeiten bis hin zu Computerauswertungen – hat enorme Fortschritte gemacht. Dennoch: Auch anno 1955 ging es in erster Linie darum, den Autoverkehr auf den Bahnen in Fluß zu halten. Die Aufnahme und Bearbeitung von Unfällen war und ist dabei ein wesentlicher Schwerpunkt. Obwohl der Zuwachs des Verkehrsaufkommens allein seit 1980 rund 40 v.H. betrug, stieg die Zahl der Unfälle, der Verkehrstoten und Verletzten glücklicherweise nicht in gleichem Maße. Sie sank eher, obgleich im ersten Halbjahr 1993 vier Menschen bei Autobahn-Unfällen im Oberhausener Stadtgebiet starben. Bei den täglichen Blechlawinen ist es nur logisch, daß auch die Stauüberwachung ein wichtiger Aufgabenschwerpunkt der Autobahnpolizei ist. Baustellenbetreuung ist im Jahre 1993 ein ganz entscheidendes Thema gewesen, bestand (und besteht) die A 3 doch fast nur noch aus Baustellen, und das noch mindestens vier oder fünf weitere Jahre. . .

Pudel im Waschkorb

Ein Blick ins umfangreiche Archiv der Autobahnpolizei zeigt, daß die



fahrt Duisburg-Kaiserberg gemacht hatte, nur, um die watschelnde Dame wieder einzufangen. In einem ausgedienten Waschkorb wurde ein Jahr später kurzerhand ein Pudel beherbergt, den ein Brummi-Fahrer herrenlos aufgefunden und „im Kreuz“ abgeliefert hatte. Ereignisse wie diese sind auch bei den Beamten im OB-Kreuz das Salz in der Suppe des Arbeits-Alltags.

Das Schaffen wichtiger Fahrtverbindungen vom Emscherschnellweg (heutige A 42) gleich auf die Holland-Linie (A 516) blieb ebenso im Gedächtnis der Chronisten wie die Anekdoten, die in letzter Zeit leider ein wenig rarer ge-

Auf moderne Technik kann längst nicht mehr verzichtet werden. – Am runden Tisch läßt sich die Pause besonders gut verbringen.



worden sind. Unliebsame Schlagzeilen liefern da viel zu oft Verkehrsrowdys, die die Autobahnen mit Formel 1-Rennstrecken verwechseln.

Mit dem Ende der Schicht hört das Engagement der Beamten für ihre Dienststelle nicht auf: Sportliches und Handwerkliches stehen oder standen schon mal auf der Liste der Freizeitbeschäftigungen: So haben die Beamten selbst zu Pinsel, Farbe oder Kelle gegriffen, den Bungalow auf Farb-Vordermann gebracht und ihren Aufenthaltsraum gemütlicher gestaltet. Das Feucht-Biotop neben der Station ist ebenfalls aus der Initiative einiger Naturfreunde entstanden. Aus einer morastigen Pfütze wurde ein Teich, an dem sich zahlreiches Federvieh – unter ihnen die Hausenten Elfriede und Kurt (das war vor gut zehn Jahren) – tummelte. Nach einigen „trockenen Zeiten“ fühlen sich inzwischen wieder Vögel und Fische im Teich heimisch.

Beamten nicht nur bei „drögen“ Aufgaben gefragt waren. Sie können sich beispielsweise eine Familienzusammenführung auf ihre Fahnen schreiben: Eine dänische Urlaubsfamilie irrte anno 1973 drei Stunden über die Autobahn, weil sie den Anschluß an einen voraus-

fahrenden Wagen verloren hatte. Die Beamten im Kreuz fanden den „Ausreißer“. Im gleichen Jahr gingen die Beamten sogar auf Robbenjagd. Keine Angst: Sie folgten den Spuren von „Paola“, der Robbendame aus dem Duisburger Zoo, die sich auf den Weg zur Autobahnauf-

„RECHTS IST STAU, LINKS ZISCHST DU VORBEI“

*„Schmachtendorfer Fossil“
auf den Spuren des Ironman*

CORNELIA SCHAFFELD

Hawaii und Sterkrade-Nord – auf den ersten Blick scheinen beide Orte nicht viele Gemeinsamkeiten aufzuweisen, außer diesem einen Vokal „a“. Doch bei näherer Betrachtung öffnen sich ungewohnte Perspektiven. Auf der fernen Inselgruppe wurde er erfunden und im Oberhausener Norden willkommen aufgenommen: der Triathlon. Eine Sportart, die harte Arbeit bedeutet, absolute Disziplin verlangt und vorbildliches Verhalten zeigt. Ein Ausdauer-Dreikampf, der die Sportarten Schwimmen, Radfahren und Laufen in sich vereint. Längst hat er die Hülle eines „Schattenda-seins“ abgestreift, der Triathlon ist ein „boomendes“ Geschäft geworden.

Dabei muß man gar nicht allzu tief nach den Wurzeln dieser zeitraubenden und trainingsintensiven „Beschäftigung“ graben. Es begab sich zu der Zeit, als im Jahre 1977 Angehörige der auf Hawaii stationierten US-Army bei ein paar Bier-

chen darüber diskutierten, welcher Wettbewerb wohl der härteste sei: das 4-Kilometer-Waikiki-Brandungsschwimmen, das 180-Kilometer-Oahu-Radrennen oder der Honolulu-Marathonlauf.

Probieren geht über Studieren – schon machten sich die Mannen auf, die drei Wettbewerbe hintereinander zu absolvieren, um am Ende zu sehen, welcher wohl der aufreibendste wäre. Der „Ironman“, eisenster Tri-Athlet unter der Sonne, ward geboren.

Immer beliebter wurde der Triathlon, seine Popularität schwappte von Insel zu Insel, von einem Kontinent zum anderen, bis 1982 der erste Wettbewerb in Deutschland stattfand.

Und so schließt sich der Kreis, Sterkrade-Nord war erfaßt. Da machten sich anno 1987 drei Wackere auf, eine Triathlon-Abteilung in der Spielvereinigung Sterkrade-Nord zu gründen, bisher die einzige in Oberhausen.

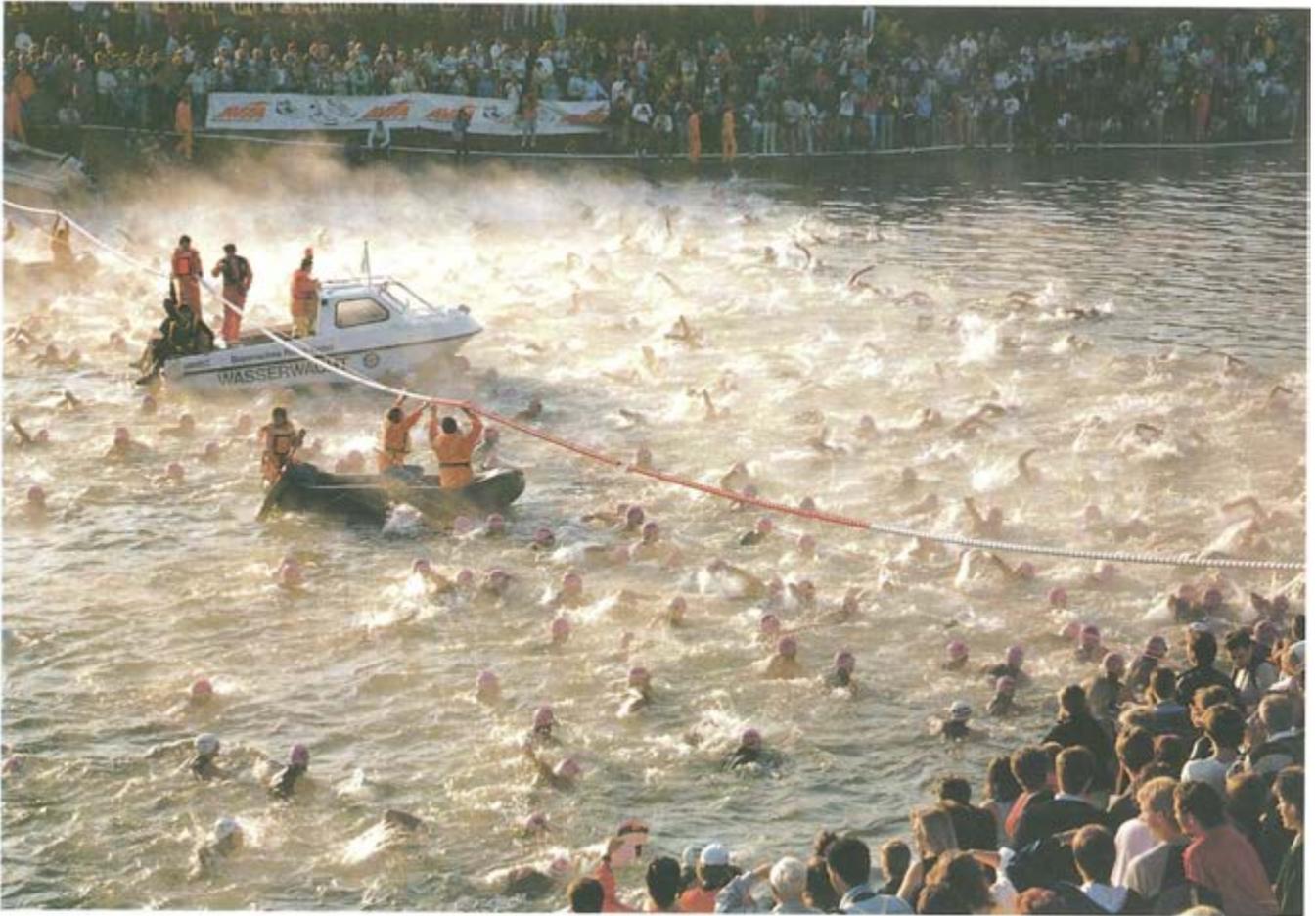
„Jeder Verein wird von Alten gegründet“, dachte sich der damals 55jährige Horst Bultmann, der mit seinem gleichaltrigen Freund Kurt Lisec die Abteilungs-„Taufe“ in die Hände nahm, „das ist überholt“. Und so schnappte sich das „Urgestein“, wie sich Bultmann als Mit-Begründer selbst bezeichnet, den heutigen Medizinstudenten und ebenfalls Triathlon-Interessierten Thorsten Möller und gründete kurzerhand den ersten Oberhausener Triathlon-Club, denn im Verein ist Sport doch nun mal am schönsten. Gleichgesinnte stießen bald hinzu, so daß die Abteilung mittlerweile 22 Mitglieder zählt, von denen 15 an Wettkämpfen teilnehmen.

Einer von ihnen ist der Mitbegründer Kurt Lisec, das „Schmachtendorfer Fossil“, so Lisec über Lisec. Der 61jährige, der 1932 im „schmachtenden Dorf“ das Licht der Welt erblickte, ist der eifrigste und dazu noch der erfolgreichste von ihnen. Als er nach 36 Arbeitsjahren als Bergmann unter Tage 1986 pensioniert wurde, hielt ihn nichts mehr davon ab, seine Sportart intensiv zu trainieren.

Dabei hat er im Grunde erst recht spät seine Liebe zum Triathlon entdeckt. Er fuhr schon immer Rad (zunächst Kunstrad). Danach spielte er in Hamborn Feldhandball und ist dadurch, wie er sagt „flott geworden vom Hin-und-Her-Fitschen.“ Schließlich kickte er sogar in der Schülermannschaft von Sterkrade-Nord.

Sechs Einheiten pro Woche

Heute ist Lisecs Tagesablauf geprägt von kilometerlangen Waldläufen, Radtouren und Schwimm-einheiten: gleich sechsmal zwei Einheiten pro Woche stehen auf seinem strapaziösen Programm. Macht der Wettergott Petrus jedem Breitensport-Jogger mal einen



Triathlon ist eine kraftraubende Sache. Nach dem Schwimmen (hier beim Wettkampf im bayrischen Roth) geht es auf das Rad.

Strich durch die Rechnung, so stört das Lisec herzlich wenig. Es gibt eben kein schlechtes Wetter, sondern immer nur die falsche Kleidung.

Was der Sterkrader mit 61 Jahren so alles auf die Beine und Räder stellt, kann sich sehen lassen. So manch' Jüngerer sieht da nur noch seine „Rücklichter“. „Es ist wie auf der Autobahn“, vergleicht der Schmachtdorfer den Lauf bei einem Wettkampf, „rechts ist Stau, links zischst du vorbei.“



Motivation – nein, damit hat er weiß Gott keine Probleme. „Ich brauche niemanden, der mich anstachelt“, gibt der sportliche Pensionär selbstbewußt zu verstehen. Wenn er seine Trainingsrunden dreht, dann geht's schon zur Sache,

Leistungssport ist angesagt. Zunächst läßt es Lisec immer erst langsam angehen. Doch dann „muß ich kurz mal aufdrehen, du kannst nicht immer 'la-la' machen. Ich suche im Grunde den harten Wettkampf.“

Mit dieser Einstellung ist er bisher stets gut gefahren, im wahrsten Sinne. Der Erfolg bestätigt das. Immerhin qualifizierte er sich '93 in der Altersklasse (AK) 60 für die Deutschen Meisterschaften im bayrischen Riederau, wo er dann als Neunter ins Ziel kam.

Daß man zu Wettkampf-Orten nicht nur des Leistungsvergleichs zuliebe fährt, sondern die Reise obendrein noch mit einem mehrtägigen (Kurz)Urlaub verbinden kann, auch das beweist Kurt Lisec immer wieder. So nimmt er seine Frau, die ihn in seinem Hobby stets unterstützt, kurzentschlossen bei der Hand und nutzt die Zeit, eine Erholungspause just am Wettkampfort einzulegen.

Doch zurück zu seinem ersten Triathlon: wie war er denn eigentlich? In Bottrop, am Heidensee, nahm seine große Sportkarriere 1987 ihren Lauf. Zunächst sprang er, bereits mit Neoprenanzug bestens gerüstet, ins 15 Grad kalte Wasser auf eine Strecke von 500 Me-



Erschöpft, aber glücklich im Ziel: Kurt Lisec (r.) und Horst Bultmann nach dem Nibelungen-Triathlon in Xanten. – Am besten immer vorneweg.



tern, gefolgt von der 20 km-Radstrecke, bevor es im 5 km-Lauf dem Ziel entgegenging. So richtig zum Einsatz kam er 1988 beim Kurztriathlon (1 km Schwimmen / 40 km Radfahren / 10 km Laufen) in Koblenz, wo er in der Altersklasse (AK) 55 mit seinem Freund Horst Bultmann startete.

Das Blut pulsierte ihm in den Adern, die Beine nur noch wie in Scharniere gehängte selbständige Gliedmaßen nach vorn geworfen, die Wegstrecke vor Augen wie in Schleier gehüllt. So oder ähnlich mag es Lisec wohl empfunden ha-

ben, als er endlich am Ziel seiner Wünsche war. „Ich bin getaumelt wie sturzbetrunken. Da habe ich mich schon übernommen, aber sonst kam ich super durch.“ Als wäre diese körperliche Belastung für ihn gar kein „Thema“. Bei all' den Höchstleistungen verliert Lisec aber nie die Gesundheit aus den Augen. Bei jedem Anzeichen, beim geringsten Alarm des Körpers, hört er genau hin und wägt ab. Sport ist eben erst dann „Mord“, wenn man ihn falsch ausführt und seine Grenzen nicht kennt. Vor allem an den zahlreichen Freizeitjoggern ist das Phänomen nur allzu oft zu beobachten: hechelnd durch den Wald rasen, fast einem Zusammenbruch nahe.

„Hahn im Korb“

Das ist bei dem Nordler nicht der Fall. Ganz im Gegenteil, für die beiden Sterkrader Busenfreunde Lisec und Bultmann ist diese Sportart geradezu ein Jungbrunnen. „Man ist fit, gesund, schlank und hat neue Ideen“, bringen es beide übereinstimmend auf den Punkt. Schließlich würden sie sich ja auch nicht so schinden, würden sie sich dabei nicht wohl fühlen. Eine wahre Droge also? „Jetzt beim Lauftreff“, berichtet der mittlerweile in der AK 60 startende Lisec stolz, „bin ich bei den Jüngeren der Hahn im Korb.“

Wer aber denkt, daß nur die Männer im Triathlon das Sagen haben, irrt gewaltig. Da vertritt die 37jährige Annemarie Schüring das weibliche Geschlecht bei den Nordlern. Sie ist eine von nur zwei aktiven Triathletinnen bei Sterkrade-Nord. Erst im Alter von 33 Jahren fand sie über ihren Mann (er hat selbst den Ironman zum Vorbild) zur sportlichen Betätigung. Auch sie gehört zu jenen Mitmenschen, die den Streß des Alltags zu kompensieren versu-

chen. „Für mich ist es Fitneßsport, es macht mir Spaß“, so die selbstbewußte Sportlerin, die erst einmal das Laufen lernen mußte. Im Gegensatz zu ihren Vereinskameraden findet sie gar nicht, daß man unbedingt seine Grenzen ausloten muß, obwohl auch ihr Trainingsplan im Sommer bis zu fünf Einheiten pro Woche vorgibt. Was sie



Wie oft die beiden rüstigen Sterkrader mittlerweile schon an den Start gegangen sind, läßt sich bei weitem nicht mehr an zehn Fingern abzählen. Aber erinnern können sie sich noch an jeden einzelnen. Vor allem ist da dieser Nibelungen-Triathlon in Xanten, bei dem sich Hunderte von Aktiven jährlich zum Ambiente der „Xantener Nordsee“ und zwischen den antiken Bauten des archäologischen Parks in den drei Ausdauer-Disziplinen messen. Und weil die Triathleten der SpVgg. Sterkrade-Nord schließlich auch ihre Clubmeister brauchen, wurde der Wettkampf am Niederrhein gleich zu ihren Vereinskämpfen erklärt.

Stimmt die Zeit? Annemarie Schüring auf der Zielgeraden.

Ehrensache für Lisec und Bultmann, dort die altrömischen Lorbeeren zu ernten: In seiner Altersklasse setzte sich Lisec über die Jedermann-Strecke (0,6 km/23 km/6 km) in 1:26,38 Stunden durch, sein Freund Horst folgte knapp – zwischenzeitlich hadernd mit sich selbst – auf Rang 2 in 1:31,38 Stunden. „Gold“ holte auch Annemarie Schüring, die die 2/60/15-Distanz in 4:40 Stunden hinter sich brachte.

So langsam, ganz allmählich, schlüpft der Gedanke ans Aufhören dem Nordler Bultmann aber doch in seltenen Stunden durch den Kopf, vor allem, wenn sich in den kalten Fluten irgendeines Wettkampfes der Kreislauf meldet oder beim Laufen einen Gang heruntergeschaltet werden muß. Das liebe Alter, eben. Für Lisec ist das jedoch kein Thema. Aufhören, nein! Entrüstet entgegnet er seinem Freund: „Du kannst mich doch nicht alleine lassen. . .“

mag, ist vor allem der Wind, der ihr bei der Geschwindigkeit auf dem Rad um die Nase weht.

„Ich fühle mich seitdem einfach besser“, betont sie. Sie läuft – wie die anderen Nordler – einzig und allein für sich selbst. Obwohl, ja, obwohl Kurt Lisec mit verschmitztem Lächeln zugibt, daß er am liebsten mit Jüngeren konkurriert: „Denen kann ich's dann noch mal zeigen.“

Und wenn er an der Wettkampfstrecke des Passanten Wort aufschnappt, „Man, guck' Dir den Alten an, wie flott der noch ist“, dann beflügelt es ihn gleich mit doppelter Kraft.

IM BETON BLÜHTS

*Hinter dicken Bunkermauern
pulsieren Kultur und Sport*

GEORG HOWAHL

Grau ragt der Koloß vor dem wolkenverhangenen Himmel auf, Regentropfen prasseln gegen seine Wände. Auch die Ranken, die an der Außenseite mehr schlecht als recht gedeihen, heitern den Betrachter kaum auf. Bei schlechtem Wetter wirken sie noch trostloser, die furchteinflößenden Betonklötze. Mit majestätischer Autorität bestimmen die Hochbunker aus dem Zweiten Weltkrieg auch heute noch das Bild der Stadt, viel zu stabil, um einfach abgerissen zu werden. Aber auch viel zu schade. Viele, die tagtäglich unachtsam an den vermeintlichen Schandflecken vorbeigehen, haben keine Ahnung davon, was hinter den dicken Wänden geschieht. Und das ist auch heute noch viel. Auch wenn es seit ein paar Jahren ruhiger geworden ist, die in den 70er und zu Beginn der 80er Jahre blühende (Sub-)Kultur nicht mehr soviel Leben in die Hochbunker bringen darf, pulsiert es immer noch im Inneren, verborgen vor neugierigen Blicken. Dabei

ist es gar kein Geheimnis, daß sich gerade in dem unwirtlichen Äußeren viele Vereine eingemistet haben, viele Bands den heißersehnten schalldichten Proberaum in ihrem „Grauen Riesen“ gefunden haben.

Schuld daran, daß heute nicht mehr in allen Bunkern reges Treiben herrscht, ist ein unglückliches, technisches Versagen im Bunker an der Eichelkampstraße, durch das am 27. 10. 1986 ein schwerer Brand dort ausbrach. Hoher Sachschaden entstand, Personen hätten leicht zu Schaden kommen können. In der Stadtverwaltung regten sich Zweifel, ob es verantwortbar sei, die zivile Nutzung überhaupt noch zuzulassen. Den erdbebensicheren Festungen des Vereinslebens drohte ein jähes „Aus“. Daß sich zumindest etwas ändern mußte, hatten die Sicherheits-Experten der Stadt eingesehen.

Die Folge: Zahlreiche Auflagen mußten bei der Instandsetzung beachtet werden. An allen Bunkern

im Stadtgebiet wurden erhebliche Umbauten erforderlich, die das ohnehin nicht prall gefüllte Säckel der Stadt belasteten. Jeder zivil genutzte Raum mußte einen Fluchtweg haben. Deshalb stehen heute einige Bunkerräume, bei denen diese Auflage nicht eingehalten werden konnte, leer. In allen Treppenhäusern mußte zudem ein Rauchgas-Abzug eingebaut werden. Ein nicht ganz einfaches Projekt, wenn man bedenkt, daß dazu ein sechs Tonnen schwerer Brocken aus der Decke geschnitten werden mußte. Einen Quadratmeter Grundfläche muß so ein Klotz haben, und das bei einer Höhe von 2,50 Meter. Mehr als 20.000 DM kostete jeweils einer dieser Abzüge, wogegen die Kosten für die beim Brand beschädigten Elektroinstallationen im Bunker Eichelkampstraße vergleichsweise gering erscheinen.

Eigeninitiative gefragt

Gerade für die zwölf Mieter des Eichelkampbunkers bedeutete der Brand viel Arbeit. Eigeninitiative war aufgrund einer zumeist recht dünnen Finanzdecke der „Bewohner“ angesagt. Es wurde gewerkelt und renoviert, meist nach Feierabend, damit die Vereins- und Proberäume wieder in einen ansehnlichen Zustand kamen. In vielen der großen Räume wurden extra Trennwände gezogen, auch an den sanitären Einrichtungen wurde nicht gespart. Otmar von Alst, Sprecher der Bunkerinitiative Eichelkampstraße, meinte bei der Feier zur Wiedereröffnung: „Jede Gruppe hat viel Engagement aufgebracht, ihre Räume einzurichten. Es ist wichtig, daß man sich kennt, dann ist gemeinsames Arbeiten erfolgreicher.“

In der Initiative hatten sich nach dem Brand verschiedene Nutzer zusammengesunden, die ihr „zweites

Heim“ in akuter Gefahr sahen. Für den Erhalt mußten die Mieter – unterstützt vom damaligen Oberstadtdirektor Uecker – sogar bis zum Innenministerium in Bonn gehen. Ein Kampf, der sich gelohnt hat. Das sieht jeder ein, der sich die gemütlichen Räume beispielsweise des Musikcorps Blau-Weiß Sterkrade anschaut. Die Wände sind holzvertäfelt, eine Bar lädt zum Verweilen nach der harten Probe ein, der Proberaum selbst bietet genug Platz für optimales Üben. Nicht nur schweißtreibendes Musizieren, sondern auch Feiern und Wohlfühlen stehen hier auf dem Programm, das kann man erahnen. Ähnlich ist es beim Tauchsportclub Oberhau-

*Wer hätte es gewußt?
Wie Chamäleons sind
einige Bunker im Stadtbild
getarnt. So auch an der
Friedrich-Karl-Straße (unten).*

sen e. V., der sowohl sein Vereinsheim, als auch technische Anlagen im Bunker untergebracht hat.

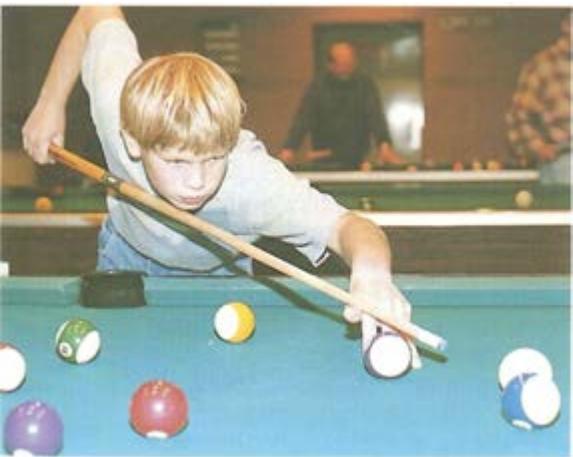
So zeigten sich bei der Wiedereröffnung alle Mieter von ihrer besten Seite, es ging nicht nur darum, die Hobbys, die hinter den dicken Wänden betrieben werden, nach außen zu zeigen, sondern auch darum, sich einfach besser kennenzulernen.

Übrigens zahlen viele Vereine – genauer: alle, die dem Stadtsportbund angeschlossen sind – keine Miete für das Domizil aus Beton. Auch die anderen Mietparteien haben es in dieser Hinsicht gut, denn auch sie müssen monatlich lediglich 50 Pfennig pro Quadratmeter berappen, Konditionen, von denen viele Vereine nur träumen können. Doch daß es trotzdem auf den nötigen monetären Unterbau, egal ob Band oder Verein ankommt, zeigte sich 1991, als Kampfsportlern





*Keine Altersbeschränkung –
Egal ob laute Musik oder
Konzentration: Von innen sind die
Bunker fast ein zweites Heim.*



und Rockbands, Tauchern und Motorradfahrern gepfefferte Stromrechnungen in den Briefkasten flatterten. „Das bringt uns an den Rand der Existenz!“, klagte Bunkersprecher Otmar von Alst damals bei einer Mieterversammlung. Stolze 67 Pfennig pro Kilowattstunde verlangte die EVO damals, ein Musiker mußte aus seiner Tasche eine Nachzahlung von 2300 DM bestreiten. Wahrlich kein Pappenstiel, nur auf

Raten konnte diese Summe von vielen Clubs gezahlt werden.

Doch auch diese Situation meisterten die „Bewohner“ des Eichelkampbunkers, denn in puncto Organisation sind sie vorbildlich. Es gibt einen eigenen Mieterrat, der sich um die Belange der „Einwohner“ kümmert. Einmal im Monat wird eine Mieterversammlung einberufen, auf der jeder sagen kann, wo ihm der Schuh drückt. Auch wurde in Eigeninitiative eine Notlicht- und eine zentrale Schließanlage installiert, so daß jeder seinen eigenen Türdrücker hat.

Biker reparieren Feuerstühle

Wer einen genaueren Blick auf die Klingeln wirft, sieht schnell, wie viele verschiedene Bewohner der Bunker beherbergt. So sind da zum Beispiel die „Los Brujos“, ein Motorradverein, der wegen seiner imposanten Erscheinung den Bunkerbewohnern eine Menge Ärger mit Vandalen erspart. Die Biker reparieren ihre Feuerstühle am Bunker und treffen sich dort regelmäßig. „Einige wollten sie schon oft raus haben, aber wir haben noch nie Ärger mit ihnen gehabt“, meint Mietersprecher Otmar von Alst, der selbst ein begeisterter Hobbytaucher ist. Zwei Tauchervereine, der Tauchsportclub Oberhausen e.V. und die Tauchsportabteilung des TC Sterkrade 69 e.V. unterhalten Club- und Wartungsräume, getaucht wird in Seen und Gewässern der Umgegend. Natürlich nutzen die Taucher auch den Urlaub zu ausgiebigen Unterwasser-Erfahrungen. Der Tauchsportclub Oberhausen legt dabei Wert auf die starke Videogruppe und die Unterwasser-Fotografie. Ein eigenes Fotolabor nennen sie ihr eigen, genauso wie einen Kompressionsraum, in dem die Preßluftflaschen wieder aufgefüllt werden.

Doch das ist bei weitem noch nicht alles, denn mehrere Frauen-Selbstverteidigungsgruppen proben den Kampf auf der Matte, streng nach dem „Tai-Wan-Do“-Prinzip. Ihnen geht es darum, die Frauen aus der „Opfer-Position“, in der sie sich bei Gewaltverbrechen oft befinden, psychologisch, aber auch körperlich zu befreien. Daß dabei auch die Geselligkeit nicht zu kurz kommt, zeigen die chinesischen Möbel, die stilecht zum Reden und Entspannen nach dem Kampf einladen.

Eher ein „Herrensport“ hingegen ist das Pool-Billard, das im Bunker Eichelkampstraße seit sechs Jahren vom 1. Pool-Billard-Club Oberhausen gepflegt wird. Immerhin in der zweiten Bundesliga spielt der 26 Mitglieder starke Verein, der beachtliche Erfolge aufweisen kann. Die Siege reichen von der 1. Deutschen Meisterschaft 1976, bei der die Herren am Queue den dritten Platz belegten, bis zur Europameisterschaft 1991 in St. Petersburg, bei der Dieter Müsselman auf Platz 1 landete. Trainiert wird im Bunker auf drei Tischen, ein vierter (Carambol-)Tisch dient dem Spaß. „Es ist schon fast zu ruhig“, meint Hans-Peter Börgers vom PBC zur Abgeschlossenheit im Bunker. Zuvor war sein Verein durch mehrere Gaststätten gezogen, aber laute Musik und Qualm störten die Freunde des grünen Filzes.

Und auch Deutschlands beliebteste Sportart, der Fußball, ist an der Eichelkampstraße beheimatet. Der U. D. Español hat sein Vereinsheim dort, und auch die spanischen Kicker sind zufrieden mit ihrer Unterkunft.

Musikalisch reicht die Bandbreite auf der Eichelkampstraße von Rock-Oldies über Soul bis hin zum Crossover. Für Unterhaltungsmu-

sik ist dabei das Musikcorps Blau-Weiß Sterkrade die richtige Adresse. Auf Volks- und Pfarrfesten sind die engagierten Musiker fast an jedem Wochenende zu treffen.

Von Deep Purple bis zu Guns'n'Roses reicht das, was „Time“ auf der Gitarre anschlagen. Schon seit 15 Jahren sind die Rocker in wechselnder Besetzung und unter wechselnden Namen zusammen. Wie wichtig der Bunker gerade für Bands ist, die ihre Verstärker nicht nur auf der Bühne aufdrehen wollen, weiß Frank Erbig, Gitarrist von „Time“: „Wo sollen die Bands denn sonst proben? Wenn wir hier aufdrehen, dann dringt wirklich nur ein leises Säuseln nach draußen. Woanders geht das gar nicht.“

Ausgeflipte Bühnenshow

Diese Erfahrung haben auch die Jungs von „Flagstaff“, Oberhausens Crossover-Gurus gemacht, als sie ihren Raum noch zum Üben nutzten. Die ausgefippte Bühnenshow

überzeugte damals genauso wie die kraftstrotzenden Songs, die Sänger und Mieter Marcus „Donk“ Verhül-donk ins Mikro schrie.

Etwas ruhiger geht es hingegen bei Roll's Choice zu, die sich dem Blues und Soul verschrieben haben. Als Männerband mit Sängerin haben sie sich nicht nur in Oberhausen einen Namen gemacht.

Und schließlich sind auch die Freunde von synthetisierter Musik im Bunker an der Eichelkampstraße vertreten, denn das Elektro-Duo „Cannox“ widmet sich dem Computer-Sound. Auf den Spuren von Depeche Mode, so sagen viele, wandeln Ralf Sobiech und Dieter Maicen, die sich noch vom Ton-techniker Holger Kappl unterstützen lassen.

Angesichts dieser facettenreichen Zusammensetzung wird der trost-

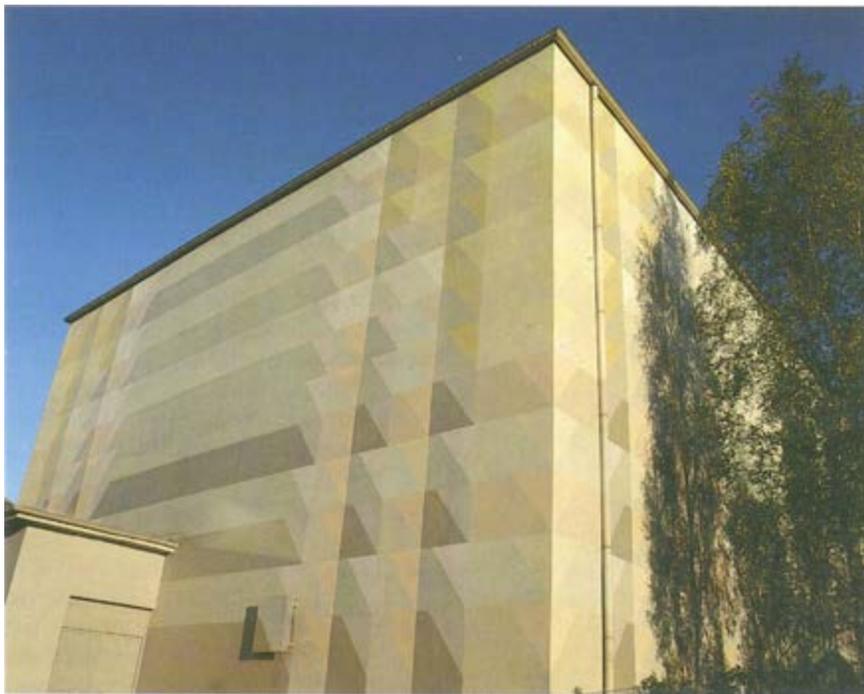
*Ein Traum in Altrosa. –
Warum werden nicht alle
Bunker kosmetisch behandelt.*

lose Eindruck, den die Bunker von außen machen, wohl endgültig zerstört. Auch an anderen Stellen im Stadtgebiet finden sich zahlreiche Beweise dafür, daß Kultur- und Vereinsleben in den vermeintlich öden Bauten blühen.

Im Hochbunker an der Brandenburger Straße findet man die Kleinstädter Bühnen, den Bürgerschützenverein Waidmannsheil und die Bürgerschützengilde Sterkrade. Überhaupt ziehen Bunker die Grünröcke an, denn an der Girondelle hat der Liricher Bürgerschützenverein St. Sebastianus seinen komfortabel ausgebauten Schießstand. Der Bunker Baustraße wird vom Bürgerschützenverein 1882 Osterfeld als Schießstand genutzt.

Und auch bei Bunkern, die eigentlich nur noch als Lagerräume dienen, haben sich die Stadtväter um Lebendigkeit bemüht. Dem Bunker an der Holtener Bahnstraße, der ausschließlich für den Zivilschutz zur Verfügung steht, wurde erst vor zwei Jahren ein neues „Make-Up“ verpaßt, denn die Stadt und die Ruhrchemie legten zusammen und beauftragten den Essener Künstler Ernst von Garnier mit der Gestaltung. Heraus kam eine Musterung in Altrosa. Für den Bunker in der Brandenburger Straße ist ebenfalls eine neue Farbgebung vorgesehen, über die in der Sterkrader Bezirksvertretung erst noch entschieden wird.

Einige der bedrohlichen Betonklötze sind sogar ganz aus dem Sichtfeld, und damit auch aus dem Bewußtsein verschwunden. Das zeigt sich, wenn man auf der Friedrich-Karl-Straße nach einem solchen Bauwerk sucht. Der Koloß aus Beton liegt nämlich gut versteckt hinter der Fassade, die heute besser als „Café Color“ bekannt ist. Es gibt halt Bunker, die gibt es gar nicht.



IMMER EIN ORT DER KOMMUNIKATION

*Vom Altmarkt und der
Sippe Stöckmann*

PETER HOFFMANN

Es gibt kaum einen anderen Platz in Alt Oberhausen, der bei städtebaulichen Diskussionen in der Vergangenheit und Gegenwart eine solche öffentliche Rolle gespielt hat wie der Altmarkt. Dieser historische Marktplatz in Oberhausens Stadtmitte ist seit der Schenkung des Grundstücks durch Bauer Wilhelm Stöckmann an die damalige Gemeinde Styrum mit der Stadtgeschichte aufs engste verbunden. Die Schenkungsurkunde wurde von Wilhelm Stöckmann und dem Styruer Bürgermeister Rheinen am 22. Januar 1859 unterzeichnet. Bei der Neugestaltung des Alt-Oberhausener Stadtzentrums ist der Altmarkt erneut ein wichtiges Gesprächsthema. Einzelheiten werden in einer Dokumentation des Planungs- und Baudezernats der Stadt von Juli 1993 beschrieben.

Zunächst zur Geschichte des Altmarks, die in Heimatbüchern und Tageszeitungen vielfach erörtert worden ist. Mit diesem Beitrag soll

versucht werden, wichtige historische Begebenheiten rund um den Marktplatz zu bündeln. Das Jahrbuch als eine Fortschreibung der Oberhausen-Chronik will damit auch die Bedeutung der Neugestaltung von Marktstraße und Altmarkt unterstreichen.

Im Oberhausener Heimatbuch von 1964, bearbeitet von Wilhelm Seipp in Zusammenarbeit mit „Heimatkennern“ und von der Stadt mit einem Vorwort von der damaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz und dem Oberstadtdirektor Dr. Werner Peterssen herausgegeben, wird festgestellt, daß der Altmarkt von allen Marktplätzen, die im Laufe der Zeit im Gebiet der Gemeinde Oberhausen errichtet wurden, allein seinem Zweck treu geblieben ist, so wie das von Wilhelm Stöckmann gewünscht worden war.

Andere Versuche, in der Gemeinde Oberhausen Märkte zu begründen, scheiterten schon nach kurzer Zeit: 1855 stellte Direktor Karl Lueg

von der Gewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen beim Landrat in Duisburg den Antrag, einen Wochenmarkt an der Essener Straße zu errichten. (Mit der genannten Gewerkschaft besteht ein geschichtlicher Zusammenhang zur „Wiege der Ruhrindustrie“ und zur Gutehoffnungshütte.) Im Bereich Essener-/Osterfelder Straße schossen die Produktionsstätten der Oberhausener Eisenindustrie damals wie Pilze aus dem Boden, die Arbeiter aus dem Hunsrück, der Eifel, aus den ehemals deutschen Ostgebieten und Polen nach Oberhausen anlockten. Die Errichtung eines Marktes schien deshalb eine notwendige Versorgungseinrichtung, auch im Hinblick auf Pläne, zahlreiche Werkwohnungen in der Nähe zu errichten, die dann auch z. B. in der Hultschiner-, Pluskamp-, Essener-, Osterfelder- und Ripshorster Straße von der GHH gebaut wurden.

Dem Markt war aber nur eine Lebensdauer bis 1862 beschieden. Die Gutehoffnungshütte gründete 1867 eine eigene Werkskonsumanstalt, die später in Oberhausen unter dem Namen „Verkaufsanstalten Oberhausen GmbH“ bekannt wurde und danach als „VA-Supermarkt GmbH“ bis Anfang der 80er Jahre dieses Jahrhunderts mit mehr als 50 Lebensmittelmärkten und ca. 700 Mitarbeiter(innen) das größte Einzelhandelsunternehmen in unserer Stadt war. Zuletzt eine Thyssen-Tochter, wurde auch dieses ursprüngliche GHH-Unternehmen ein Opfer des Strukturwandels. Auch Vorhaben, auf dem Neumarkt, dem heutigen Ebertplatz, und auf dem Knappenmarkt Versorgungsmärkte zu gründen, schlugen fehl, weil sie nicht lebensfähig waren. Dagegen behauptete sich der Altmarkt ab 1859 trotz Kriege.



Inflation, Wirtschaftsflauten und Zeitwirren bis heute. Der Altmarkt ist älter als die Gemeinde Oberhausen (1862) und führt zu Recht den Namen „Alt-Markt“. Zur späteren Stiftung von Wilhelm Stöckmann gehörte ein Weg, der vom Bahnhof längs der Bergisch-Märkischen Eisenbahn zum Markt führte. Es handelte sich um die heutige Stöckmannstraße.

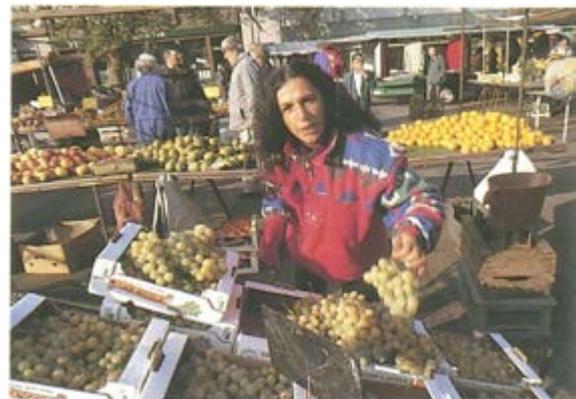
Viehmarkt gab buntes Gepräge

Über den Wochenmarkt, der am 8. Juni 1859 festlich eröffnet wurde, berichtete damals eine Zeitung, daß der Markt von der Bevölkerung stark besucht werde und sich schon nach kurzer Zeit herausgestellt habe, daß er ein echtes Bedürfnis für

Der Altmarkt vor seiner Neugestaltung – eine Aufnahme, die bald Erinnerungscharakter haben wird. Die Marktbändler werden aber weiter an dieser historischen Stätte anzutreffen sein.

die Lebensmittelversorgung sei. Überlegt werde bereits, auf dem Markt auch einen Viehmarkt einzurichten. Der Viehmarkt (auch Jahrmärkte waren erlaubt) kam schon am 5. September 1859. Viehhändler aus der näheren und weiteren Umgebung gaben dem Altmarkt mit Pferden, Kühen und Schweinen ein lebhaftes und buntes Gepräge, für die damalige Zeit ein nicht alltägliches Spektakel.

Der Altmarkt, von Tannen umgeben, verändert das städtebauliche



Gesicht der Stadtmitte. Es begann eine neuzeitliche Stadtentwicklung in diesem Gebiet mit einer regen Bautätigkeit, war doch das Gelände zwischen Friedrich-Karl- und Goebenstraße fast unbebaut. Die



Beitrag leistete. Zu ihnen gehörte ein Enkel des Stifters Wilhelm Stöckmann, der Goldschmiedemeister Otto Stöckmann. Überall in der Stadt entfaltete sich neues urbanes Leben, Mittelpunkt blieb der Altmarkt.

Durch den Zweiten Weltkrieg wurden auch der Altmarkt in Mitleidenschaft gezogen, bekannte Kaufhäuser ringsherum zerstört. Auch die 1912 erbaute Heiz-Jesu-Kirche brannte 1943 bis auf die Grundmauern nieder; erst 1948 konnte in der Kirche wieder Gottesdienst gefeiert werden. Ein Opfer des Krieges, und



Schenke der Stadt ihren Marktplatz: Bauer Wilhelm Stöckmann. – Auf dem Landwehrfriedhof sind weitere Mitglieder der Familie Stöckmann beigesetzt.

1897 eröffnete Straßenbahn (die erste kommunale Straßenbahn im damaligen Reichsgebiet) rollte durch die Stöckmannstraße am Altmarkt vorbei und brachte neues Leben in die Stadt. Später wurden die Tannen (so war es vertraglich vereinbart worden) durch Linden ersetzt, der Platz wurde planiert und mit Kopfsteinpflaster versehen. Der Altmarkt bewirkte eine wirtschaftliche Blütezeit, zu der auch das Handwerk mit zahlreichen Betrieben und Geschäften einen wichtigen

danach nur notdürftig wieder hergerichtet, wurde auch die bekannte Gaststätte „Fritz am Altmarkt“, ein Treffpunkt mit besonderem „Flair“. Inhaber Karl Fritz, ein Philosoph unter den Oberhausener Gastwirten, Leistungssportler und origineller Fan des Sportklubs Rot-Weiß Oberhausen war auch Gastgeber auswärtiger Sport-Promine. Er ist

aus der Geschichte des Altmarkts ebenfalls nicht wegzudenken.

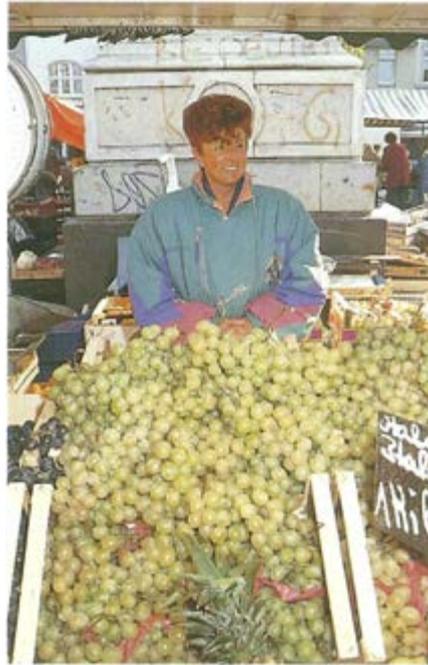
Der Altmarkt sah nach dem Krieg bekannte Würdenträger aus Politik und Gesellschaft, unter ihnen die Bundeskanzler Adenauer, Erhard, Brandt und Kohl. Der Kölner Kardinal Frings sprach vor mehr als 20.000 Zuhörern bei einer Arbeitnehmer-Kundgebung und der legendäre Pater Leppich zog hier gegen den Zeitgeist vom Leder.

Über den Altmarkt wurden von jeher heiße Debatten geführt. Schon 1893 kamen Klagen über Geruchsbelästigungen durch Obst- und Gemüseabfälle. Im Zeitalter von Umweltschutz und -bewußtsein verlagerten sich die Proteste auf den Lärm und die Autoabgase. Die aber werden wohl bei der Neugestaltung des Altmarkts keinen Ärger mehr machen, denn bei der Neuplanung soll „das Blech verschwinden“. Dazu gibt es in der eingangs erwähnten Dokumentation der Planer eine klare Aussage: „Der Altmarkt ist als Ruheplatz für Fahrzeuge zu schade. Die Neuplanung erfordert eine Freiräumung vom ruhenden Verkehr. Als Ersatz steht das Parkhaus an der unteren Marktstraße zur Verfügung“, werden die Autofahrer verwiesen.

„Der Altmarkt wird wieder zum Zentrum städtischen Lebens, zum zentralen Ort von Kommunikation und Begegnung entwickelt“, ist die bürgernahe Absicht. Die Neugestaltung des Altmarkts im Zusammenhang mit der Marktstraße einschließlich dem Glasdach soll bis 1996 (Fertigstellung des Projekts „Neue Mitte“) abgeschlossen sein. Die Stadt steht dabei im Wort. Die Oberhausener Bürgerinnen und Bürger haben Anlaß, sollte es denn so kommen, sich auf die „neue Marktstraße“ und auf den „neuen Altmarkt“ zu freuen.

Glück in der Tiefe des Ruhrufers

Ohne Würdigung des Familiennamens Stöckmann sind Betrachtungen über den Altmarkt unvollständig. Wilhelm Stöckmann hat 1859 den Weg für eine moderne Stadtentwicklung frei gemacht. Matthias Stöckmann, Ur-Ur-Enkel, viele Jahre bei der Stadt und danach im NRW-Kultusministerium tätig, meint, es sei heute schwer nach-



ten, wie damals im Bergbau Geld zu verdienen sei. Er suchte das Glück in der Tiefe des Ruhrufers und fand es auch. Zehn Mutungen, die später zum Grubenfeld Alstaden zusammengelegt wurden, sind unter seinem Namen eingebracht. Einer der Ur-Enkel von Wilhelm Stöckmann war Dr. Karl Stöckmann, Sohn des Goldschmiedemeisters Otto Stöckmann, von dem bereits die Rede war. Dr. Karl Stöckmann war Professor an der Technischen Hochschule in Braunschweig. Durch seine Frau Margarethe, Ur-Enkelin von Wilhelm Stöckmann, wurde auch der Baumeister Ludwig Freitag Mitglied der „Stöckmänner“-Sippe. Ihm verdankt Oberhausen das neue Rathaus, den Theaterumbau, die Gebäude am Friedensplatz und andere öffentliche Bauten.

Täglich frisches Obst und Gemüse – dies verbinden die meisten Oberhausener mit dem Altmarkt.

prüfbar, wer zu welcher Linie der Stöckmanns gehörte. Aus der weitverzweigten Stöckmann-Familie sind neben dem Stifter Wilhelm Stöckmann auch andere Familienangehörige, die zu seinen Nachfahren zählen, bekanntgeworden: Gerhard Stöckmann, Gründer der bekannten Kneipe „Stöckmann im Loch“ in Bahnhofsnähe, die auch dem Neubau des Hauptbahnhofs weichen mußte. In dieser Gastwirtschaft hatte die Zeche Concordia ihr erstes Büro. Hier hörte Gerhard Stöckmann von den Möglichkei-

So sind Namen nicht immer nur Schall und Rauch, wie das Beispiel der Sippe Stöckmann zeigt. Wer weiß, wie die Stadtentwicklung ohne die Schenkung des Grundstücks für den Altmarkt durch Wilhelm Stöckmann verlaufen wäre. So ist es auch nach 135 Jahren noch angemessen, in einer Zeit gewaltiger Strukturveränderungen dieses Oberhausener Bürgers zu gedenken. In seinem Ur-Ur-Enkel Matthias Stöckmann hat der Stifter Wilhelm Stöckmann einen Sachwalter, der seit Kindesbeinen wachen Auges die Geschehnisse um den Altmarkt verfolgt. Er sieht zusammen mit allen noch lebenden Nachfahren von Wilhelm Stöckmann der Neugestaltung des Altmarktes mit großem Interesse entgegen und wünscht ihr ein gutes Gelingen zur Freude aller Oberhausener Bürgerinnen und Bürger.

DIE AYDOGANS

*Vom Alltag einer
türkischen Familie*

THOMAS FINKEMEIER

Im Wohnzimmer von Hüseyin Aydogan (28) stehen eine Sitzgruppe und eine Schrankwand. Hüseyin erzählt von seinem Alltag, seine Frau Gülsüm (28) sitzt neben ihm und sagt kein Wort. Die Söhne kommen herein, zwei Nachbarskinder, die türkische Nachbarsfrau. Es gibt Tee in Gläsern und mit viel Zucker.

Morgens stehen Hüseyin und Gülsüm um viertel nach fünf auf. Gülsüm kocht Tee, zu essen gibt es Brötchen und Käse. Eine halbe Stunde später klettert Hüseyin in sein Auto und fährt von der Wohnung am Postweg nach Velbert, wo er als Hilfsarbeiter bei einer großen Firma beschäftigt ist, die Autoteile herstellt.

Hüseyin arbeitet bis kurz nach drei in der Firma. Mittags isst er in der Kantine. Es sind deutsche und türkische Kollegen mit am Tisch. Hüseyin isst kein Schweinefleisch, aber weil viele Moslems zu den Arbeitern der Firma zählen, bietet die Kantine immer mindestens ein Essen ohne Schweinefleisch an.

Gülsüm macht um kurz nach sieben noch einmal Frühstück. Die beiden Söhne Ferhat (6) und Fatik (9) sind aufgestanden. Der kleinere, der in seiner Sprachentwicklung ein wenig zurückgeblieben ist, wird wenig später abgeholt und zum Kindergarten gefahren. Fatik geht in die dritte Klasse der Grundschule am Postweg, wo er der einzige Türke ist.

Hüseyin und Gülsüm haben geheiratet, als sie 17 waren, damals ging Hüseyin noch zur Schule. Hüseyins Eltern, der Vater seit 1970 Fleischer in Hamburg und später Bergmann in Oberhausen, hatten ihren Sohn relativ spät bekommen. Deswegen hatten ihre gleichaltrigen Bekannten alle schon Enkelkinder, als Hüseyin noch jung war. Die Eltern drängten ihn, früh zu heiraten.

Hüseyin ist seit 1979 in Deutschland, aber seine Frau hat er in der Türkei gefunden, die beiden kennen einander schon seit der Grundschulzeit in ihrem Heimatdorf in

Mittelanatolien. Auch Hüseyins und Gülsüms Söhne sind in der Türkei geboren. Sie haben dort mit ihrer Mutter gelebt, die die ersten sechs Jahre ihrer Ehe bis auf gelegentliche Besuche und Briefe getrennt von ihrem Mann in Anatolien geblieben war, als Hüseyin es abgelehnt hatte, wie sein Vater Bergmann unter Tage zu werden. Stattdessen hat er die Fachhochschule besucht und Informatik studiert, bis das Geld nicht mehr reichte und er Hilfsarbeiter wurde.

Wenn Mann und Söhne aus dem Haus sind, kümmert sich Gülsüm um die Hausarbeit. Es gibt ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und die Küche, die auch als Kinderzimmer dient. Hinter dem Haus liegt ein kleiner Garten, dort zieht sie Gemüse, Bohnen, Gurken, Kürbis und Zwiebeln, aber keine Blumen. Im Haus lebt nur noch eine türkische Familie, auch in der Nachbarschaft gibt es nicht viele. Es sind aber einige Bekannte und Verwandte darunter, und gelegentlich besuchen sich die Frauen. Deutsch spricht Gülsüm Aydogan kaum. Das Kabelfernsehen liefert alle türkischen Programme ins Haus, das Telefonschafft Kontakt zu den weiter entfernt lebenden Freunden. Einkaufen gehen die Aydogans meist nur alle paar Wochen, dann wird gleich immer alles in großen Mengen angeschafft, fünf Kilo Hackfleisch, kistenweise Tomaten. Das meiste wird eingefroren.

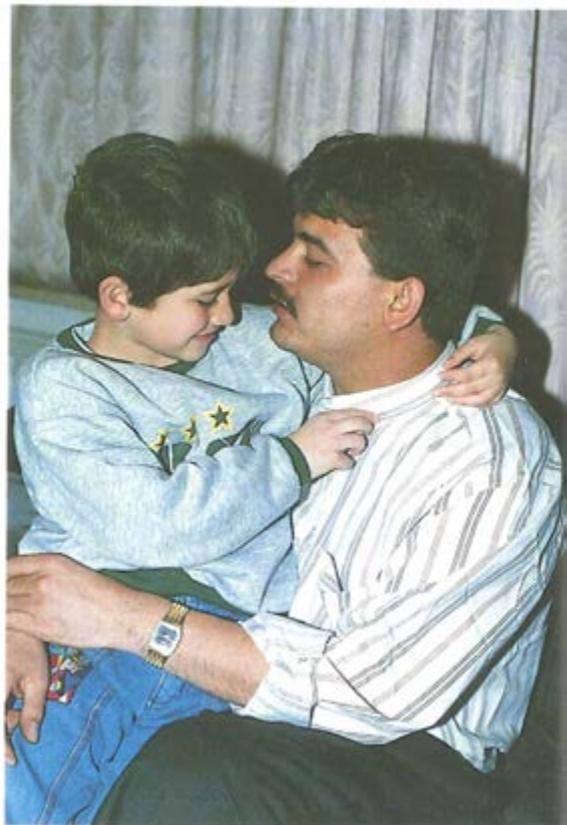
Wenn die Söhne zurück sind, spielen sie auf dem Hof mit den deutschen Nachbarskindern. Zwischen vier und fünf am Nachmittag, wenn Hüseyin von der Arbeit heimkehrt, stellt Gülsüm das Essen für die Familie auf den Tisch. Danach serviert sie Tee, es gibt Süßigkeiten und Knabbereien. Den Abend verbringen die Aydogans meist vor

dem Fernseher, oder sie lesen. Von seinen Söhnen lässt sich Hüseyin berichten, wie der Tag war. Das geht mal auf türkisch, mal auf deutsch. Wenn es not tut, kann er mit ihnen in beiden Sprachen schimpfen.

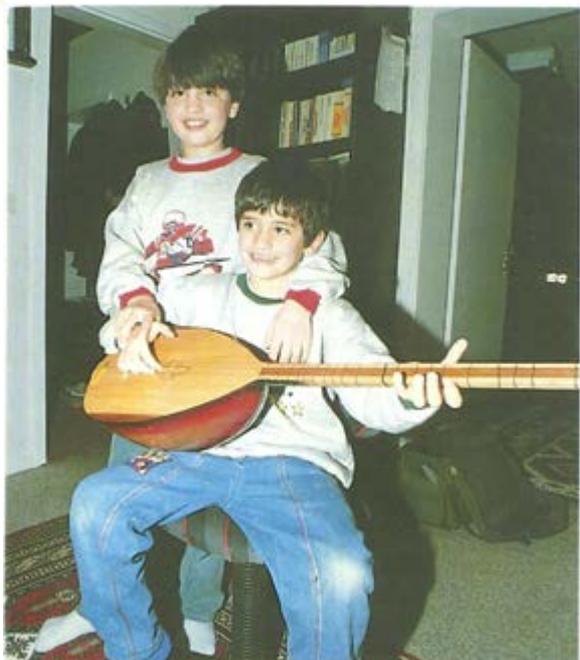
Für viele türkische Männer ist es normal, abends noch auszugehen. Es gibt in der Umgebung zahlreiche türkische Kulturvereine und Teestuben. Dort spielen die Männer Karten oder führen lange Diskussionen. Hüseyin bleibt lieber zuhause und beredet abends, wenn die Kinder im Bett sind, den Tag mit seiner Frau.

Aber am Wochenende ist er viel unterwegs. Samstags fährt er manchmal Taxi. Oder er besucht Kunden, denen er Hausrats- und Rechtsschutzversicherungen und Bausparverträge verkauft. Sein Auftraggeber ist eine deutsche Firma, seine Kunden sind meist Türken. Oft kauft und verkauft Hüseyin auch Textilwaren auf Trödelmärkten. Er hört sich um, wo er zum Beispiel einen größeren Posten T-Shirts oder Sweat-Shirts bekommen kann, geht hin, redet mit dem Verkäufer, lässt sich Muster geben. Das Muster präsentiert er dann potentiellen Kunden und bietet in Teilen oder komplett den ganzen Posten an. Mit diesem Geschäft würde er sich gern selbständig machen, im Moment ist das aber kritisch, weil die Leute Angst um ihre Arbeitsplätze haben und ihr Geld zusammenhalten, statt es für Kleidung auszugeben.

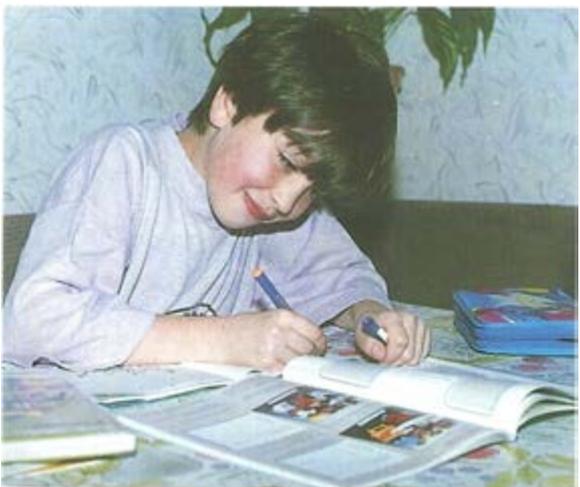
Wenn es im Sommer warm ist, trifft sich die Familie am Sonntag oft mit anderen Familien im Revierpark Vonderort zum Picknick. Die Bekannten der Aydogans sind meist ein wenig älter, Anfang bis Mitte dreißig, aber die Kinder sind ungefähr gleich alt. Manchmal be-



Das Familienleben wird bei Aydogans großgeschrieben. Gülşim serviert den Tee und Hüseyin kümmert sich um die Kinder.



Viel Platz zum Spielen haben Ferhat und Fatik in der kleinen Wohnung nicht.



suchen sich die Familien gegenseitig, manchmal treffen sie sich auch mit der Familie eines deutschen Kollegen, den Hüseyin seit 14 Jahren kennt. Ins Kino, ins Theater oder in Konzerte gehen Hüseyin und Gülsüm nicht; die Söhne schauen sich schon mal mit Nachbarkindern einen Film im Kino an. Hüseyin treibt keinen Sport, auch

nicht Fußball, wie viele der jungen türkischen Männer. Die Moschee besuchen die Aydogans höchstens an hohen islamischen Feiertagen, sie empfinden sich nicht als sehr religiös.

Das christliche Fest Weihnachten feiert die Familie Aydogan mit, weil sie deutsche Bekannte hat. Die türkischen Feiertage werden dagegen nur begangen, wenn Hüseyin dann gerade frei hat. Wenn die Kinder Geburtstag haben, gibt es kleine Kuchen.

Ein- bis zweimal im Jahr leistet sich die Familie einen Urlaub in der Türkei. Zuhause fühlen sie sich dort nicht mehr, sie werden als „Deutschländer“ betrachtet. Die Sitten sind anders. Als Hüseyin sich mit offenem Hemdkragen zeigt, unter dem das T-Shirt zu sehen ist, sagen ihm die Leute: „Mach das Hemd zu, man sieht deine Unterwäsche.“

Die Kinder sollen es mal besser haben. Arbeiter dürfen sie nicht werden. Sie sollen möglichst gute Schulabschlüsse haben.

Die jüngeren Leute unter den Türken interessieren sich auch für die deutsche Politik. Für die, die deutsche Politik richtig verstehen können, wäre auch das Wahlrecht gut. Die deutsche Staatsbürgerschaft würde ihm nicht unbedingt viel nutzen, solange er schwarze Haare hat und braune Augen und Hüseyin heißt, findet Hüseyin.

Viele junge türkische Männer hätten gern eine deutsche Freundin, aber heiraten würden sie dann nur eine Türkin. Zum einen wegen ihrer Religion. Dann aber auch, weil türkische Männer manchmal glauben, daß sie in der Ehe mit einer türkischen Frau mehr zu sagen haben. In Wirklichkeit gilt das nur nach außen, zuhause hat die Frau das Sagen. Hüseyin ist heilfroh, daß er keine Töchter hat. Ober er sich vorstellen kann, daß seine Söhne mal deutsche Frauen heiraten. Nun sagt seine Frau doch ein Wort, ein einziges: „Nein“.

JÜDIN KAM AUS LONDON ZUM KLASSENTREFFEN

*Hundert Jahre höhere
Mädchenschule in Sterkrade*

DIETRICH BEHREND S

„Wollen Sie auch Tischtennis spielen?“ Im Scherz richtete der in der Schultür aufgetauchte Mann im Trainingsanzug diese Frage an eine Gruppe älterer Damen, die sich vor dem Schulgebäude an der Otto-Weddigen-Straße eingefunden hatte. Nein, die Damen wollten sich nicht sportlich betätigen. Als ehemalige Schülerinnen des Jahrgangs 1917 des einstigen Paritätischen (evangelischen) Lyzeums Sterkrade hatten sie im Rahmen ihres seit 1971 jährlich stattfindenden Klassentreffens die Stätte ihrer Schulzeit an der früheren Talstraße für ein Erinnerungsfoto aufgesucht. Ehrengast bei dem 1993er-Treffen – nach dem „Orstermin“ wurde es in einem Lokal an der Steinbrinkstraße fortgesetzt – war Hildegund Kleinau, mit 89 Jahren die einzige noch lebende frühere Lehrerin am Privatelyzeum Talstraße.

Aus Düren war auch diesmal wieder die ehemalige Lyzeumsschülerin Gisela Schock, geborene Beh-

rends, zu dem Treffen gekommen. Die Witwe des 1986 gestorbenen Tenors Rudolf Schock hatte Blumen mitgebracht, die sie auf dem Grab der von ihr sehr geschätzten Schuldirektorin Anna Becker niederlegen wollte. Zu ihrer Enttäuschung mußte Frau Schock, die ihre Jugend in Sterkrade verbracht hat, erfahren, daß das Becker-Grab auf dem Friedhof hinter der Friedenskirche an der Steinbrinkstraße nicht mehr vorhanden ist.

Anna Becker hätte die Blumen verdient gehabt. Ihr Name ist mit der Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens in unserer Stadt nördlich der Kanallinie eng verbunden. Diese Entwicklung begann im Erscheinungsjahr dieser Ausgabe vor hundert Jahren mit der evangelischen Familienschule Sterkrade, dem späteren Lyzeum, setzte sich mit der Gründung des Katholischen Lyzeums Sterkrade 1908 (zunächst Rektoratsschule St. Clemens) sowie des Katholischen

Lyzeums Osterfeld 1921 fort und fand mit der Bildung des Sterkrader Mädchengymnasiums 1953 ihren Abschluß. Die drei privaten Mädchenschulen in Sterkrade/Osterfeld sind die Wurzeln des heutigen Sophie-Scholl-Gymnasiums.

Als Gründungsdatum des Evangelischen Lyzeums Sterkrade (später Paritätisches Lyzeum) gilt der 1. Oktober 1894. In der Festschrift zur Einweihung des Neubaus des Sterkrader Mädchengymnasiums an der Tirpitzstraße 1957 schildert Oberschullehrerin Käthe Bellstedt, Schülerin an der Talstraße von 1905 bis 1912, Lehrerin von 1916 bis 1936, den Schulstart vor hundert Jahren wie folgt: „An jenem Tag nahm Fräulein Anna Becker, eine junge Lehrerin, auf dem Spielplatz des jetzigen Kindergartens an der Friedenskirche elf Schülerinnen aus fünf verschiedenen Jahrgängen in ihre Obhut. Im damaligen Konfirmandensaal des alten Pfarrhauses begann Anna Becker ihre nie ermüdende, hingebungsvolle Arbeit an der neugegründeten Familienschule.“

„Ein aufblühender Ort“

Die junge Lehrerin war von Brüssel nach Sterkrade gekommen. Um ihre Französisch-Kenntnisse zu erweitern, betätigte Anna Becker sich in der belgischen Hauptstadt an einem protestantischen pädagogischen Institut. Dort erreichte sie in einem Brief der Hinweis einer Essener Kollegin auf die in Sterkrade von Pfarrer Vorstius betriebene Schulgründung der evangelischen Gemeinde. „Sie riet mir“, erinnerte sich Anna Becker später, „die Stelle anzunehmen, wenn die Arbeit auch nicht leicht sein würde, da es noch immer schwer halte, an einer öffentlichen Schule in Deutschland anzukommen. Sterkrade, ein aufblühender Ort, biete die Möglich-



*Erinnerungsfoto vom Klassentreffen auf der Schul-
treppe an der Otto Weddi-
gen-Straße. In der ersten
Reihe Mitte Hildegund
Kleinau, mit 89 Jahren ein-
zige noch lebende frühere
Lehrerin am einstigen Pri-
vatlyzeum Talstraße, rechts
Gisela Schock. Die „Ehe-
maligen“ des Jahrgangs
1917 treffen sich seit 1971
alljährlich in Sterkrade.*

*Konzernchef Paul Reusch
war vor dem Ersten Welt-
krieg ein tatkräftiger För-
derer des Lyzeums an der da-
maligen Talstraße, heute
Otto Weddigen-Straße. Die
GHH übernahm 1910 das
Schulhaus und errichtete
den 1911 fertiggestellten Er-
weiterungsbau. Die alte An-
sichtskarte zeigt das Schul-
haus in seinem Endzustand
an der noch unbefestigten
Talstraße. 1941 richtete die
GHH hier ihre Werkschule
für ihre gewerblichen und
technischen Lehrlinge ein.
Jetzt steht das Haus leer
und wartet auf eine neue
Verwendung.*

keit, daß aus der Familienschule
eine Privatschule und aus dieser
eine öffentliche Schule erwachse.“
Die Essener Kollegin hatte die

Entwicklung richtig eingeschätzt.
„In bewundernswerter Weise“ – so
Käthe Bellstedt – bereitete Anna
Becker als Direktorin in der letzten
Zeit ihres 44jährigen Wirkens in
Sterkrade den Übergang des von
der Gutehoffnungshütte geförder-
ten privaten Lyzeums zu einer öf-
fentlichen Schule vor.

Der Weg dorthin – ein interes-
santes Kapitel der Oberhausener Schul-
geschichte – war für Anna Becker
mit Schwierigkeiten gepflastert. In
der 1919 zum Silberjubiläum her-
ausgebrachten Schrift „Zur Ge-
schichte des Privat-Lyzeums Sterk-
rade“ schildert die Pädagogin den
schweren Start der Familienschule,
deren äußerer Aufbau vor allem
durch die Geldnot arg behindert
wurde. Jede noch so kleine Aus-
gabe mußte sich Anna Becker vom
Kuratorium genehmigen lassen,
dessen Mitglieder mit ihrem Besitz
hafteten. Pfarrer Vorstius und zwei
GHH-Ingenieure waren die ersten
Mitglieder des zunächst dreiköpfi-
gen Gremiums, das mit wachsen-
der Schülerinnenzahl erweitert



wurde und beim Silberjubiläum der Schule neun Mitglieder zählte. Die Schulleiterin wurde erst aufgenommen, als sie sich mit dem Gedanken trug, eine weniger mühevollere und besser besoldete Aufgabe in einer anderen Stadt zu übernehmen. Sie hatte ein entsprechendes Angebot erhalten.

Im Anfang mußte Anna Becker Mädchen aus fünf verschiedenen Jahrgängen in einer Klasse unterrichten. Nach knapp vier Jahren konnte die Schule zweiklassig, die zweite Lehrerinnenstelle genehmigt werden. Die Familienschule war über den gesetzlich erlaubten Rahmen hinausgewachsen und wurde von der Bezirksregierung in Düsseldorf als Mädchen-Privatschule anerkannt. Jetzt duldete das Schulbauproblem keinen Aufschub mehr, ein Wagnis, das die Kuratoriumsmitglieder Pfarrer Vorstius und Obergeringenieur Bosse – Ingenieur Kleucker war inzwischen wegen Wegzuges aus dem Gremium ausgeschieden – nicht allein auf ihre Kappe nehmen konnten. Sie sahen sich nach opferbereiten, am Aufbau der Schule interessierten Mitbürgern um und fanden sie in dem Arzt Dr. Benzler, Sparkassen-Rendanten Brindöpke und Kaufmann Pelzer, die sich in das Kuratorium wählen ließen. Als der Sterkrader Gemeinderat unter Bürgermeister von Trotha sich bereit erklärte, für jede schulpflichtige Schülerin denselben Zuschuß wie für die Volksschulkinder – zunächst 35 Mark – zu zahlen, konnte der Schulbau in Angriff genommen werden, zumal die GHH finanzielle Hilfe leistete. Der Neubau an der heutigen Otto-Weddigen-Straße, der außer den Klassenräumen auch Wohnräume für die Lehrerinnen enthielt, wurde am 8. August 1900 mit Ansprachen von Pfarrer Vorstius und



Vor hundert Jahren nahm Anna Becker als junge Lehrerin ihre verdienstvolle pädagogische Tätigkeit in Sterkrade auf: als Vorsteherin der kleinen evang. Familienschule. Als Direktorin des von rund 300 Schülerinnen besuchten Paritätischen Lyzeums Sterkrade ging sie 1936 in den Ruhestand. Sie starb 1937. Ihre Persönlichkeit prägte die von ihr geleitete Schule.

der Schulleiterin und einem Kaffeetrinken im Kaiserhof – für die Schullehrerinnen gab es Kakao und Kuchen – seiner Bestimmung übergeben.

Die Hilfe der politischen Gemeinde, die erst 1913 Stadt wurde, blieb auch in der Folgezeit nicht aus. Nach der Gründung der Katholischen Mädchenschule, Vorläuferin des Kath. Lyzeums, 1908 erhöhte der Gemeinderat unter Bürgermeister Dr. zur Nieden den Zuschuß für beide Schulen auf 50 Mark je einheimische Schülerin und übernahm die Pensionierung der Lehrkräfte, deren Altersversorgung bis dahin schlechter war als die der Volks-



Die Wiege des Sterkrader Mädchengymnasiums: das längst verschwundene alte Pfarrhaus an der Steinbrinkstraße mit dem Konfirmandensaal im eingeschossigen Anbau, wo Anna Becker vor hundert Jahren in der Familienschule der evangelischen Gemeinde als junge Lehrerin ihre pädagogische Arbeit aufnahm. Das Haus wurde 1852 mit der Friedenskirche fertiggestellt. Als 1890 ein neues Pfarrhaus errichtet wurde, zogen die Gemeindegewester und die Kindergartenschwester in den Altbau ein, der dem Bau des neuen Gemeindehauses weichen mußte.

schullehrerinnen. März 1910 wurde auf Antrag der Kuratorien beider Schulen, die inzwischen die staatliche Anerkennung als höhere Mädchenschule gefunden hatten – die Bezeichnung Lyzeum kam erst später auf –, der kommunale Zuschuß auf 75 Mark je Schülerin erhöht. Dafür verlangte die Gemeindevertretung, daß der Bürgermeister und eine vom Rat zu wählende Persönlichkeit Sitz und Stimme in den Kuratorien erhielten. Wie Anna Becker bei der evangelischen Anstalt war Maria Pinnekamp erste und einzige Leiterin der katholischen Schule.



Die Mädchen trugen eine Schleife im Haar: Eine Klasse des Lyzeums an der Talstraße mit der Lehrerin Wilhelmine Rübl im Jahr 1921.

Paul Reusch im Kuratorium

Das Gedeihen der Schule an der Otto-Weddigen-Straße hing stark von der Entwicklung der Industrie ab, die Väter eines großen Teils der Schülerinnen waren bei der GHH bzw. im GHH-Bergbau beschäftigt. Für den weiteren Ausbau der Schule erwies es sich als äußerst vorteilhaft, daß 1906 GHH-Konzernchef Paul Reusch für die Mitarbeit im Kuratorium gewonnen werden konnte. Das Schulhaus mußte dringend erweitert werden. Anfang 1910 erklärte sich der Aufsichtsrat der GHH, so Anna Becker in ihren Erinnerungen, „auf Vorschlag von Paul Reusch bereit, das Grundstück mit dem Gebäude nebst Einrichtungen gegen Tilgung der Grundschuld zu übernehmen, den dringend notwendig gewordenen Anbau gemäß den gesetzlichen Bestimmungen zu errichten, auszustatten und instandhalten zu lassen, die Steuern und die Versicherungsbeiträge zu zahlen und das Ganze gegen eine sehr geringe jährliche Entschädigung der Schule

zu vermieten.“ Mit dem Erweiterungsbau erhielt das Gebäude seine heutige Gestalt. Die Einweihung am 7. Oktober 1911 wurde gebührend gefeiert. In Anna Beckers Festschrift zum Silberjubiläum lesen wir: „Abends folgten sodann Kuratorium und Kollegium einer Einladung der Hütte zum Festessen in den Klub. Die Stimmung war von Anfang an denkbar fröhlich. Die Gastgeberin hatte alles aufgeboten, um auch diesen Teil des Festes hübsch zu gestalten, und erst in früher Morgenstunde löste sich der glückliche Kreis.“

Glücklich konnte vor allem Anna Becker sein. Als junge Lehrerin hatte sie im alten Pfarrhaus mit elf Kindern angefangen. Jetzt wirkte sie als Direktorin und von ihren Schülerinnen geachtete Respektsperson in einem Schulhaus mit zehn Klassenräumen, geräumigem, auch als Aula zu nutzenden Turnsaal, Physiksaal mit Lehrmittelraum, Zeichensaal, Lehrerinnen- und Direktorinnenzimmer, mit lichten Fluren und Dienstwohnung der Schulleiterin. Käthe Bellstedt: „Die äußeren Vorbedingungen für eine erfolgreiche Arbeit an der Jugend waren gegeben. Das Schulhaus freundlich, anheimelnd, der geräumige Schulhof, auf dem die Bäume herrlichen Schatten spendeten – sie machten das Lernen leicht.“

Israelitischer Religionslehrer

Auf Wunsch von Paul Reusch betonte die Schule ihren paritätischen Charakter: Die katholischen Hüttenbeamten sollten sich nicht benachteiligt fühlen. Nicht nur katholische, auch jüdische Mädchen besuchten die später offiziell Paritätisches Lyzeum genannte Schule. Als sogenannte Hilfskraft gehörte ein israelitischer Religionslehrer zum Kollegium der Lehrkräfte. Zu den Schülerinnen des Jahrgangs 1917

zählte die Jüdin Hertha Häusler aus Osterfeld, die 1938 vor dem Rassenvahn der Nazis nach England flüchtete. Das Paritätische Lyzeum war unter Anna Becker eine tolerante Schule. Und es war eine Familienschule geblieben. Hertha Häusler, die in London einen deutschen Juden heiratete, hatte deshalb ihre Schulzeit an der damaligen Talstraße in schöner Erinnerung behalten. Durch einen Brief aus Osterfeld erfuhr die ehemalige Lyzeumsschülerin, inzwischen verheiratete Neuberger, vom ersten Klassentreffen ihres Jahrgangs nach fast vier Jahrzehnten im Jahr 1971. Ab dem folgenden Jahr bis zu ihrem Tod vor sechs Jahren versäumte sie kein Wiedersehenstreffen in Sterkrade, zu denen sie, von ihrem Mann begleitet, mit dem Auto aus London anreiste.

Ab 1910 nahm das Lyzeum in der vierjährigen Vorschule (Grundschule) auch Knaben auf. Anna Becker bekannte: „Ich bin eine Freundin des gemeinschaftlichen Unterrichts beider Geschlechter, da ich ihn selbst bis zu meinem 15. Lebensjahr genossen habe, und gerade in der Unterstufe verstärkt er das Familienhafte unserer Anstalt.“ Es gab aber nicht nur erzieherische Gründe dafür, daß sich die Schule in der Unterstufe auch für Jungen öffnete. Die Eltern mußten Schulgeld bezahlen, der Privatschule erschloß sich also eine weitere Einnahmequelle, „so daß die Anstellung der erheblich teureren akademischen Lehrkräfte ins Auge gefaßt werden konnte“ (Anna Becker). Die Vorschule bestand bis 1935 und war lt. Käthe Bellstedt „in all den Jahren das finanzielle Fundament, auf dem die Mittel- und Oberstufe lastete.“ Im Jubiläumsjahr 1919 unterrichteten 13 Lehrkräfte des seit Ostern 1912 zehnklassigen Paritäts-

schen Lyzeums 229 Mädchen und 61 Jungen.

Daß sich Anna Becker um akademisch ausgebildete Lehrkräfte bemühte, erfolgte in Erfüllung einer Auflage, mit der die Aufsichtsbehörde die 1908 erfolgte Anerkennung der Schule als höhere Mädchenschule verbunden hatte. Die Akademiker sollten Männer sein. Aber da gab es Probleme, denn der Industriort Sterkrade besaß wenig Anziehungskraft. Zudem schreckte die Herren Akademiker wohl auch die weibliche Leitung an der Talstraße ab, von Gleichberechtigung wollte man damals noch nicht viel wissen. Freiwillig kam niemand, Anna Becker mußte deshalb in Düsseldorf um Zuweisungen bitten. Die Zugewiesenen hielten es aber meist nicht allzu lange in Sterkrade aus. Der erste Lehrer, der dem Lyzeum die Treue hielt, war Wilhelm Kanonenberg. Sein Name und der von Josef Linartz tauchen in den Erinnerungsgesprächen bei den jährlichen Treffen der „Ehemaligen“ des Jahrgangs 1917 – sie haben in der Mehrzahl die Schule 1933 mit dem „Einjährigen“ verlassen – kaum weniger häufig auf als die Namen viele Jahre an der Schule tätig gewesener Lehrerinnen wie Emma und Antonie Hübner, Emma Pitsch, Helene Brabender, Johanna Richter, Wilhelmine Rühl, Hedwig Trip, Elisabeth Brindöpke, Käthe Bellstedt, Johanna Gebhardt, Hildegund Kleinau und natürlich Anna Becker.

Seit 1936 städtisch

Das Ende der Sterkrader Privatlyzeen kam 1936: Die evangelische und die katholische Schule wurden zum Städtischen Lyzeum Sterkrade zusammengelegt, die Direktorinnen Anna Becker und Maria Pinnekamp gingen in den Ruhestand. Das Gebäude an der Otto-Weddi-

gen-Straße blieb Schulhaus, die Stadt mietete es von der GHH und richtete hier die Schule ein, die 1937 in Städtische Oberschule für Mädchen umbenannt wurde. Die Ruheständlerin Anna Becker konnte die weitere schulische Entwicklung in Sterkrade nicht mehr lange verfolgen, sie starb am 27. Oktober 1937. Käthe Bellstedt: „Sie hat einer Schule ihre Prägung gegeben.“

In Osterfeld vollzog sich die Auflösung des von Ordensschwestern geleiteten Katholischen Privatlyzeums (an der Westfälischen Straße) und der Aufbau einer städtischen Oberschule für Mädchen in Etappen. Auf Dauer konnten die Schwestern dem politischen Druck nicht standhalten und zogen sich Ostern 1939 aus Osterfeld zurück. Weil der Stadt die Unterhaltung zweier Mädchen-Oberschulen nördlich der Kannallinie zu aufwendig wurde, verfügte die Verwaltung im Kriegsjahr 1941 den Zusammenschluß. Die neue Oberschule „startete“ Ostern 1941 in dem großzügig geplanten und deshalb weiträumigen Schulgebäude an der Westfälischen Straße, das kurz vor Kriegsende durch Bomben zerstört wurde. Beim Neubeginn 1945 war die Mädchen-Oberschule Sterkrade/Osterfeld obdachlos. Es gelang aber, für die Wiedereröffnung die Kirchengemeinde St. Clemens zu bewegen, das nur leicht beschädigte Schulhaus des ehemaligen Katholischen Lyzeums Sterkrade an der Kantstraße an die Stadt zu vermieten. Die hier herrschende Raumnot hatte erst mit dem Einzug der Schule in den Neubau an der Tirpitzstraße 1957 ein Ende.

Anna Beckers einstiges Schulhaus Otto-Weddigen-Straße wäre für die Wiedereröffnung der Mädchen-Oberschule besser geeignet gewesen als der Altbau an der Kantstra-

ße, aber das der GHH gehörende Gebäude stand 1945 nicht mehr zur Verfügung. Nachdem die Stadt das Schulhaus 1941 geräumt hatte, richtete die GHH hier ihre Werk- schule für gewerbliche und technische Lehrlinge ein. In der Zeichenschule an der Otto-Weddigen-Straße bildete das Unternehmen bis 1992 seine technischen Zeichner aus. Inzwischen hat die MAN/GHH ihre Ausbildungsstätte an die Essener Straße verlegt.

Bei ihrem 1993er-Treffen fanden die „Ehemaligen“ des Jahrgangs 1917 an der Otto-Weddigen-Straße ein leeres Schulhaus vor. Nur im ehemaligen Turnsaal wurde noch Tischtennis gespielt. Das stattliche Gebäude wartet auf eine neue Ver-



Kam alljährlich aus London nach Sterkrade: Jüdin Hertha Häusler, verheiratete Neuberg (links), in beiterer Stimmung auf einem Klassentreffen, hier mit ihren ehemaligen Mitschülerinnen Gerta Hartwig (Mitte) und Anita Metz, verheiratete Schuff. Ihr letzter Besuch in Sterkrade war 1986, ein Jahr später starb die gebürtige, 1938 nach England emigrierte Osterfelderin.

wendung. Das an der Otto-Weddigen-Straße geschriebene Kapitel der Oberhausener Schulgeschichte ist abgeschlossen.

TRAUM VON SIEBEN FETTEN JAHREN

*Initiativkreis Altenberg
startet wieder durch*

KLAUS MÜLLER

Bei gewissen Völkern auf dieser Erde umgibt die Zahl „sieben“ etwas Geheimnisvolles. Außerdem sind da noch die „sieben Weltmeere“, die „sieben Weltwunder“, die „sieben Planeten“, die „sieben Farben des Regenbogens“, und nicht zu vergessen Pharaos Traum aus dem Buch Genesis, Vers 41, in dem von sieben schönen, fetten Kühen erzählt wird, die von sieben häßlichen, mageren Kühen gefressen werden, wo sieben dicke Ähren von ebensovielen mageren verschlungen werden. Dieser Traum wird so gedeutet, daß sieben reichen Jahren sieben des Hungers folgen. Seitdem hält sich die Rede von den sieben fetten und den sieben eher mageren Jahren. Ein Spruch, der den – natürlich sieben – jungen Menschen, die von 1982 bis 1986 für einen Einheitslohn von 800 Mark netto auf dem von der Stadt Oberhausen angekauften Gelände der ehemaligen Zinkfabrik Altenberg an der Hansa-

straße den IKA, den „Initiativkreis Altenberg“, ansiedelten, irgendwie bekannt vorkommen müßte. 1979, sieben Jahre zuvor als ausschließlich ehrenamtlicher, improvisierter Kulturbetrieb gegründet, sollten nun, 1986, endlich „fettere“ Jahre folgen, und zwar möglichst mehr als sieben.

Doch dieses Ansinnen ging sprichwörtlich daneben. Denn gleich zu Beginn größerer Umbauarbeiten, beim Bodenaushub im Regieraum und in den Toiletten-Anlagen in der ehemaligen Schlosserei, passierte es: Bodenproben und Luftmessungen ergaben Schwermetall-Belastungen, die eine weitere Arbeit des Bürgerzentrums ohne eine vorherige Sanierung unmöglich machten. Der Initiativkreis Altenberg stand plötzlich vor einem Alt-lastenberg ungeahnten Ausmaßes. Der Traum von den sieben besseren Jahren war bereits ausgeträumt, ehe er überhaupt richtig begonnen hatte.

„Eine Situation, wie sie heikler nicht hätte gewesen sein können“, erinnert sich Christoph Blümer. Er selbst hatte sein Lehramts-Studium abgebrochen, um sich fortan ganz der freien Kulturarbeit zu widmen. „Meine Mitstreiter und ich, wir waren einfach nur geschockt. Denn schließlich lebten wir doch seinerzeit alle davon, endlich einen festen Ort zu haben, wo man arbeiten konnte. Es hätte alles auseinanderbrechen können.“ Und „alles“ war weißgott nicht nur der IKA. Mittlerweile hatte der Kulturausschuß der Landschaftsversammlung entschieden, daß die Zentrale des geplanten Rheinischen Industrie-Museums (RIM) im ehemaligen Zinkwalswerk untergebracht werden sollte. Und auch die Jugendberufshilfe hatte ihre Zelte bereits an der HansasträÙe aufgeschlagen.

Neue Gesprächspartner

Aus und vorbei! Verschiedene Gutachter kamen unisono zu der Überzeugung, daß jegliche direkte Kontaktaufnahmen mit dem Altenberg-Boden sowie das Einatmen von Staub und Gas zu vermeiden sind. Für den IKA stand fest: Ohne eine kostspielige Sanierung des Geländes kann hier niemals mehr die Idee des sozio-kulturellen Zentrums verwirklicht werden. Wo aber dann? Und vor allem: Was ist schon ein Initiativkreis „Altenberg“, wenn er für immer und ewig von der mittlerweile angestammten und in der Szene eingeführten Altenberg-Fläche verschwinden würde? Wie muß ein Sanierungskonzept aussehen? Was wird es kosten? Wie lange wird es dauern? Und was soll in der Zwischenzeit passieren? Fragen über Fragen, die sich Anfang 1987 nur noch der „harte Kern“ stellte. „Die meisten Leute, vor allem die vielen ehrenamtlich Tätigen, haben sich damals

in alle Winde zerstreut“, weiß Blü-
mer zurückblickend.

Während auch die damaligen kul-
turellen Aushängeschilder wie die
Theatermacher Klaus Vincon und
Werner Koj oder die „Missfits“ ge-
zwungen waren, neue Wege zu ge-
hen, suchte sich der IKA neue Ge-
sprächspartner – in den Landes-
ministerien. Die Möglichkeit von
Fördermitteln wurde ausgelotet,
schließlich sollten die Sanierungs-
arbeiten mit einer halben Million
und der Neubau des sozio-kultu-
rellen Zentrums mit 6,5 Millionen
Mark zu Buche schlagen. Außer-
dem galt es, ein neues Veran-
staltungskonzept an einem neuen Ver-
anstaltungsort zu entwickeln. Blü-
mer: „Wir brauchten irgendeinen
Raum, um nicht gänzlich von der
Oberhausener Bildfläche zu ver-
schwinden!“

Gesucht – gefunden! Dem per-
sonell schwer dezimierten IKA ge-
lang es, das Stadtkino in Aula und
Foyer des Heinrich-Heine-Gymna-
siums an der Mülheimer Straße in
regelmäßigen Abständen „zu gün-
stigen Kursen“ anzumieten, um
dort alle 14 Tage zum „Altenberger
Tanzvergnügen“ einzuladen. Die
Organisation freilich war alles an-
dere als „vergnülich“. Permanen-
te Meinungsverschiedenheiten mit
der Schulleitung sorgten dafür, daß
Blümer heute zurückblickend von
einer „sehr unerfreulichen Zeit“
spricht. Ausgesprochen gute Unter-
stützung hingegen habe man von
der „Druckluft“-Initiative erfahren,
wo der IKA mit seinem Büro ein-
ziehen durfte. Fazit: Es wurde zwar
still um den IKA, aber nicht toten-
still. Die Idee lebte weiter – und
erfuhr zu Beginn des Jahres 1990 ei-
nen deutlichen Motivationsschub:
Die Sanierung des Altenberg-Gel-
ändes war möglich, es konnte los-
gehen – und es ging los!



*Dem „Verein für aktuelle Kunst“ stehen
in der ehemaligen Klempnerei der Zink-
fabrik 1000 qm zur Verfügung. –
„Los!“ – am 9. Juni 1993 erwachte
der IKA zu neuem Leben.*

„Wo sind denn die Briefumschlä-
ge?“ Die Frage von Geschäftsführer
Michael Hake, eines – neben Chris-
toph Blümer – weiteren IKA Urge-
steins, wird zunächst mit einem
Achselzucken, dann mit einem
Griff in die Schublade mit dem Auf-
druck „Geflügel“ beantwortet. Und
tatsächlich: Das gewünschte Büro-
Utensil kommt zum Vorschein.
„Improvisation ist halt alles“, lacht
Blümer. Er muß es schließlich wis-
sen. Immer noch gilt es, aus den
Koffern zu leben. Aber, und das ist
das Entscheidende, diese Koffer ste-
hen wieder auf dem Altenberg-Gel-
ände. 1993, einer der wieder mal
restlos verregneten Spätsommertage.
Dort, wo früher das Frauenhaus
war, in einem Anbau der Walzhalle,
da riecht es jetzt nach frisch gebrüh-
tem Kaffee. „Bis der fertig durchge-
laufen ist, zeig‘ ich Dir mal die Loka-



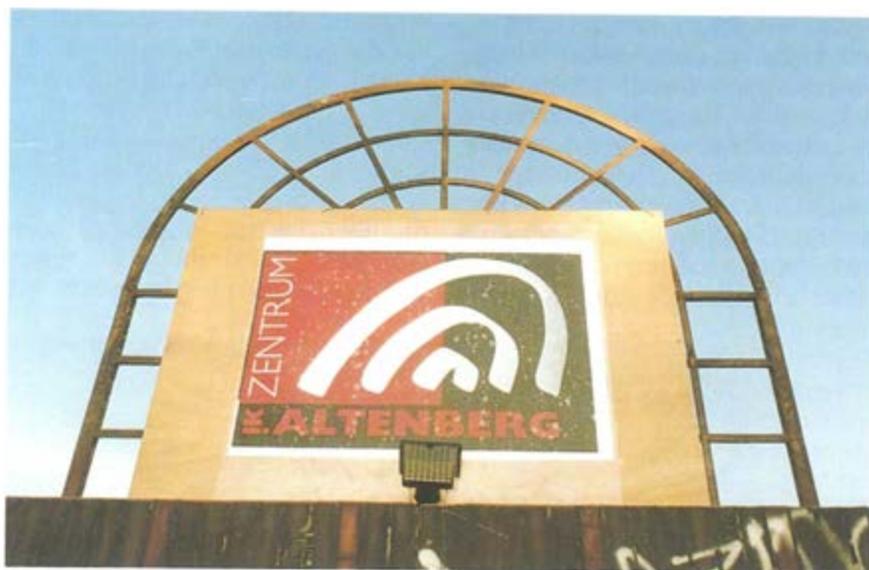
litäten“, lädt mich Christoph Blü-
mer zu einem Rundgang „Zurück in
die Zukunft“ ein.

Gleich nebenan, im Erdgeschoss,
ist das Lager der „Missfits“, die auch
wieder „back to the roots“ gefun-
den haben. In der ersten Etage
ist „terres des hommes“ mit Büro,
Silentium-Raum und Kinderspiel-
Ecke eingezogen. Architektonisch
interessant der „Starthilfe“-Kom-
plex: Neben schicken Büros, in de-
nen beispielsweise die Beratung



*Ein Bierchen in der Ex-Schmiede:
Dieser Treffpunkt ist vor allen archi-
tektonisch ganz besonders gelungen.*

von Arbeitslosen stattfindet, ist noch ausreichend Platz für eine Näh- und eine Metall-Werkstatt. In der ehemaligen Klempnerei kann sich der „Verein für aktuelle Kunst“ auf über 1000 Quadratmetern ausdehnen. Hier finden regelmäßige Ausstellungen statt, bewegliche Stellwände lassen die Halle beliebig in ihren Ausmaßen und Aufteilungen verändern. Bis zu 260 Sitzplätze stehen in der alten Schlosserei zur Verfügung. In diesem „leisen Veranstaltungsbereich“, wie Blümer ihn bezeichnet, gehen Theater-Aufführungen, Kabarett-Vorstellungen, Jazz-Konzerte, Lesungen und



*Ein wiedererstrahlter Stern am sozio-
kulturellen Horizont: Der IKA ist nach
sieben mageren Jahren wieder an die
Hansastraße zurückgekehrt.*

Senioren-Tanztreffs über die Bühne. Und wie es sich für ein echtes Bürgerzentrum gehört, kann diese Halle auch für private Familienfeiern angemietet werden.

Disco im Eisenlager

Nebenan, mit Schiebetüren abgetrennt, ist in der Ex-Schmiede die Kneipe eingezogen, in der rund 100 Menschen Platz finden. Täglich ab 18 Uhr kann hier die wirklich extravagante Inneneinrichtung bestaunt, ein Pils oder Kölsch vom Faß geschlürft und so manche, in der zwar kleinen, aber feinen Küche stets frisch zubereitete kulinarische Köstlichkeit wie gefüllte Weinblätter mit Zaziki, Tortellini mit Champignons und Sahne oder exotischer Salat mit Krabben geschlemmt werden. Noch ein Provisorium ist der Biergarten, der sich später über den gesamten Innenhof des Altenberg-Geländes erstrecken soll. Im alten Eisenlager werden lautere Töne angeschlagen, etwa

bei Rock-Konzerten oder bei der samstäglichen Disco, wo bis zu 800 Menschen mal so richtig „abzapeln“ können. Links daneben, in einem separaten Gebäude, hat sich die Videowerkstatt in Ergänzung zu ihren Räumlichkeiten am John-Lennon-Platz einen Schneiderraum eingerichtet, im hinteren Trakt hat das schmerzlich vermißte Programm-Kino mit 80 Plätzen wieder geöffnet. Es wird in enger Kooperation mit den Kurzfilmtagen und der Filmothek der Jugend betrieben.

Der Kaffee ist fertig – und ein eindrucksvoller Rundgang abgeschlossen. „Donnerwetter, alles nur vom Feinsten“, möchte man sagen, und Christoph Blümer scheint es zu ahnen. „Natürlich drängt sich dem Besucher der Verdacht auf, ein paar wildgewordene Müslis hätten hier die Millionen nur so verballert. Aber das stimmt nicht!“ Man habe die Gebäude ohne Zweifel sehr gut ausgebaut bekommen, doch so manches technische Equipment wie beispielsweise die Musik- und Licht-Anlage gehöre nicht etwa dem IKA, sondern werde nur ge-

nutzt. Außerdem: Der „Mythos Altenberg“, wo eine ganz witzige Truppe, szenemäßig beschränkt, sich mal an Kulturarbeit versucht hat, dieser Mythos existiert laut Blümer nicht mehr. „Dieses Image ist falsch! Altenberg ist heute ein Bürgerzentrum, für die Allgemeinheit gedacht, und so kommen nicht nur Besucher, die 17 sind, sondern

rer Michael Hake in besten Händen. Für die Gastronomie zeichnet Ulli Nowak verantwortlich, die Verwaltung ist bei Gudrun Höwner angesiedelt. Als Hausmeister fungiert schließlich Harald Dube. Hinzu kommen drei weitere Angestellte, die über das ASS-Programm („Arbeit statt Sozialhilfe“) finanziert werden. Stattliche Ausmaße hat

rett, Comedy, Lesungen, Kindertheater und bildende Kunst, im musikalischen Bereich wird die vornehmlich im Independent-Sektor angesiedelte „New-Music-Schiene“ gefahren mit dem Schwerpunkt Blues.

Die bisherige Erfolgsbilanz gibt den IKA-Verantwortlichen Recht. Am 9. Juni 1993 fiel der vielumjubelte und weit über Oberhausens Stadtgrenzen beachtete Startschuß, ging es mit einer gigantischen Einweihungsparty los, die fast 4000 Besucher auf das sanierte Altenberg-Gelände an der Hansastrasse lockte. Und selbst die Landesregierung zollte in einer Grußadresse Respekt vor der Beharrlichkeit des Initiativkreises Altenberg, der sich trotz der ausweglosen Situation anno 1986 nicht hatte unterkriegen

Ein Garant des Erfolgs: Christoph Blümer managt das komplette Veranstaltungsprogramm.

lassen. Bis zum Jahresende, so Blümer, kam man durchschnittlich auf fast 20 Veranstaltungen pro Monat. Doch das war erst der Anfang. 1994, so die Planung, wird eine Auslastung der Lokalitäten von monatlich zwischen 30 und 40 Terminen angestrebt.

Sieben Jahre nach dem Schock des Alt-last-enbergs und weiteren sieben Jahren seit der Gründung im Jahre 1979 hofft der IKA nunmehr, daß sich Pharaos Traum aus dem Buch Genesis endlich bewahrheitet, daß jetzt sieben fettere Jahre folgen werden. Dann nämlich kann sie getrost gefeiert werden, die Nacht der Nächte, in der sich die Jahrtausendwende vollzieht. „Altenberg 2000“ – das Eisenlager der ehemaligen Zinkfabrik, der „laute Veranstaltungsbereich“, wäre als Ort des Geschehens wohl angemessen.



auch diejenigen, die die 70 bereits überschritten haben.“

Unverändert dünn ist beim IKA die Personaldecke. Kein Wunder: Der IKA finanziert sich völlig frei, am Monatsende müssen, wenn Einnahmen und Ausgaben gegenübergestellt werden, unterm Strich schwarze Zahlen geschrieben werden. Und jede Mark, die erwirtschaftet wird, fließt wieder in die Kulturarbeit. Fünf feste Kräfte sind unter Vertrag: Christoph Blümer kümmert sich um die Veranstaltungs-Programme, die Finanzen sind nach wie vor bei Geschäftsfüh-

ruer Michael Hake in besten Händen. Für die Gastronomie zeichnet Ulli Nowak verantwortlich, die Verwaltung ist bei Gudrun Höwner angesiedelt. Als Hausmeister fungiert schließlich Harald Dube. Hinzu kommen drei weitere Angestellte, die über das ASS-Programm („Arbeit statt Sozialhilfe“) finanziert werden. Stattliche Ausmaße hat mittlerweile wieder der Stab an Aushilfskräften mit rund 30 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erlangt.

Sozio-kulturelles Programm

In kaum einer anderen Revierstadt ist ein derart breit gefächertes sozio-kulturelles Programm anzutreffen wie in Oberhausen. Worin also liegt die besondere, für den IKA freilich überlebenswichtige Anziehungskraft? „Wir erreichen unsere Eigenständigkeit, in dem wir in bislang noch etwas unterbelichtete Bereiche vordringen“, erläutert Blümer. Als da wären Kaba-

Ein Stück Vergangenheit und ein Stück Zukunft

*Aus dem Werksgasthaus wurde das
Technologiezentrum Umweltschutz*

RAINER SUHR

Geräuschlos öffnet sich die schwere Eisentür. Dahinter erwartet den Besucher ein Stück Vergangenheit und ein Stück Oberhausener Zukunft. Wo würde der Strukturwandel besser sichtbar als an der Kreuzung von Mülheimer- und Essener Straße, als hier im ehemaligen Werksgasthaus? Wo einst die Aufsichtsräte der Gutehoffnungshütte im getäfelten kleinen Sitzungssaal wichtige Entscheidungen für die wirtschaftliche Entwicklung der „Wiege der Ruhrindustrie“ stellten, entstand das Technologiezentrum Umweltschutz, kurz TZU.

Eine gelungene Einheit von alt und neu auch architektonisch: Parallel zum Um- und Ausbau des repräsentativen Kasinogebäudes errichtete die Entwicklungsgesellschaft Oberhausen (EGO) im Auftrag der Stadt und nach den preisgekrönten Plänen des Pariser Büros Reichen et Robert einen bogenförmigen Neubau. „Banane“ hat der Volksmund die leichte Stahl-, Glas-

und Holzkonstruktion etwas respektlos getauft. Knapp 40 Millionen Mark wurden hier insgesamt investiert. Geld, das nach den Worten von EGO-Geschäftsführer Hans-Jürgen Hollmann gut angelegt ist: „Die Umweltbranche zählt zu den wenigen verbliebenen Wachstumsfeldern unserer Wirtschaft. Junge, innovative Unternehmen finden hier optimale Startmöglichkeiten.“

Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond sprach darum bei der feierlichen Eröffnung des TZU „von einem wichtigen Baustein im Oberhausener Netzwerk Umweltschutz“ und hob gleichzeitig seine städtebauliche Bedeutung hervor: „Im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park wurde hier ein architektonisches Glanzlicht geschaffen.“ In einer zweiten Stufe soll die Verknüpfung mit ebenso wertvoller historischer Bausubstanz wie dem Behrenschen Hauptlagerhaus und der ehemali-

gen Hauptverwaltung des GHH-Aktienvereins im weiteren Verlauf der Essener Straße zur „Allee der Industriekultur“ erfolgen.

Auch wenn das Werksgasthaus mit vernagelten Fenstern hinter meterhohen Zäunen zuletzt eher einem morbiden Denkmal besserer Tage der Montanindustrie glich, ließen sich noch Reste seines alten Glanzes erahnen. Sein Entwurf stammt aus der Feder des Architekten Carl Weigle, der in Oberhausen kein Unbekannter war. Nach den Plänen des Stuttgarters entstand in den Jahren 1912 bis 1914 auch die Zeche Jacobi mit ihrer weitläufigen Bergmannssiedlung. Das Werksgasthaus errichtete er 1917 im repräsentativen Stil des Neobarock. Inmitten einer weitläufigen Parkanlage sollte es auch die gesellschaftliche Bedeutung und die wirtschaftliche Potenz der Gutehoffnungshütte dokumentieren. Das einfache Volk fand hier keinen Einlaß.

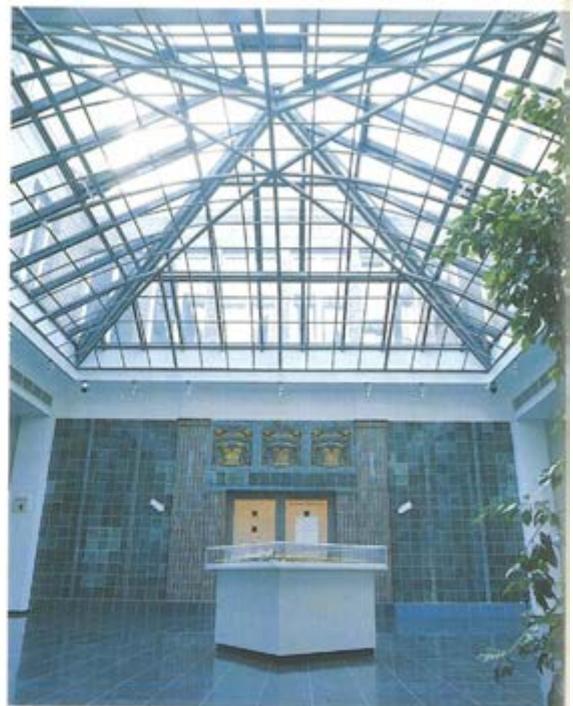
Zinkwanne und Donnerbalken

Korpsstudenten und Polizeioffizieren, Mitgliedern des Kriegervereins und leitenden Angestellten, nicht zuletzt jedoch den auswärtigen Besuchern des Unternehmens bot das Werksgasthaus dafür alle erdenklichen Annehmlichkeiten. Einige der 14 Gästezimmer im Obergeschoß waren mit Bädern ausgestattet. Zu einer Zeit, als das samstäglige Bad in der Zinkwanne und ein Donnerbalken auf dem Hof noch den hygienischen Standard für die weitaus meisten Oberhausener bildeten. Nach umfangreichen Renovierungsarbeiten im Jahre 1937 erhöhten sogar Zentralheizung und Klimaanlage den Komfort des handverlesenen Gästekreises.

Im Erdgeschoß gruppierten sich mehrere kleine Speisezimmer, Gar-

deroben, ein Bier- und ein Billardzimmer um den großen Speisesaal, wo es sich nach überlieferem Urteil „ganz vortrefflich tafeln ließ“. Der benachbarte „Gesellschaftssaal“ bot normalerweise Platz für 233 Gäste, konnte bei größeren Banketten, Konzerten oder Theateraufführungen jedoch mehr als 60 weitere Sitzgelegenheiten aufnehmen.

Im zweiten Weltkrieg rächte sich die exponierte städtebauliche Lage des Werksgasthauses in der Nähe schwerindustrieller Bomberziele. Das Gebäude wurde zu fast einem Drittel zerstört, aber in nahezu un-



*Architektur von hoher Qualität
im Technologiezentrum
Umweltschutz: oben der
Neubau TZU II, unten Einblicke
in das umgebaute Werksgasthaus
mit der Eingangsballe (r.).*



veränderter Form mit sehr viel Sorgfalt wieder aufgebaut. Trotzdem blieb vom früheren Glanz nur noch die Erinnerung: Als die Alliierten die alten Wirtschaftsstrukturen zerschlugen, fiel das Werksgasthaus an die neugegründete Hüttenwerke Oberhausen AG (HOAG), später an Thyssen Niederrhein Oberhausen (TNO) und schließlich an die Thyssen Stahl AG – und mit jedem dieser Schritte weiter in die Bedeutungslosigkeit.

Wo sich in den zwanziger Jahren das gesellschaftliche Leben einer aufstrebenden Großstadt abspielt hatte, gab's schließlich Erbsensuppe mit Würstchen in der Werkskantine eines schrumpfenden Stahlstandorts. Die leitenden Angestellten hatten zwar noch ihr eigenes Speisezimmer, aber die Tagungsräume wurden nur noch selten benutzt. Wozu auch, wenn die wichtigen Entscheidungen schon lange am Duisburger Firmensitz getroffen wurden.

Ende 1989 machte der Schrumpfungsprozeß am Thyssen-Standort Oberhausen nicht länger vor dem Werksgasthaus halt und schließlich

Vor viel Prominenz wurde das Technologiezentrum eingeweiht: Die Architekten übergeben Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond den obligatorischen Schlüssel.

auch die Kantine ihre Türen zu. Gut zwei Jahre lang beschränkte sich der Publikumsverkehr im wesentlichen auf die uniformierten Mitarbeiter eines Wachdienstes, die nächtliche Vandalen fernhalten sollten.

„Es folgte ein ebenso langes wie zähes Ringen um die Zukunft des Werksgasthauses“, erinnert sich EGO-Geschäftsführer Hollmann an die Zeit, als er noch nicht im Traum daran dachte, hier einmal „Haus herr“ zu werden. Die Überlegungen reichten vom Schulungszentrum einer Berufsgenossenschaft bis zur Großdisco. Doch alle Interessenten kapitulierten schließlich vor den strengen Auflagen des Denkmalschutzes.

IBA Emscher Park

Schon früh hatte sich auch die Stadt Oberhausen um eine Nachfolgenutzung für das Werksgasthaus bemüht. Mit Unterstützung des Landes erfolgte schließlich im November 1990 der Grundstücks-

kauf durch die städtische Entwicklungsgesellschaft. Noch im gleichen Monat lobte die EGO unter den strengen architektonischen Kriterien der Internationalen Bauausstellung Emscher Park einen städtebaulichen Wettbewerb für das Technologiezentrum Umweltschutz aus. „Dabei ging es uns nicht nur um Entwürfe für den geplanten Neubau, sondern auch um Gestaltungsvorschläge für den Ausbau des Werksgasthauses und die Außenanlagen“, erläutert Hollmann.

Gegen vier Konkurrenten aus Dänemark und Deutschland setzte sich das Pariser Büro Reichen et Robert durch. An seinen Plänen gefiel der Jury besonders die Harmonie zwischen denkmalgeschützter Bausubstanz und zeitgenössischer Architektur. Bei aller Originalität der Entwürfe für den Rundbau wird die beherrschende Rolle des Werksgasthauses in seinem städtebaulichen Umfeld nicht in Frage gestellt, sondern im Gegenteil noch betont. Beifall fand auch der von Reichen und Robert vorgeschlagene schonende Umgang mit der alten Bausubstanz: Nach außen sollte das

Werksgasthaus sein ursprüngliches Gesicht wahren, nur einige Sünden aus den 30er, 50er und 70er Jahren verschwinden.

Innen mußte allerdings so manche Mauer weichen. „Die Raumaufteilung entsprach nicht den Bedürfnissen unserer heutigen

und Baubegleitung vor Ort übernahm das Oberhausener Büro Dratz in enger Abstimmung mit den französischen Preisträgern.

Moderne Konferenztechnik

Durch Rückbauten erhielten der große Saal und die repräsentative Eingangshalle ihre alte Gestalt zu-

dernster Medien- bzw. Konferenztechnik ausgestattet und läßt sich für Veranstaltungen aller Art nutzen.

Nicht nur pünktlich, sondern auch ohne die oft üblichen Mehrkosten gegenüber der ursprünglichen Kalkulation, wurden Neu- und Altbau keine zwölf Monate nach dem ersten Spatenstich Ende 1992 fertiggestellt. Mittlerweile sind die Büroflächen von über 2700 Quadratmetern im Werksgasthaus und weiteren 3300 Quadratmetern im zweiten Bauabschnitt nahezu voll vermietet. Hier haben sich neben dem umweltrelevanten Teil der städtischen Wirtschaftsbetriebe unter anderem das Bodenschutzzentrum des Landes NRW sowie innovative Unternehmen angesiedelt, die sich zum Beispiel mit Altlastensanierung, Abfallwirtschaftskonzepten, Arbeitssicherheit und Qualitätssicherung befassen.

Der nach den Plänen des Pariser Büros Reichert et Robert geschaffene bogenförmige Neubau harmoniert mit dem alten Werksgasthaus.



Zeit, schon gar nicht den Erfordernissen zum wirtschaftlichen Betrieb eines Technologiezentrums“, erklärt Hollmann. Handwerker mit Stemmeisen und Preßluftschlämmern sorgten für 5000 Kubikmeter Bauschutt. Das entspricht fünfzig Güterwaggons! Die Detailplanung

rück. Neu entstanden sind neben Büros auch Ausstellungs- und Seminarräume, eine Hausdruckerei sowie Bibliothek und Dokumentation. Diese Gemeinschaftseinrichtungen können von allen Mietern des Technologiezentrums genutzt werden. Der große Saal ist mit mo-

Parallel dazu bezog das Institut für Umwelt- und Sicherheitstechnik im Management der Fraunhofer-Gesellschaft eigene Büros, Labors und Werkstätten an der Kreuzung von Essener- und Osterfelder Straße. Sein Gebäude bildet den dritten Bauabschnitt des Technologiezentrums Umweltschutz. Demnächst, so die Planung der EGO, soll das „neue“ Werksgasthaus an alte Traditionen anknüpfen und einem Teil seines Namens wieder alle Ehre machen: mit eigener Gastronomie. Platz dafür ist im Untergeschoß genug. Und der grüne Innenhof des Technologiezentrums wäre ein idealer Biergarten, wo man auf ein gelungenes Stück Strukturwandel anstoßen könnte.

VON AUFWIND ZU AUFWIND

Segelfliegen oder der Kampf ums Obenbleiben

HELMUT KAWOHL

Mittwochmittag im Juli auf dem Flugplatz Schwarze Heide in Hünxe: Einer der wenigen schönen Sommertage des Jahres 1993, strahlender Sonnenschein, eine leichte Brise, vereinzelt dicke, satte Cumulus-Wolken. Ideales Wetter zum Segelfliegen. Also dann, den Fallschirm angelegt, hinten reingeklettert in den schlanken Doppelsitzer vom Typ ASK 21, angeschnallt, die Haube aus Plexiglas geschlossen und auf geht's. Auf in die Unendlichkeit des Himmels. Angst nein, Respekt ja, aber großes Vertrauen in die Künste des Piloten Peter Witte vom Flugsportverein Oberhausen.

Fasziniert hatten sie mich schon immer, die Segelflugzeuge, die ich im Urlaub beobachtete, wie sie vergleichbar dem Gleitflug eines Kranichs lautlos, majestätisch und harmonisch ihre Kreise und Bahnen am weißblauen bayrischen Allgäu-himmel zogen. All' dies von unten in scheinbar völliger Ruhe. Die Freiheit da oben mußte einfach gren-

zenlos sein. Ist sie auch – nur ruhig war es in 800 bis 1000 Metern Höhe nicht unbedingt. Aber zunächst einmal rein in das Abenteuer eines ersten Segelfluges.

Im Schlepp des Motorfliegers geht es fast eine Viertelstunde hinauf bis auf 700 Meter. Bisweilen eine ganz schöne Schaukelei, mal hängt das Zugseil und der über den Propellerböen fliegende Segler sackt durch, mal wird er wieder ruckartig angezogen. Die ersten eher zaghaften Blicke aus dem Fenster auf die langsam kleiner werdende wald- und feldreiche Landschaft unter uns, ein small talk mit dem Piloten, dann wieder die Kontrolle des Höhenmessers. Hinten die gleichen Instrumente wie vorne, neben dem Höhenmesser der wichtige Fahrtmesser, der die Geschwindigkeit gegenüber der uns umgebenden Luft anzeigt, Variometer, Kompaß – ich lasse gern die Finger und damit auch die Verantwortung davon. Fast eine kleine Ewigkeit, bis

wir das Seil ausklinken. Von nun an sind wir auf uns allein gestellt, heißt es, ohne externe Energie auszukommen und natürliche Kraftquellen auszunutzen, um irgendwann wieder sicher die Landebahn Schwarze Heide anzuvisieren. Der Kampf ums Obenbleiben hat begonnen. Wie philosophierte doch Dr. Gunther Kessen, Vorsitzender des Flugsportvereins Oberhausen, zuvor bei der theoretischen Einweisung im heimischen Wohnzimmer an der Vennstraße: „Das Schöne am Segelfliegen ist, man lernt immer etwas Neues dabei, jeder Flug ist anders. Keiner kann einem reinreden, keinen kann man fragen.“ Klang vielversprechend. Jetzt gilt es, einen „Bart“ zu finden – so werden die Aufwinde im Fliegerjargon genannt –, um weiter an Höhe und damit an Flugzeit zu gewinnen und nicht allzu schnell auf irgendeinem Acker „außen“ landen zu müssen.

Wie viele erfahrene Segelflieger beweist auch Peter dabei den berühmten Riecher. Nicht selten haben ihm bei vielen Flügen Raubvögel, die lange über einer bestimmten Stelle kreisten, den Weg nach oben gezeigt. Nach einer kurzen Phase des angenehmen Dahingleitens ist es so weit. Das plötzliche unruhige Verhalten des Flugzeuges und ein Blick auf das Variometer zeigen an, daß wir einen Aufwind von gut einem Meter pro Sekunde erwisch haben. Den heißt es jetzt auszunutzen. Peter zieht den Flieger in eine steile Linkskurve und beginnt, möglichst enge Kreise zu ziehen. Minutenlang. Für den Segelflug-Nobody eine große Ewigkeit.

Die Landschaft scheint wieder näherzukommen, der Gurt wird noch einmal enger gezogen, denn die enge Kabine vermittelt in diesem Moment nicht gerade beruhigende Di-

stanz gegenüber draußen. Nachdem der Schweiß nicht nur durch das grelle Sonnenlicht ausgelöst wird, sondern auch noch kalt am Rücken ausbricht, wird erst einmal die Kamera weggelegt. Nicht nur der Kampf ums Obenbleiben, sondern auch der mit dem inneren Schweinehund hat begonnen. Mal

Segelfliegen ist Teamwork. Bei Flugwetter sind die meisten Mitglieder den ganzen Tag draußen.

scheint ein Sog das Segelflugzeug in der Kurvenlage nach oben zu reißen, dann wieder nichts, mal fallen wir wie in ein Loch. Unglaublich die Kräfte der uns umgebenden Luft auf das leichte Flugzeug. Peter wundert es vermutlich, daß sich meine Antworten auf technische Details seinerseits zunehmend auf ein gesprächsvermeidendes „ja... ja...“ beschränken. Zu Beginn hatte ich noch die Fragen gestellt.

Turbulenter „Bart“

Der Höhenmesser zeigt 1000 Meter an, das Ziel ist erreicht, wir verlassen den turbulenten „Bart“. Durchatmen, Kräfte sammeln. Wie wichtig erscheinen mir jetzt Kessens Worte: „Flieger und Flugzeug müssen in jeder Situation eine harmonische Einheit bilden.“ Oder wie formulierte es Dieter Maier in seinem Buch „das Spiel mit dem Aufwind“: „Was aber ist zwischen Start und Landung? Dazwischen ist Kampf und Spiel, ist Dramatik und Romantik, ist Faszination und Schönheit.“

Peter meint es besonders gut mit mir. Nachdem vor uns die Silhouette des Rheins und des Kraftwerks Voerde aufgetaucht sind und auch die Konversation nicht mehr einseitig ist, schlägt er vor, bis zum Kraftwerk zu segeln, um die Abwärme als neuen Aufwind für die bis dahin verlorengangene Höhe zu



nutzen. Kessen zum Reiz des Segelfliegens: „Wer ein feines Gespür für Flugzeug und Meteorologie hat, kann stundenlang fliegen.“

Das Dahinsegeln ist eine feine Sache, aber die Aussicht auf den nächsten Aufwind behagt mir im Moment nicht. Fürs erste reicht. Höflich, aber auch ein wenig bestimmt bitte ich Peter, möglichst direkt Kurs auf Schwarze Heide einzuschlagen. Der wirkt im ersten Moment zwar ein wenig enttäuscht, daß er nicht noch mehr von seinem Hobby demonstrieren kann, bringt mich dann aber nach insgesamt 40 Minuten Flugzeit sicher zur Erde zurück. Im Vergleich zum Aufwindfliegen geradezu sanft die Landung auf der großen Wiese des idyllischen Flugplatzes. Dr. Kessen, der meine Pioniertat vom Boden verfolgt hat, spendet nüchtern Trost, als er mich erschöpft aber glücklich mit der Tüte aus der ASK 21 klettern sieht: „Das

kann jedem passieren, mit Anfängern sollte man auch nicht länger als 30 Minuten in der Luft sein, das ist oft der kritische Punkt. Segelfliegen ist gewöhnungsbedürftig.“

Fürwahr. Auf einen angebotenen zweiten Start am Nachmittag – diesmal mit der vereinseigenen Winde, deren 1000 Meter langes Seil das Flugzeug in Sekunden relativ steil je nach Gegenwind auf 300 bis 500 Meter Höhe bringt, einen Aufwind aber nicht so optimal wie der Motorflieger anvisieren kann – verzichte ich lieber. Nicht so Peter Witte. Gemeinsam mit André Larsen – Inhaber einer Kunstfluglizenz – geht er noch einmal in die Luft. Von unten – und jetzt weiß ich ja: nur von unten – sieht wieder alles so ruhig und harmonisch aus, selbst als die beiden mit dem Doppelsitzer mehrere Loopings vorführen und das Flugzeug anschließend auch noch sekundenlang auf dem Rücken dahingleiten lassen. Ich bin



deutsche Flugplatz, am Himmelfahrtstag 1926 fand hier der erste Großflugtag nach dem Ersten Weltkrieg statt.

Der Bau der Ruhrchemie verdrängte die Flieger 1930 aus dem Holtener Bruch. Der Flugbetrieb wurde nach Duisburg-Neuenkamp und Bissingheim verlegt. Nach Krieg und schweren Jahren danach wagten die Oberhausener Luftsportler 1951 einen neuen Anfang:

Der Fallschirm ist eine reine Vorsichtsmaßnahme. – Die Landebahn Schwarze Heide aus der Sicht des Piloten.



Der Flugsportverein Oberhausen wurde mit Segelflug- und Modellfluggruppe neu gegründet. „Neue Hoffnung“, der Name des ersten Segelflugzeuges des Vereins, drückte Zuversicht aus.

Heute zählt der Flugsportverein Oberhausen 100 Mitglieder, knapp 40 gehören der Modellflugabteilung „Kolibris“ an, zehn betreiben eher privat Motorflug. Von den 50 Mitgliedern der Segelflugabteilung sind 30 aktiv. Auf dem Flugplatz Schwarze Heide ist der Verein seit 1984 zuhause, davor startete man in Wesel. Der Oberhausener Verein verfügt über vier Segelflugzeuge – ein Doppelsitzer, zwei Einsitzer aus Kunststoff und einer aus Holz – sowie ein Privatflugzeug.

Vorsitzender Dr. Gunther Kessen, der sich schon 1944 als 14jähriger in einem Gleitflieger den Berg raufziehen und mit einem Gummiseil abschießen ließ, dann aber erst Anfang der 80er Jahre wieder angefangen und bis heute 400 Flüge überwiegend im Einsitzer absolviert hat, weiß, wovon er spricht: „Segelfliegen ist ein Mannschaftssport, aber wenig familienfreundlich. Wenn Flugwetter ist, sind alle, die fliegen wollen, den ganzen Tag

froh, daß mir solche Raffinessen erspart geblieben sind. Trotz allem – vielleicht auch mit dem Mut, den der feste Boden unter den Füßen wieder gibt: Segelfliegen ist eine faszinierende und spannende Sache, für mich war es das Erlebnis und wahrscheinlich – oder doch eher vielleicht? – werde ich auch noch einmal einsteigen.

Flugplatz im Holtener Bruch

Segelfliegen hat in Oberhausen eine lange Tradition. Bereits 1909 beschlossen einige Bürger, die dem

Beispiel des Amerikaners Wilbur Wright folgen und sich ebenfalls in das Luftabenteuer stürzen wollten, den Westdeutschen Verein für Flugsieger Oberhausen zu gründen. 1910 erfolgte die Eintragung ins Vereinsregister. Seinerzeit entstand auch der Flugplatz im Holtener Bruch an der Flugstraße. Errichtet wurde ein zehn Meter hoher Abflugturm für Gleitflieger. Die Abflughöhe des drehbaren Turms war 23 Meter lang. Mit Johannisthal bei Berlin war Holten der älteste

draußen. Teamwork ist gefragt.“ Morgens müssen die Flugzeuge gemeinsam aus der Halle geholt und vorbereitet werden, einer sitzt auf der Winde, einer hält per Telefon Verbindung zur Winde und gibt das Startkommando, einer hält die Tragflächen beim Start waagrecht und gleich mehrere schieben das Flugzeug nach der Landung wieder für den nächsten Flug in Startposition. Verlauf und Dauer der Flüge werden zudem schriftlich festgehalten.

Wer glaubt, Segelfliegen sei ein unerschwingliches Vergnügen, irrt. Sicher, mit 450 Mark Jahresbei-

allen Instrumenten kostet immerhin auch seine 80.000 DM.

Privatpiloten-Lizenz

50 bis 70 Schulungsstarts im Doppelsitzer sind notwendig, ehe man allein in die Lüfte darf und damit die A-Prüfung ablegt. Weitere Schulungsflüge unter Aufsicht des Fluglehrers führen dann zur B- und C-Prüfung. Hinzu kommen 60 Stunden Theorie über Technik, Meteorologie, Navigation, Luftrecht und Verhalten in besonderen Fällen. Dabei muß eine Menge Stoff verarbeitet werden. Danach kann die Privatpiloten-Lizenz C (Segelflieger) erworben werden, die ein ei-

gnügen verhelfen kann. „Brauchbare“ Wolken sind an scharfen Konturen zu erkennen, Risse zeigen an, daß sich die Wolken bereits auflösen und wenig Thermik zu erwarten ist. Ein Segelflugzeug kann an Höhe gewinnen, wenn die Luft schneller hochsteigt, als das Flugzeug sinkt. So braucht ein schweres Flugzeug auch stärkere Aufwinde als ein leichtes.

Die Erdanziehung schließlich ist die Antriebskraft eines Segelflugzeuges, dessen Gleitwinkel stark von Konstruktion und Material abhängt. Ein Gleitwinkel von 1 : 60 bedeutet z. B., daß das Flugzeug auf einer Strecke von 60 Metern einen Meter an Höhe verliert, bei einer Höhe von 1000 Metern also theoretisch ohne Aufwind 60 Kilometer weit fliegen kann. Eine bestimmte Mindestgeschwindigkeit von 60 bis 80 Kilometern pro Stunde durch die umgebende Luft muß schon eingehalten werden, damit der Auftrieb an den Flächen erhalten bleibt. Für jede Achse gibt es am Flugzeug eine Steuerung: das Höhenruder, das Seitenruder und das Querruder.

Der Doppelsitzer ASK 21 des Flugsportvereins Oberhausen vor dem nächsten Start.



trag für Jugendliche und 560 für Erwachsene liegt man im Flugsportverein Oberhausen (Kessen: „Neue Mitglieder sind jederzeit herzlich willkommen“) über dem eines Fußballvereins. Auch wenn je Windenstart noch einmal fünf bis sechs Mark hinzukommen und jede Flugminute mit 15 Pfennig berechnet wird – der außergewöhnliche Reiz des Segelfliegens rechtfertigt die Differenz allemal; ein Leistungseinsitzer komplett ausgestattet mit

genverantwortliches Fliegen ohne Fluglehrer erlaubt.

Wer sich intensiv mit Segelfliegen, Aufwind und Thermik befaßt, wird schnell feststellen: eine Wissenschaft für sich. Für den Laien ausgedrückt: Ohne Sonne und Wolken geht beim Segelfliegen gar nichts. Cumulus-Wolken zeigen in der Regel, wo ideale Thermik – warme, aufsteigende Luft – zu finden ist, die den Segelflieger schnell aufwärts und zu langem Flugver-

Das Schlußwort soll dem wirklichen Fluggpionier Otto Lilienthal gehören, der schon vor über 100 Jahren die ersten Gleitflüge versuchte: „*Es wird schwer sein, demjenigen, welcher derartige Gleitflüge nie versucht hat, eine richtige Vorstellung von den Reizen einer solchen schwingvollen Bewegung zu verschaffen. Die Tiefe, über welche man dahinschwebt, verliert ihre Schrecken, wenn man aus Erfahrung weiß, wie sicher man sich auf die Tragfähigkeit der Luft verlassen kann.*“

PATRON EIN HOCHVEREHRTER HEILIGER

*Propstei St. Pankratius blickt auf
1000jährige Geschichte zurück*

KLAUS MÜLLER

Mit einem vom Essener Bischof Dr. Hubert Luthe zelebrierten Pontifikalamt begannen am 17. Mai 1992 die Feierlichkeiten. Ihren Höhepunkt hatten sie am 25. März des darauffolgenden Jahres, als Joachim Kardinal Meißner, Erzbischof von Köln, zu Besuch war. Den Abschluß bildete abermals ein Pontifikalamt am 16. Mai 1993. Ein ganzes Jahr lang wurde in Osterfeld ein wirklich mehr als außergewöhnliches Jubiläum gebührend gefeiert: Die katholische Kirchengemeinde Propstei St. Pankratius in Osterfeld kann auf eine 1000 Jahre alte Geschichte zurückblicken. Obwohl...

Die Frage, wann und durch wen zuerst das Evangelium in der St. Pankratius-Pfarre gepredigt wurde, wird wohl nie eindeutig geklärt werden können. Bis zur ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts lassen sich nämlich kaum sichere Spuren des Christentums nachweisen. Um 690 landete der Angelsachse Willibrord

mit elf Priestern an den Mündungen des Rheines. Zu ihnen gehörte der hl. Suitbert. Er begab sich mit mehreren Gefährten zu den Brukterern und es gelang ihm, unter ihnen eine Christengemeinde zu gewinnen. Aber die über die Lippe vordringenden Sachsen zwangen ihn zur Flucht. Zu Köln wohnte damals die Gemahlin Pipins von Heristal, Plektrudis. Sie nahm Suitbert gütig auf und schenkte ihm im Einverständnis mit ihrem Gemahl eine Rheininsel, die damals Suitbertwerth hieß, das heutige Kaiserswerth. Hier erbaute der Heilige ein Kloster, in dem er 713 verstarb. Von den Glaubensboten, die Karl der Große ins Sachsenland schickte, war der bedeutendste der hl. Ludgerus. 776 zum Priester geweiht, trug er sich 785 mit dem Gedanken, in seiner früheren Gemeinde Wirum ein Kloster zu gründen. Da ihm aber die Verhältnisse hier wenig günstig erschienen, sah er sich nach einem anderen geeigneten

Ort um und kam in die Ruhrgegend, wo ihm wohlhabende Christen Land anboten. Aber auch dieser Platz fand keinen Gefallen. Stattdessen kaufte der hl. Ludgerus in dem heutigen Werden ein Stück Land und erbaute dort 799 ein Kloster. Von dieser später so berühmten Abtei faßte das Christentum im Ruhrtal und in den angrenzenden Gebieten festen Fuß. Durch Kauf und Schenkung erweiterten sich die Güter des Klosters mehr und mehr – und damit auch der Einfluß auf Land und Volk. Beides erhielt immer mehr ein christliches Gepräge.

Dem ältesten Werdener Heberegiſter, dem Grundbuch der Abtei für Franken, Sachsen und Friesland, ist es zu verdanken, weitere Kenntnisse von dem ausgedehnten Landbesitz dieses Klosters zu erhalten. Und erstmals findet darin auch ein Kloster in Osterfeld Erwähnung: Aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts datiert diese Eintragung einer Schenkung: „Tradidit Thiathild ad sanctum Liudgerum unum dominicale mansum in Armbugila et quindecim scaras, ut ibi spiritalem memoriam haberet“. Übersetzt heißt dies: „Es übertrug Thiathild dem hl. Ludgerus eine Herrenhufe in Armbugila und 15 scarae zu einem Seelengedächtnis“. Armbugila ist einer der Werdener Oberhöfe im Vest Recklinghausen. Er lag im Kirchspiel Osterfeld und wurde etwa gegen Ende des 10. Jahrhunderts aus Höfen und Kotten des Klosters Werden gebildet. Leider sind die urkundlichen Nachrichten über seine Geschichte nur lückenhaft. Fest steht aber, daß gegen Ende des 9. oder zu Beginn des 10. Jahrhunderts Thiathild an den hl. Ludgerus (also an das Kloster Werden) einen Herrenhof (dominicalium mansum) in Arenbögel (Armbugila)

nebst 15 Scharen (Markenanteilen) übertrug, um eine Seelenmesse zu haben. Es war üblich, daß die Klöster auf den ihnen verbundenen größeren Höfen im Zusammenhang mit der Christianisierung und Seelsorge den Bau einer Kapelle oder einer Kirche veranlaßten. Leider gibt es für Osterfeld darüber keine unmittelbaren Quellen. Da aber gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts aus Besitzungen des Klosters Werden in Osterfeld und Umgebung der Fronhofsverband Arenhögel bei Osterfeld gebildet wurde, war damit, wie auf anderen Oberhöfen, der Bau einer Kapelle oder Kirche verbunden.

„Heerlager Gottes“

Von einer weiteren Schenkung der Osterfelder Kirche berichtet eine Urkunde aus dem Jahr 1003: Im Feldzug nach Italien hatte Kaiser Otto III. mit seinem Freund, dem Erzbischof Heribert von Köln, das Gelübde abgelegt, daß, wer von beiden den andern überlebe und gesund heimkehre, zur Ehre der Muttergottes ein Kloster erbauen solle. 1002 traf Heribert Anstalten, das Gelübde auszuführen. Auf den Trümmern des alten Deutzer Römerkastells sollte das „Heerlager Gottes“ erbaut werden. 1003 fand die feierliche Grundsteinlegung, am 3. Mai 1019 schließlich die Einweihung statt.

Die neue Abtei wurde von Heribert und anderen Wohltätern mit bedeutenden Geschenken bedacht. Ein genauer Nachweis der Güter geht aus der Chronik des apostolischen Protonotars und kurfürstlichen Rats Gelenius hervor. Darin heißt es: „Baldericus comes de Oplathe vel Houbergh dedit s. Heriberto ... Rinuvich cum duabus ecclesiis Ostervelde et Marlare cum decima et privilegii confirmatione“. Zum besseren Verständnis:



Graf Balderich de Oplathe vel Houberch schenkte dem hl. Heribert ... Rinuvich mit den beiden Kirchen Osterfeld und Marl.

Interessant auch eine Handschrift der Abtei aus der Zeit 1155 bis 1165, die ein Verzeichnis der Pfarrkirchen enthält, die als grundhörig einen Zehnten an das Kloster entrichteten. Es beinhaltet auch die Kirche in Osterfeld mit 2 Solidi. Ein Solidus entsprach übrigens ungefähr 12 Denaren oder auch Pfennigen. Später wurde der Solidus durch den Schilling ersetzt. Ein Vergleich dieses Grundzinses mit dem Zehnten anderer Kirchen des Vestes ergibt, daß die Kirche zu Osterfeld größere Einkünfte hatte.

Um die Jahrtausendwende gab es in Osterfeld also eine Kirche, und

Das schmucke Innenleben der St. Pankratius-Pfarrkirche in Osterfeld, deren Gemeinde im vergangenen Jahr auf ein 1000jähriges Bestehen zurückblicken konnte.

zwar eine Pfarrkirche. Doch handelte es sich dabei keineswegs um eine Pfarrei mit abgegrenztem Bezirk im heutigen Sinne unter Verwaltung eines residenzpflichtigen Pfarrers. Schon früh errichtete man auf Gütern und Höfen Stätten für christliche Gottesverehrung. Die karolingischen Fürsten gingen mit gutem Beispiel voran. Karl der Große bestimmte in einer Verordnung von 803 allgemein, daß jeder mit Genehmigung des Diözesanbischofs auf seinem Eigentum eine Kirche erbauen darf. Von diesen Gotteshäusern gelangten manche früh zu größerer Bedeutung und Selbständigkeit, zu Pfarr-



Pankratius, der Schutzpatron der Osterfelder Pfarrgemeinde, ist einer der 14 Nothelfer und einer der Eisheiligen. – Die St. Pankratius Pfarrkirche heute.



rechten. Solche Hofeskirchen, die infolge von Schenkung oft großen Landbesitz besaßen, wurden häufig mit den Einkünften und Rechten einer geistlichen Genossenschaft zugeordnet. Im Fall der Osterfelder Kirche liegen leider die Urkunden über die Inkorporation nicht vor, dafür aber die päpstlichen Bestätigungsbullen. So belegen eine Bulle Viktors IV vom 11. Mai 1161 und eine weitere von Innozenz III vom 2. April 1207 der Abtei Deutz den Besitz der Kirche zu Osterfeld.

Römischer Märtyrer

Weiterhin ist die Pfarre Osterfeld erwähnt in dem sogenannten „Liber valoris“. Dabei handelt es sich um ein Verzeichnis der Kirchen und Klöster der alten Erzdiözese Köln und wurde wahrscheinlich im 14. Jahrhundert nach einer älteren Vorlage erstellt. Die Pfarre

Osterfeld ist mit einem Status von 5 Mark und einem Zehnten von 6 Solidi angeführt. Ein letzter Beweis für das hohe Alter der St. Pankratius-Pfarre in Osterfeld ist auch der Name des Kirchpatrons. St. Pankratius war ein bei den Franken hochverehrter Heiliger. Der römische Märtyrer stammte aus dem Osten und wurde wegen seines Glaubens als 14jähriger Knabe um 304 vor dem Aurelianischen Tor enthauptet und in der Nähe begraben, dort, wo sich

heute seine Basilika erhebt. Pankratius ist einer der 14 Nothelfer und einer der Eisheiligen. Die große Zahl der Legenden und Wunderberichte zeigt, daß Pankratius ein beliebter Heiliger war, an den sich die Menschen um Hilfe wandten. Die Geschichte seiner Verehrung von den frühesten Zeiten an bestätigt dies auf eindrucksvolle Art und Weise. Das Patronatsfest des hl. Pankratius wird am 12. Mai gefeiert. Möglicherweise läßt sich der Pankratiuskult

aber auch zurückführen auf die feierliche Überführung einiger seiner Reliquien von Rom nach Gent im Jahre 985. Westfalen stand damals in engen Handelsbeziehungen mit Flandern, von wo aus sich die Verehrung des Heiligen entlang den großen Handelswegen über den Niederrhein und Westfalen verbreitete, die dann bei vielen Kirchengründungen die Wahl des hl. Pankratius als Patron zur Folge hatte.

Es ist nicht bekannt, wie lange die Abtei Deutz das Patronatsrecht in Osterfeld ausübte. Während sie es in manchen vestischen Orten noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte, übte sie es in Osterfeld mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit im 15. Jahrhundert bereits nicht mehr aus. Verzeichnet ist es stattdessen beim Hause Vondern als Lehnsgut der Grafen von Limburg-Styrum. Die Grafen von Limburg (oder richtiger: von Ysenburg) stammen von den Herzögen von Berg ab, deren Vorfahren wiederum Vögte von Deutz waren. Durch Familienbeziehungen kam Osterfeld somit wahrscheinlich an Limburg. 1569 heißt es in dem Visitations-Protokoll des Erzbischofs Salentin von Isenburg: „Comites de Oberstein domini in Broich sunt patronii“. Übersetzt: „Die Herren von Oberstein“ – Daun, Oberstein, Limburg, Falkenstein und Broich war eine zusammengehörige Hausmacht – „in Broich sind die Patronatsherren“.

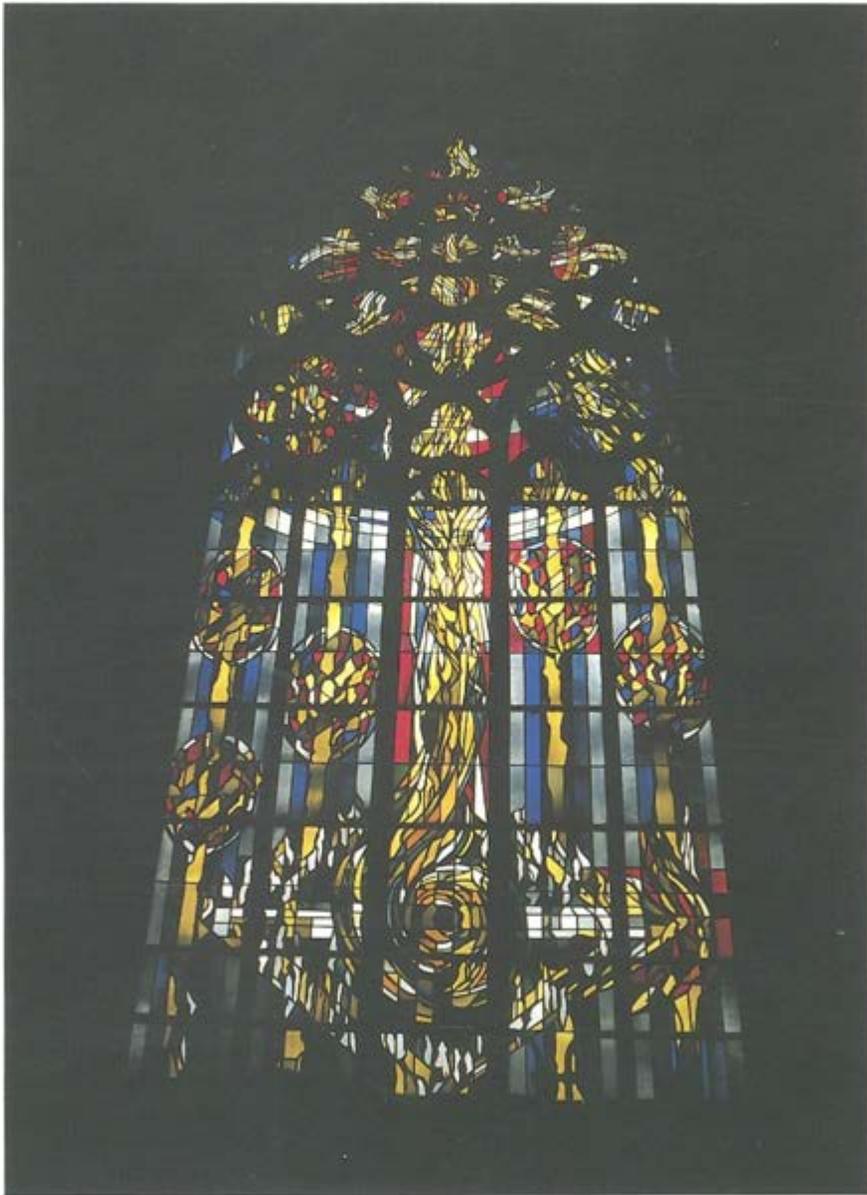
So wenig man über den ersten Aufbau der Kirche auch findet, da weder Urkunden noch andere Zeugnisse vorliegen, so ist dennoch wohl gewiß, daß sie im 13. Jahrhundert schon existierte, und zwar als Kapelle mit einem Glockentürmchen. Zumindest dürfte sicher sein, daß sie im 13. Jahrhundert errichtet



Lang, lang ist's her: Nicht immer hatte die Pfarrkirche St. Pankratius derart stattliche Ausmaße wie heute.

wurde, denn das ist aus der Bauart zu schließen. Damals nämlich fing man damit an, sowohl Rund- als auch Spitzbogen zu bauen. Es scheint, daß das Schiff bis zum Turm nicht viel jünger ist als die Kapelle oder das Chor. Beide Teile könnten Ende des 15. Jahrhunderts gebaut worden sein. Diese Vermutung gründet sich darauf, daß der Kalk viel schlechter ist und 1601 die größte Glocke gegossen wurde. Die zweite Glocke im Turm wurde zwei Jahre später fertiggestellt. Die Osterfelder Dorfkirche genügte viele Jahrhunderte den Ansprüchen der Gemeinde. Aufgrund der rasanten industriellen Entwicklung im Ruhr-

gebiet und dem damit verbundenen explosionsartigen Anstieg der Bevölkerungszahl vermochte das Gotteshaus Anfang der neunziger Jahre aber nicht mehr alle Gläubigen aufzunehmen. Am 25. August 1887 weilte Bischof Johann Bernard auf einer Besuchsreise in Osterfeld und bestimmte, „auf den baldigen Neubau der Pfarrkirche bedacht zu nehmen“. Ein Kirchbauverein wurde gegründet, der allmonatlich Geldsammlungen durchführen sollte. Am 2. Dezember konnte ein Plan, der die Gemeinde in 55 Bezirke mit je einem Vertrauensmann teilte, vorgelegt werden. Im Januar 1888 begannen die Kollekten. In der Sitzung des Kirchenvorstands vom 6. Oktober 1892 wurde Rechenschaft abgelegt:



22000 Mark waren zusammengekommen.

Neugotische Elemente

Im Frühjahr des folgenden Jahres begann man mit dem Bau. Die Kirche wurde nach den Plänen des Regierungsbaumeisters Hertel in nord-südlicher Richtung zur alten errichtet, so daß nach der Fertigstel-

lung des ersten Teiles 1895 nach genauer Erfüllung der durch den westfälischen Landeskonservator vorgeschriebenen Bedingungen das Jahrhunderte alte Kirchlein abgebrochen und der Bau vollendet werden konnte. Entstanden war ein Gotteshaus nach dem Vorbild der westfälischen gotischen Hallen-

kirchen. Die gesamte Bausumme betrug 190 248 Mark, ihr stand ein Fonds von 103 269 Mark gegenüber. Der Kirchenvorstand beschloß, bei der Landesbank der Provinz Westfalen ein Darlehen über 70 000 Mark mit einer Tilgungszeit von 42 Jahren aufzunehmen. Die Restschuld konnte durch Stiftungen beglichen werden.

Eines der schönsten Fensterbilder in der heutigen Kirche der katholischen Propstei-Pfarrgemeinde St. Pankratius.

Dieser Neubau ist auch heute, 100 Jahre danach, noch das Gotteshaus der katholischen Kirchengemeinde Propstei St. Pankratius in Osterfeld. In einem kleinen Bildband zum 1000jährigen Bestehen beschreibt es Pfarrer Karl Wehling wie folgt: „Ihren besonderen Charakter erhält die Kirche durch die Weiträumigkeit und die großen Fenster, die den Raum licht und offen machen. Wie jede andere Kirche hat sie aber eine besondere, eigene Note durch die Ausgestaltung des Inneren. Hier sind traditionelle neugotische Elemente und dem heutigen Empfinden entwachsene Formen harmonisch miteinander verbunden. Die Gesamtanlage lenkt die Aufmerksamkeit des Kirchenbesuchers direkt auf den Brennpunkt, den Altarraum. Hier wird dem Betrachter deutlich, was Fundament der Kirche ist, was sie trägt: Christus, der durch den Altar repräsentiert wird, und der apostolische Glaube, woran die Apostelfiguren im Rund des Chores erinnern.“ Eine Kirche, so Wehling weiter, sei jederzeit eine Einladung, zum Gebet zu verweilen. Daran, freilich, hat sich auch nach einer 1000 Jahre alten Geschichte nichts geändert. „Sie bleibt damit eine Einladung an alle, damit das Leben nicht nur noch Alltag zu werden droht.“



Blick vom Gasometer auf das Neue Mitte-Gelände.

DIE KLUGE STADT BAUT VOR

*Die Neue Mitte: Viele Fortschritte
und einige Fragezeichen*

HANS-WALTER SCHEFFLER

„Machen wir uns eigentlich klar, was es bedeutet, daß viele riesige Industriekomplexe, die oft in rasender Schnelle entstanden, wieder verschwunden sind – eine Erscheinung, die die europäische Geschichte sonst nur in antiken mittelmeerischen Städten zeigt, die wir vielleicht im Urlaub besuchen? Was für Produktivkräfte hier entfesselt wurden und wie die Menschen mit ihnen umgingen, sie lenkten, beherrschten, unter ihnen litten – davon kann man oft fast nichts mehr sehen. Dies wird besonders deutlich am größten Industriekomplex Oberhausens, der sich mitten zwischen den späteren drei Kernbereichen Alt-Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade, von der Emscher und dem Rhein-Herne-Kanal zur Köln-Mindener Eisenbahn, links und rechts der Essener Straße entwickelte und großenteils wieder vom Erdboden verschwand.“ Mancher wird in den Mittagsstunden des 24. August 1993 an die Worte

Professor Roland Günters gedacht haben, als er auf dem freigeräumten 100 ha großen Thyssen-Gelände an der Essener Straße Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond lauschte, daß dieser Tag „historische Bedeutung“ für Oberhausen habe.

Um 12.23 Uhr war es soweit: Auf Knopfdruck des Oberbürgermeisters wurde per Ramm Schlag der erste Probepfahl in das Gelände eingebracht. Mit einem Druck von 33 Tonnen und einem 18 m langen Stahlrohr. Nach dem Motto „Die Wüste lebt, die Karawane überzeugt sich davon“ geriet der Baubeginn zu einem kleinen Fest. Mehrere hundert Zaungäste staunten nicht schlecht, was auf dem Areal bereits alles bewegt wurde. Der OB erinnerte an das forsche Tempo bei der Neuen Mitte: „Keine zwei Jahre nach Präsentation der ersten Pläne konnten wesentliche Baugenehmigungen erteilt werden.“ Mit der Neuen Mitte werde Oberhausen

„eine neue Rolle im Ruhrgebiet übernehmen“. Van den Mond lobte das „gut funktionierende städtische Projektmanagement“. Für die Investoren versicherte der Repräsentant der Stadium-Gruppe, Paul Healey, daß der Eröffnungstermin 2. April 1996 eingehalten werde.

Die Stadt war mit ihrem Strukturwandel noch nicht über den Berg – auch nicht nach dem 24. August 1993. Aber mit dem Beginn der Bauvorhaben für die Neue Mitte wurde ein wesentliches Stück Zukunft für Oberhausen sichtbar. Wehmut war mit im Spiel, als van den Mond darauf verwies, daß mit der Baureifmachung des Thyssen-Geländes ein

„Als im Jahre 1758 Freiherr von Wenge die Antony-Hütte eröffnete, hatte er 17 Jahre der harten Auseinandersetzung hinter sich. Vor allem die Nonnen aus Sterkrade wollten das Projekt verhindern, weil sie Gefahr für die Wasserqualität ihrer Teiche sahen. Auch unser Vorhaben wird nicht ohne Widerstände leben, wenngleich die Nonnen andere Kleider und andere Berufungen haben werden.“

Oberstadtdirektor Burkhard Drescher 1991 bei der Präsentation des Neue-Mitte-Projektes.

Stück Stadtgeschichte endgültig abgeschlossen sei, aber der OB sprach gleichzeitig von „unserer Neuen Mitte“. Noch war nicht alles Gold, was da glänzen soll. Einige Wunschträume wurden reduziert, manche Planung abgespeckt, auch fehlten noch die Namen von Magneten für das Einkaufszentrum. Ungewiß blieb auch, wie dem drohenden Verkehrsinfarkt vorgebeugt werden soll. Manchmal weiß

te man nicht, was Managementfehler und was am Ende nur britisches Understatement war. Aber das Tempo blieb beeindruckend, und Rom ist schließlich auch nicht an einem Tag erbaut worden.

Es war auch Ende August, als Rolf Nienaber in der Zeitschrift „Wirtschaft und Kammer“ der Industrie- und Handelskammer zu Essen auf eine aktuelle Untersuchung verwies: „Es fehlt nicht mehr viel, und zwei Drittel der Bruttowertschöpfung in der Region Mülheim/Essen/Oberhausen (MEO), dem einstigen Kernland der Schmiede Deutschlands, werden vom Dienstleistungsbereich erbracht. . . Zwar wird der tertiäre Sektor kaum, wenn überhaupt, dann nur mit Mühe, die Arbeitsmarktprobleme lösen können, aber zu mildern vermag er sie schon. Schaffen wir ihm die dazu notwendigen Standortbedingungen: Fläche, verkehrliche Erreichbarkeit und ein entsprechendes urbanes wie kulturelles Umfeld.“ Es gab kein besseres Plädoyer für die Neue Mitte.

Bereits seit einer Repräsentativbefragung des städtischen Amtes für Stadtentwicklung und Wahlen, veröffentlicht Mitte Mai 1993, wußte man, daß 88,2% der Oberhausener Bevölkerung das Neue Mitte-Projekt befürworten. Auf die Frage, welche positiven Erwartungen sie mit der Neuen Mitte verbinden, nannten 71,7% der Befragten die Verbesserung des Einkaufsangebotes und 70,6% die Entstehung neuer Arbeitsplätze. Am 15. Oktober 1992 hatte der Bezirksplanungsrat Düsseldorf in der Luise-Albertz-Halle grünes Licht für die Neue Mitte gegeben, Regierungspräsident Dr. Fritz Behrens erklärte, daß sie gerade vor dem Hintergrund negativer Wirtschaftsprognosen für die Region „auf abschbare Zeit die letz-



te Chance“ sei, „an diesem Standort Zukunft zu eröffnen.“

Am 21. Januar 1993 präsentierte Edwin Healey einen Mitinvestor: in London war ein Kooperationsvertrag mit der Peninsular & Oriental Steam Navigation Company (P & O) unterzeichnet worden. P & O, mit einem Jahresumsatz von 12,4 Milliarden DM einer der renommiertesten europäischen Großkonzerne, beteiligt sich mit 50% an dem Projekt, Healey sprach von einem „Wunschpartner“.

17. August 1993: die Stadt erteilt die Baugenehmigung für die Neue Mitte. Die britischen Finanzgesellschaften Stadium und P & O, die zwei Milliarden DM investieren wollen, präsentieren rechtsverbindliche Verträge mit künftigen Betreibern. Die Mehrzweckhalle mit 14.000 Sitzplätzen soll von der amerikanischen Firma „Ogden Entertainment“ mit Sitz in New York unterhalten, 120 Großveranstaltungen, Sport, Konzerte und Zirkus, jährlich nach Oberhausen geholt

*Im Technologiezentrum
Umweltschutz zu besichtigen:
ein Modell der Neuen Mitte.*

werden. Nachdem Kontakte mit Tivoli Kopenhagen im Sande verließen, will die britische Gesellschaft John Collins Festival Parks den Freizeitpark führen; das Unternehmen berät u. a. Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett in London.

Noch stand die Neue Mitte nicht, aber Oberhausen produzierte bundesweite Schlagzeilen. Anfang Mai zeichnete die Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) ein überwiegend positives Bild der Oberhausener Anstrengungen beim Strukturwandel: „Die Neue Mitte mutet manchem wie ein Traum, anderen wie ein Alptraum an: Symbol für den Wandel des Ruhrgebiets ist sie schon jetzt, noch bevor ein Stein gesetzt ist. . . Die Oberhausener hätten es gern gesehen, wenn sich auf der 100 ha großen Brachfläche, die zuletzt dem Thyssen-Konzern gehörte, produzierendes Gewerbe



PROJEKT NEUE MITTE OBERHAUSEN



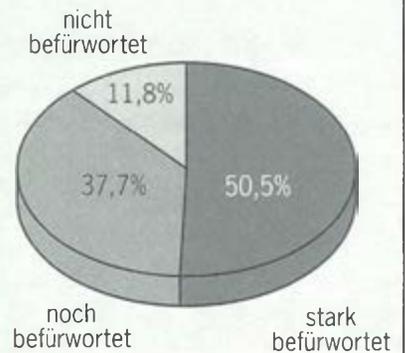
*Ein wichtiger Baustein:
der Freizeitpark –
24. 8. 1993: OB Friedhelm
van den Mond startet
die Bauarbeiten.*



niedergelassen hätte. Die Versuche, dafür einen Investor zu finden, scheiterten jedoch. Nicht nur, daß im Augenblick die Förderbedingungen in den neuen Bundesländern günstiger sind: im internationalen Wettbewerb können andere Standorte Vorzüge ins Feld führen, darunter niedrigere Arbeitskosten.“ Trotz der eigenen Anstrengungen bei der Wirtschaftsförderung, bilanzierte die FAZ, „wird sich das

Schicksal der Stadt mit dem Erfolg oder mit dem Scheitern der Neuen Mitte entscheiden. Nicht nur die Chancen, auch die Risiken sind beträchtlich. Die Erwartung, mit schillernden Kunstwelten zum Erlebnisverkauf animieren zu können, hat sich mancherorts nicht erfüllt. Dennoch blieb den Oberhausenern wohl nichts anderes übrig, als das britische Angebot anzunehmen. Für andere hochgemute Pläne, für Gewerbe- und Landschaftsparks,

Das Projekt NEUE MITTE wird ...



Grafik 2

*So urteilen die Bürger
über das Projekt.*

fehlt das Geld. Die Idee eines sanften Strukturwandels im Ruhrgebiet, ohne harsche Brüche und Wagnisse, erweist sich spätestens in Oberhausen als Illusion.“

Anfang September kritisiert der Berliner Publizist Gerwin Zohlen in der Wochenzeitung „Die Zeit“ die auch in Oberhausen geplante Einkaufs-Mall: „War die Fußgängerzone bereits der Kampf der Warenhäuser gegen die Stadt, so ist die Mall der Angriff auf die letzten Reste

des alten Stadtbegriffs. . . In der Mall ist das städtische Leben stillgelegt zum Marionettentanz der Konsumenten. Unterm Dach aus Glas, Stahl und phantastisch dehnbarem Klarsichtstoff und hinter den vollklimatisierten Eingangstüren kehrt die verlorene Stadt wieder als Kulisserie, geschützt vor Wind, Regen, Schnee und dem Leben der Bewohner.“ Vor Ort sieht man das

pierte Neue Mitte sei ein „Symbol der Zwei-Drittel-Gesellschaft“.

Ende September präsentieren Stadium und P & O einen neuen Namen für die zentralen Bereiche der Neuen Mitte: „CentrO“, unter Verwendung des „schrägen O“, für dessen Beibehaltung in der Öffentlichkeit Monate vorher noch gestritten worden war.

Im Oktober beschäftigt sich die

nen Stadtzentren hat der Handel erheblich investiert, um sie attraktiv zu machen. Jetzt besteht Gefahr, daß dieses Engagement zunichte gemacht wird. P & C wird eine Ansiedlung sehr genau prüfen.“

Beim Beginn der Bauvorarbeiten, Ende August, hatte Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond Verständnis für die Gegner des Projekts gezeigt, „auch wenn ich mir des öfteren mehr sachlich fundierte, konstruktive Kritik oder vernünftige Alternativen und weniger Emotionen oder bloße Ablehnung gewünscht hätte“. Während sich die innerstädtische Kritik um ungelöste Fragen der Verkehrsanbindung und die Sorge rankt, ob die gewachsenen Stadtteilzentren in einem schärferen Wettbewerb bestehen können, wird im Herbst Widerstand auch aktenkundig: Die Neue Mitte hat jetzt juristische Hürden in Münster und Düsseldorf zu meistern, weil einerseits ein Normenkontrollverfahren angestrengt und andererseits 21 Widersprüche von Nachbarn des Thyssen-Geländes einge-



Auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände wird der Boden für die Neue Mitte bereitet.

anders, unterstützt doch gerade der Oberhausener Einzelhandelsverband Pläne der Stadtverwaltung, der Marktstraße ein attraktives Dach zu verpassen.

Mitte September wiederholt der Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises, Artur Schorzmann, in einer angeregten Diskussion in der SPD-Ratsfraktion seine Bedenken: „Die Neue Mitte darf nicht zu einer wirklichen neuen Mitte der Stadt hochstilisiert werden. Die Stadt braucht eine andere Mitte, wenn ein großer Anteil von Menschen keine Teilhabe an dieser Neuen Mitte haben kann.“ Die konzi-

Fachzeitschrift „Textil Wirtschaft“ mit der Neuen Mitte, Kritiker und Befürworter kommen zu Wort. Horst Loch (Inhaber von modern man, Mülheim): „Die Region Oberhausen ist heruntergewalzt. Es ist ein legitimes Recht, sie wieder aufzuwerten. Wir sehen die Neue Mitte nicht gerne, aber wir werden mit ihr leben müssen. Die Neue Mitte kann auch helfen, Image und Potenz der Gesamtregion zu verbessern.“ Hartmut Krämer, Chef von Peek & Cloppenburg: „Das Projekt paßt in die Region wie die Faust aufs Auge. Die Genehmigung ist eine Katastrophe. In den gewachse-

gangen sind, bei einem derartigen Großvorhaben relativ wenig Gegenwind, interpretiert man im Rathaus und verweist gleichzeitig darauf, welche Anstrengungen die Nachbarstädte unternommen haben, ihre Einkaufszonen zu vergrößern und attraktiver zu machen.

Oberstadtdirektor Burkhard Drescher bleibt folglich auch optimistisch: „Wir erwarten keine bösen Überraschungen.“ Es gebe ein hohes Maß an Sicherheit, weil die Bebauungspläne mit geballtem Sachverstand erarbeitet worden seien: „Es wird weitergebaut auf der Baustelle.“

VOM DUNKEL INS LICHT

*„Concordia“ baut Wolkenkratzer,
„Osterfeld“ das Fernsehen
der Zukunft*

HELMUT STOLTENBERG

Zum letzten Male stimmte der Osterfelder Knappenchor in der Schachthalle das „Glück auf, der Steiger kommt“ an, und Anschläger Friedhelm Rutert gab das Signal zum Öffnen des Förderkorbs: In „Handarbeit“ schoben die rund 20 Bergleute den letzten „Hund“ in die Osterfelder Schachthalle. Das war das Aus für den letzten Förderstandort in Oberhausen und zugleich auch das Aus für die über 160jährige Bergbaugeschichte in der „Wiege der Ruhrindustrie“, in der Stadt an Emscher und Ruhr. Für die Kumpel in dieser heute aufstrebenden Stadt ist die Kohle ein Stück ihres Lebens geworden. Die Wege zur Zeche, zum Schacht und in die Strecken mit ihren Querschlägen gibt es nicht mehr. Die Suche nach dem „Schwarzen Gold“ ist zu Ende. Ein Zurück wird es nie mehr geben. Damit mußte ein jeder fertig werden, als Ende August anno 1992 und schon im Jahre 1968 die Zechen Osterfeld bzw. Concordia ihre Tore für immer schließen mußten.

Zechennamen wie Roland, Sterkrade, Osterfeld, Concordia, Haniel, Vondern, Jacobi und Alstaden waren die unterirdischen Lebensadern dieser Stadt, sie haben Geschichte geschrieben und die Geschichte in den Mauern Oberhausens wesentlich mitbestimmt. Über 250 Millionen Tonnen „schwarzes Gold“ sind hier von über 100.000 Kumpeln im Schweiß ihres verrosteten Angesichts ans Tageslicht gefördert worden. Allein auf der Schachanlage Osterfeld waren es in ihrer 120jährigen Geschichte rd. 150 Millionen Tonnen Kohle. Der Bergbau und die Hüttenindustrie haben Oberhausen erst zur Stadt und späteren Großstadt und damit zur vielzitierten „Wiege der Ruhrindustrie“ gemacht.

Das heutige Ende des Bergbaus hat in der jüngeren Vergangenheit wesentliche Veränderungen besonders bei den ehemalige Zechen Alstaden, Concordia und Osterfeld gebracht. Während auf Alstaden mit Umweltbiotop, Hunderten von

Familienhäusern, Wohnungen und in Verbindung mit der alten Ruhr und dem Ruhrpark als grüner Lunge ein Ortsteil von hoher Lebensqualität in den letzten Jahren förmlich aus dem Boden wuchs, bereitet man sich „auf Osterfeld“ intensiv auf ein „Hollywood“ mit High-Tech auf dem Fernsehsektor vor. Währenddessen ist aus der Concordia – der Eintracht – ein Milliarden-Unternehmen geworden, das sich weltweit mit seinen Gebäuden und Wolkenkratzern in den Himmel streckt.

Als im Jahre 1873 die Teufarbeiten für den ersten Schacht der Zeche Oberhausen in Osterfeld vorgenommen wurden, hatte keiner daran gedacht, wie sich das Bergwerk im 20. Jahrhundert einmal entwickeln würde. Bereits ein Jahr später wurde der 1. Schacht aufgrund eines Grundbruches in 34,5 m Teufe aufgegeben. Nur 56 m entfernt wurde ein neuer Schacht angesetzt. Von da an ging es in die Tiefe. Bereits 1877 war man im Flöz Hermann/Gustav auf einer Teufe von 375 m, und 1879 wurde dann die Kohleförderung aufgenommen. Bereits 1895 ging die Kokerei Osterfeld in Betrieb, die 1988 aufgrund der allgemeinen Entwicklung in der Eisen- und Stahlindustrie ihre Kokserzeugung einstellen mußte.

Doch zurück: 1897 beginnen die Abteufarbeiten auf dem Schacht Constanzia (später Sterkrade). Ein Jahr später folgt der Schacht II auf Osterfeld und 1904 der Schacht III. Dann nimmt die Zeche Hugo Haniel die Förderung auf. In den Jahren 1904/05 fördert die Zeche erstmals über 2 Mio. t Kohle. Der Schacht IV folgt 1912. Bereits 1922 zählt man auf der Anlage 4161 Kumpel. 1931 wird die Zeche Hugo Haniel stillgelegt und 1933 die Förde-

nung auf Sterkrade eingestellt. 1936/37 werden in nur einem Jahr 2 Mio. t Kohle gefördert. 1942 erfolgt der Durchschlag nach Sterkrade.

Landesgartenschau 1999

Nach dem Zweiten Weltkrieg wird 1954 erstmals wieder die 2 Mio. t-Fördergrenze überschritten und 1963 beginnen die Teufarbeiten am Nordschacht. 1971 wird die Kokerei neu gebaut. Sie ist die modernste Europas. Doch das nutzt nicht viel, denn 1988 wird ihre Produktion eingestellt. 1988 war das Schicksalsjahr für Osterfeld, denn mit dem Abbau der Kohlefelder nach Norden folgte die unweigerliche Zusammenlegung mit der Zeche Lohberg. Ein Durchschlag in 1300 m Teufe mit dem Handschlag zwischen Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und dem Dinslakener Bürgermeister Karl-Heinz Klingen besiegelt das nahende Ende des Bergbaus in Osterfeld. Als die Zeche im Jahre 1992 für immer ihre Tore schließt, hat sie insgesamt mehr als 151 Mio. t Kohle gefördert.

Jetzt war guter Rat teuer. Was geschieht mit dem Gelände und den leerstehenden Gebäuden, was macht man mit dem kontaminierten Böden. Die Stadtväter erkannten, daß sich nach dem enormen Abbau auch in der Stahlindustrie unbedingt ein Strukturwandel in unserer Stadt vollziehen mußte. Die Lösungen für Osterfeld wurden schnell gefunden. Osterfeld sollte ein bedeutender Medienstandort in Nordrhein-Westfalen werden. Für das bodenverseuchte Gelände der ehemaligen Kokerei erfand man die ideale Lösung, denn im Jahre 1999 wird hier eine Landesgartenschau erblihen, die der Bevölkerung ein Stück bisher schwerindustriell genutzter Stadtfläche zurückgibt. Mit der Umsetzung des Me-



*Eine klare Linienführung
kennzeichnet alle Bauten
der Concordia.*

dienstandortes tat man sich anfangs jedoch recht schwer, obwohl mit dem System des hochauflösenden Fernsehens (HDTV) der richtige Weg eingeschlagen worden war.

Mit dem bekannten Film- und Fernsehregisseur Michael Pfeleghar begann HDTV zu leben und ging über das Versuchsstadium hinaus. Mit der Gründung einer Betreiber-gesellschaft, der vier Medienunternehmen aus der Film- und Fernsehbranche angehören, wurde 1993 dann ein entscheidender Schritt vollzogen. Ihr Name? „HDA High Definition Oberhausen Atelier-Betriebsgesellschaft für neue Film- und Videoproduktionstechniken GmbH“. Die vier Betreiber: Berliner EMG – Elektronische Medien Beteiligungsgesellschaft, Neusser Hadeko Filmtechnik GmbH, Satel-Gruppe Köln und Voss AG Düsseldorf. Alle vier sind Spezialisten auf

ihren Gebieten. Mit der HDO Besitz GmbH ist die Stadt selbst 100prozentige Eigentümerin. Die Betreiber mieten Studios und Technik und sind für das operative Geschäft, d. h. für die Marktentwicklung und die Zusammenarbeit mit Produzenten sowie den Rundfunk und Fernsehanstalten zuständig. Das mehr als 100 Mio. DM umfassende Investitionsvolumen für HDO beinhaltet auch ein 30 Mio. DM teures Produktionsstudio, das ab 1995 „special effects“ in digitaler HDTV-Qualität anbieten soll. Es wird 1994 gebaut.

Hollywood in Oberhausen. Die CineVox Filmproduktion München und der erfolgreiche deutsche Produzent in Hollywood Dieter



Geissler wollen voraussichtlich Ende Februar 1994 in den Räumen des ehemaligen Verwaltungsgebäudes der Zeche Osterfeld mit komplizierten Modellaufnahmen für die Bavaria-Filmproduktion „Der Sturzflieger“ mit Götz George beginnen. Ein „dicker Fisch“ also, der der neuen

Betreibergesellschaft an die Angel des „hochauflösenden Fernsehens“ gegangen ist.

Oberhausen hat den richtigen Schritt in die Welt des Films und

Dieses Geschäftshaus erinnert in seiner Architektur an das Chile Haus in Hamburg.

der Unterhaltung getan. Die ersten Schritte mit dem neuen High-Definition-Medium haben gezeigt, daß alle, Regisseure, Produzenten, Autoren, Designer, Kameraleute, Bühnen- und Kostümbildner, noch einmal die Schulbank drücken müssen, um die neue Dimension zwischen Film und Video in einer eigenen Version verwirklichen zu können. Für sie alle wird die Medienstadt Oberhausen mit ihren Kurzfilmtagen und all den vielen Anhängseln, die daraus entstanden sind, in der Zukunft zu einer Herausforderung werden.

Ganz anders entwickelte sich die Zukunft der Zeche Concordia. Sie entschwebt nicht in die Welt der Illusionen für den Zuschauer, sie basiert auf der Realität des wirtschaftlichen Geschehens. Im Mai des Jahres 1851 schrieb die „Ruhr- und Duisburger Zeitung“ aus Oberhausen: „Schon von weiter Ferne zeigt uns ein hoher rauchender Schornstein, welcher in der Nähe des Bahnhofs liegt, daß dort ein Etablissement im Entstehen begriffen ist, welches dereinst noch mehr Leben auf der dünnen Heide hervorbringen wird, als schon jetzt durch die Anlage der Eisenbahn dort herrscht. Jener rauchende Schornstein gehört der Zeche Concordia an.“

Schlagwetterexplosion

Bereits 1847 hatte der Essener Kaufmann Jobst Waldhausen um einen Schürfschein nachgesucht. Nach erfolgreichen Bohrungen wurde dann mit den Kaufleuten Christian Flashoff, Friedrich Wilhelm Liebknecht, Alphons Haniel und C. R. Mumm die Concordia AG gegründet. 1850 wurde ihnen dann durch den König von Preußen das Schürfrecht erteilt. Noch in demselben Jahr wurde mit der Abteufe des 1. Schachtes „Haniel“ (benannt

nach dem Mitbegründer) begonnen. Mit der Kohleförderung wurde 1853 angefangen. In den ersten Jahrzehnten setzten die Gründer auf die Koksfabrikation, dann folgten die Schächte bis „numero 6“, um die Kohleproduktion zu erhöhen. Bereits im Jahre 1905 erreichte die Kohleförderung mit 4850 Beschäftigten 1.14 Mio. Tonnen. Vor und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Förderquote nicht mehr wesentlich überschritten. Allerdings erhöhte sich bis 1920 die Beschäftigtenzahl auf über 6000. In dieser Zeit, 1917, ereignete sich in dem Schacht 4/5 ein tragisches Unglück, als eine Schlagwetterexplosion 20 Todesopfer forderte. 1938 kamen bei einem Gebirgsschlag acht Kumpel ums Leben. Das war auf dem Schacht 2/3. Während des Krieges erlitt die Zeche schwere Kriegsschäden. Die Förderung sank auf 298.000 Tonnen (2930 Beschäftigte). Erst 1950 stieg die Förderung mit 5100 Beschäftigten wieder auf 1.3 Mio. Tonnen an. Danach wurden die Felder der Zechen Roland, Ludwig I und Caroline erworben und die Concordia verfügte über ein Abbaugelände von 21,3 Quadratkilometern unter Tage.

In der Zwischenzeit hatte die Schering AG als Pharma-Konzern die Concordia AG übernommen, die mit einer Fördermenge von 1,6 Mio. Tonnen die Zeit der wirtschaftlichen Rezession nicht mehr überstand und 1968 für immer ihre Pforten schließen mußte.

Dabei hatte damals die „Mutter Courage des Ruhrgebiets“, Oberbürgermeisterin Luise Albertz, an der Spitze eines Demonstrationszuges mit 10.000 Kumpeln und Bürgern, durch unsere Stadt noch für den Arbeitsplatz ihrer Kumpel gekämpft. Auch NRW-Ministerpräsident Heinz Kühn konnte an dem



Beschluß des Schering-Konzerns nichts mehr ändern. Das Zechensterben im Kohlenpott war „eingeläutet“. Der Konzern hinterließ riesige Industriebrachen mit einem enormen Wohnungsbestand an alten Zechenhäusern und verkaufte seine Anteile an den „Schokoladen-König“ Imhoff. Aber auch ihm gelang es nicht, das angeschlagene „Concordia-Schiff“, wenngleich auch unter der Firmierung „Concordia Chemie AG“, in ruhigere Gewässer zu fahren. Er resignierte in

*Alte und neue Bausubstanz
gelungen miteinander
vereinigt.*

den Jahren danach zwar nicht, aber dann gab auch er auf und verkaufte die Concordia Chemie AG an den Kölner Kaufmann Dr. Günter Minninger. Dieser stieg auf wie „Phönix aus der Asche“, indem er als Hauptanteilseigner das Unternehmen total umstrukturierte, und das Geschäft in den 80er Jahren ganz auf den Grund und Boden sowie auf den vorhandenen Wohnbestand



von heute über 1550 Wohneinheiten allein in Oberhausen verlegte. Gleichzeitig nutzte er diese „goldene Grundlage“ zur profitablen Investition bei der Verwirklichung von vielen Bauvorhaben in der Bundesrepublik.

Hochmoderne Wohntürme

Auf dem deutschen Baumarkt ist die „Concordia Bau und Boden AG“, wie sie jetzt heißt, eine der größten Investorinnen. Sie baut und verkauft oder vermietet in allen deutschen Metropolen – von Berlin, Köln, Hamburg, München, Stuttgart, Frankfurt, Hannover, Dortmund, Düsseldorf, Leipzig bis Dresden – Häuser, Geschäfte, Bü-

Die drei jeweils 100 m hohen Wolkenkratzer von „Oceania“ sind ein städtebaulicher Akzent in Miami-Beach/Florida

ros, Praxen und Komfort-Wohnungen. Das Oberhausener Unternehmen hat 1993 mit seinem Bestand die Milliarden-Grenze überschritten. Mit der deutschen Einheit drängen aber auch die Franzosen auf diesen Markt, und so stieg die französische Bank „Caisse des Dépôts et Consignations“, Paris, kräftig bei der Concordia ein. Die Aktionäre waren zuerst erschreckt, doch sie wurden beruhigt, denn genauso waren sie erschreckt gewesen, als die Concordia über den „großen Teich“ ging und in den amerikani-

schen Baumarkt in Florida einstieg. Es wurde ein Erfolg, denn heute wird die Concordia-Aktie mit einer der höchsten Punktzahlen an der Börse gehandelt.

So, wie die Aktien in die Höhe schossen, stießen auch die Concordia-Wolkenkratzer im „Sonnenstaat“ in Miami Beach an der Atlantikküste in die Höhe. Durch ein modernes Management schaffte es Konzern-Chef Dr. Minninger, daß auf den „Sunny isles“ (sonnige Inseln) drei hochmoderne, 100 m hohe und mit je 28 Etagen versehene Wohntürme stehen. Jeder Turm hat 165 moderne Komfort-Eigentumswohnungen, die zwischen 170.000 und 700.000 Dollar kosten und verkauft sind. „Oceania“ nennt sich die Anlage der „Glückseligen“, die aus Amerika, Europa und Latein- sowie Südamerika kommen, um am sonnigen Strand von Florida zu leben. Und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft solch berühmter Personen wie Sophia Loren, Whitney Houston oder Steffi Graf, sieht man von ein paar Meilen mal ab.

Daß die „Concordia“ heute auf festem Grund und Boden steht, beweist die Tatsache, daß sie bereits zwei weitere Wolkenkratzer in „Sunny isles“ in den Himmel wachsen läßt. Und eine weitere Tatsache gibt es noch, die die Grundfesten des Unternehmens nicht haben erschüttern lassen. Als im Herbst 1992 der Hurrikan „Andrew“ mit über 200 Meilen über Miami hinwegfegte und Milliarden-schäden anrichtete, ging bei Concordia nicht eine Scheibe zu Bruch.

So läßt sich aus dem Oberhausener Bergbau nur eines resümieren: Er ist zwar niedergegangen, aber zu neuen Höhen aufgestiegen – die einen in die Welt der Medien, die anderen in die Welt von hartem Stahl und Beton.

WER EINMAL AUF DEM BLECHTOPF STAND

Die unendliche Geschichte des Gasometers

HANS-WALTER SCHEFFLER

„Oberhausen hat weitaus anderes zu bieten als einen solchen Turm. Diesen als Wahrzeichen der Stadt zu bezeichnen, kommt einem Aberwitz gleich. Wenn Oberhausen sich vom 'Ruhrpott'-Klischee lösen will, geschieht dies hoffentlich bald durch die Neue Mitte. Dann muß auch der Gasometer weichen.“

„Den Vorschlag mit der Umgestaltung des Gasometers in eine Coca Cola-Dose finde ich echt super. Man könnte ja auch noch einen Strohbalm oben 'rausgucken lassen'.“

„Er ist kein Wahrzeichen von und für Oberhausen, sondern er steht für die bisher umweltschädlichste und schmutzigste Epoche unserer Stadtgeschichte. Oberhausen hat ein anderes Wahrzeichen verdient als einen Schrotthaufen.“

„Der Gasometer war und bleibt ein Symbol für Europa. Außerdem ist er mir seit meiner Schulzeit bis heute ans Herz gewachsen.“

Oberhausener Bürger/innen 1993 über den Gasometer

„Mangels anderer die Stadt überragenden Baudenkmale haben wir als Schüler lokalpatriotisch den Rang unserer Stadt Oberhausen gern damit verteidigt, daß wir aber den größten Gasometer Europas besäßen. Nachdem die GHM und später der Bergbau für diesen Superkessel keine ökonomische Verwendung mehr haben, ist der besonders bei Nebel imposant wirkende Koloß jetzt der Stadt zu einer eventuellen kulturellen Nutzung angeboten worden. Außer Geld bräuchte man für ein solches kulturelles Großraum-Experiment vor allem kreative Ressourcen, aber die muß man ja in Oberhausen nicht lange suchen.“

Hilmar Hoffmann, ehemaliger städtischer Kulturdezernent

Aus einer Pressemitteilung der Hüttenwerke Oberhausen AG zur Jahreswende 1949/50: „Die Gasfüllung des 350.000 Kubikmeter-Scheibengasbehälters am Neujahrstag darf als Markstein im Zuge des

Wiederaufbaus und des Ausbaus unserer Gasversorgung nach dem Krieg und als Symbol für unseren Aufbauwillen betrachtet werden, denn sie bedeutet die Inbetriebnahme des zur Zeit größten Niederdruckgasbehälters unseres Kontinents. Es handelt sich dabei um die Wiederherstellung eines Gasbehälters, welcher in den Jahren 1928/29 als Speicher für Hochofengas bei der Intensivierung der Gaswirtschaft des Hüttenwerkes und der angeschlossenen Kokereien errichtet worden war.

Während der Kriegshandlungen erlitt er wiederholt Schäden und fiel 1944 ganz aus. Bei der nach Kriegsende sofort in Angriff genommenen Instandsetzung geriet er durch eine Verkettung unglücklicher Umstände in Brand. Seine vollständige Demontage war nun nicht mehr zu umgehen; sie setzte in größerem Umfang im Frühjahr 1948 ein und war im Dezember 1948 beendet. Unmittelbar darauf wurde unter Verwendung von etwa 880 t noch brauchbaren Materials und bei Zulieferung von etwa 1920 t neuer Konstruktionsteile mit dem Wiederaufbau begonnen, welcher Ende Dezember abgeschlossen wurde, also in der, auch für Vorkriegsverhältnisse, Rekordzeit von knapp zwölf Monaten durchgeführt werden konnte.

Der Grundriß des Behälters ist ein regelmäßiges 24-Eck mit einer Seitenlänge von 8,80 m. Der Behälter hat also bei einem größten Durchmesser von 67,6 m einen Umfang von 212 m und eine Grundfläche von 3350 Quadratmetern. Seine Höhe von Terrain bis zum Dachrand beträgt 109,5 m, bis zur Oberkante des Entlüftungsaufsatzes in Dachmitte sogar 118 m. Er dürfte damit eines der höchsten Bauwerke des Ruhrgebiets sein. Zur Er-



zeugung des verlangten Gasdrucks von 340 kg/qm hat die auf dem Gas schwimmende Abschlussscheibe ein Gesamtgewicht von 1200 t.

Die konstruktive Durchbildung des Scheibengasbehälters ist nicht einem Zufall, sondern einer Aufgabenstellung aus dem Ruhrgebiet zu verdanken, als um das Jahr 1916 herum die wirtschaftliche Ausnutzung des in den Kokereien als Nebenproduktion anfallenden Gases im Rahmen einer Gasfernversorgung energisch in Angriff genommen wurde. Dabei ergab sich die

Notwendigkeit, große Niederdruckgasbehälter unmittelbar bei den Kokereien, d. h. also auf der Kohle und damit auf Bergschadensgelände, zu erstellen. Mit einer Schiefstellung dieser Behälter war zu rechnen und mit der Notwendigkeit ihrer Geradestellung. Die Aufgabenstellung lautete daher, einen Niederdruckgasbehälter zu bauen, welcher auch in größten Einheiten betriebssicher und mit erträglichem Fundierungsaufwand auf Bergschadensgelände aufgestellt werden konnte und dessen

Bauart das Anheben des Behälterkörpers ermöglichen mußte, tunlichst ohne Betriebsunterbrechung. Die Lösung war der Scheibengasbehälter, welcher einen großen Zylinder mit darin auf- und abwärts gehendem Kolben darstellt.“

Die Funktionen eines Gasbehälters waren in der HOAG-Werkszeitung „Echo der Arbeit“ 1950 so beschrieben worden: „Zu den Hauptenergieträgern eines Hüttenwerkes gehören Gichtgas und Koksgas, die in großen Mengen täglich benötigt werden. Gichtgas fällt bei der Roheisenerzeugung im Hochofen an, Koksgas bei der Koksherstellung in der Kokerei. Von der beim Verhüttungsprozeß anfallenden Gichtgasmenge verbraucht der Hochofenbetrieb selbst etwa die Hälfte als Eigenverbrauch für Winderhitzer, Gebläse und Stromerzeugung in

Nostalgie: Blick auf den Gasometer und seinen „kleinen Bruder“ in den 50er Jahren. Auch ein Thema für Narren.



Gasmaschinen sowie sonstige Nebenbetriebe. Die zweite Hälfte steht für anderweitige Verwendung zur Verfügung, auf der Hütte insbesondere für die Dampferzeugung und die Beheizung der Walzwerksöfen. Auch die Kokereibetriebe sind ein großer Abnehmer für Gichtgas, da sie dieses Schwachgas statt des Koksgases zur Unterfeuerung der Koksofenbatterien sehr wirtschaftlich verwenden können und wodurch erhebliche Starkgasmengen für hochwertige Zwecke freige-macht werden. Die Verwendung von Gichtgas, beispielsweise im Haushalt, oder sein Transport über weite Strecken scheidet wegen seines geringen Heizwertes, der nur ein Viertel von dem des Koksgases beträgt, aus. Ein Betrieb ohne Störung ist in der Wirklichkeit nicht zu erreichen. Daher ist auch die Gaserzeugung im Hochofenbetrieb und in der Kokerei Schwankungen unterworfen. Ebenso ist der Gasbedarf der Verbraucher nicht gleichmäßig, weil auch hier Betriebsstörungen, die unterschiedliche Arbeitszeit und die Auftragslage die Gasabnahme zeitlich und mengenmäßig beeinflussen. Es muß also eine Speichermöglichkeit vorhanden sein, um einmal den Gasüberschuß aufzunehmen, zum anderen in Zeiten größeren Gasbedarfs aus der Speicherung die Nachfrage decken zu können. Besteht eine Speichermöglichkeit nicht, sind Betriebs-einschränkungen, Stillstände und Erzeugungsausfall nicht zu vermeiden. Jeder Oberhausener kennt die riesigen Fackeln, die den Nachthimmel oft hell erleuchten. Hier müssen überschüssige Gasmengen nutzlos vernichtet werden, weil sie im Augenblick nicht abgesetzt werden können.“

1950 schwärmte ein Journalist: „Rund 350.000 Menschen ließen

sich in dem Koloß auf 36 Etagen stehend unterbringen, eine einzige Etage würde 148 großen Zimmern Platz bieten. 11.000 Pkw könnten im Inneren parken. Schwindelfrei muß man sein, wenn man ihn auf den Leitern besteigt, die sich um ihn herumwinden. Da ist der Kanal plötzlich ein schmales Bändchen, und da liegen Duisburg und Dinslaken in der Landschaft, und wenn man durch die Leiter- und Treppenstufen hindurch nach unten schaut, schwankt die Landschaft leise, und man sehnt sich nach festem Boden. In dem kleinen, freischwebenden Korb können drei Personen von der Kuppel in die Tiefe gleiten, Stahlseile halten ihn. So ist 'Herr Meier am Kanal'. Alle Oberhausener waren seinerzeit betrubt, als er einen Konkurrenten erhielt, der neun Meter höher ist. Es ist so



Die Industrielandschaft an der Essener Straße im Wandel: gestern und heute.





schön, einen Superlativ zu haben. Was sind der Berliner Sportpalast oder die Westfalenhalle – ein Nichts!“ Na ja.

Seit seiner Stilllegung 1988 war es in der Tat still geworden um den Gasometer. „Wie auch immer das alte Hüttenwerksgelände demnächst aussehen mag, der Gasometer wird auch weiterhin seinen Platz auf ihm haben. Ob, und wenn ja, wie er selbst noch einmal genutzt werden wird, ist allerdings noch nicht geklärt. Vor jeder möglichen neuen Verwendung muß zunächst eine Dekontaminierung des Behälters stehen. Als Hochregallager ist er im Gespräch, aber auch als Aussichtsturm mit Restaurant können ihn sich viele vorstellen“, hieß es im Sommer 1992 in einer Publikation des Rheinischen Industriemuseums, das schon ein Jahr zuvor mit der Herausgabe einer Panorama-

Grandiose Ausblicke vom Dach des Gasometers.

Aufnahme des über 200 ha großen Areals der ehemaligen Oberhausener Hüttenwerke (HOAG), aufgenommen vom Dach des Gasometers aus, die Diskussion über die Zukunft der 'größten Blechdose der Stadt' (FDP-Stadtverordneter Heinz Lanfermann) eröffnet hatte. Aber es blieb ruhig um den „Dinosaurier der Industrietechnik“, dessen Abriß 1,5 Millionen DM gekostet hätte, bis der Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA), Prof. Karl Ganser, zum Millionenpoker bat.

Die IBA-Macher waren längst ins Schwärmen geraten: „Im Inneren des Gasometers ist es schummerig. Das schwache Tageslicht verleiht diesem Industriedenkmal eine bei-

nahe geheimnisvolle Atmosphäre. Die Weite und Höhe der Röhre sind unbeschreiblich, das Raumgefühl einzigartig. In diesem Ambiente soll im Sommer 1994 das wohl spektakulärste Projekt in Zusammenhang mit einem Industriedenkmal entstehen. 'Feuer und Flamme' ist der Titel der ungewöhnlichen Darbietung: 150 Jahre Industriegeschichte werden im Inneren optisch und akustisch dargestellt, ein Jahrhundertthema in einem Jahrhundertbau. Die Ausstellung findet nicht im Museum statt. Und so ist der Gasometer Ausstellungshalle und -objekt in einem. Er eröffnet zugleich einen Einblick in einen Raum, den Menschen nie so gesehen haben, der für Menschen auch nicht geschaffen wurde. Verschiedene Ebenen über und unter der Gasometer-Scheibe werden als Ausstellungsfläche genutzt. Eine ungewöhnliche Verbindung mit der Außenwelt stellt ein Panorama-Aufzug her: mit ihm können die Besucher der Ausstellung auf das Dach des Gasometers fahren. Der Blick aus 100 Metern Höhe auf die dann schon fortgeschrittenen Projekte 'Allee der Industriekultur' und auf die Neue Mitte bietet im wahrsten Sinne des Wortes eine völlig neue Sichtweise“.

Geplant wurden 18 Ausstellungsabteilungen, wobei das besondere Raumerlebnis des Gasometers genutzt werden sollte. So soll der eintretende Betrachter von einem lodernen Flammenmeer in Form von 15 „brennenden“ Monitoren umschlossen werden. Gleichzeitig war die Installation des Meteoriten aus dem Ruhrlandmuseum, eines tonnenschweren Klumpen, vorgesehen, der möglicherweise älter als die Erde ist. Im Rund des Gasometers soll eine „Industrie-Walhalla“ mit Büsten und Statuen der Schritt-

macher des Industriezeitalters entstehen, von Alfred Krupp bis Ferdinand Graf von Zeppelin. Dazu werden sich Klangbilder aus dem Ruhrgebiet, von Werks sirenen bis hin zu Geräuschen aus dem Taubenschlag, gesellen. Die Oberhausener Bürger wurden aufgerufen, „Feuer und Flamme“ für den „neuen Gasometer“ zu sein; für das in ihm auch geplante „Musée Sentimental“ wur-

schers beschwört die Stadtverordneten, man müsse die Menschen mitnehmen beim Strukturwandel, der Gasometer biete dazu eine ideale Plattform. SPD-Fraktionschef Michael Groschek verweist noch einmal darauf, daß die 16 Millionen DM Landesmittel für den Gasometer nicht frei verfügbar, sondern zweckgebunden seien. Für die Stadt sei ein Ausstieg aus dem Pro-

mal umstritten sein, als Wahrzeichen ist er es nicht; er steht für das alte „Kraftzentrum“ der Stadt. Wer die Stadt umbaut, muß aufpassen, daß ihm die Bürger folgen können. Nicht erst seit dem Kampf um Eisenheim, der Schließung des Musiktheaters, dem Streit um das „schräge O“ und dem Abtragen des Concordia-Gerüsts am Bero-Zentrum wußten die Stadtverordneten, wie sensibel die Bevölkerung auf Wandel reagiert, wenn er nicht mit ihr abgestimmt wird. Es geht um die Erfahrung, daß sich der Mensch in dem findet, wozu er Vertrauen hat, was ihm seine Herkunft und damit auch seine eigene Sinnbestimmung begreiflich macht, was ihn umgibt, hält, sicher macht. Aber im Herbst 1993 geht es in der Stadt auch um liebe Geld. Die Frage stand im Raum, ob der Gasometer um jeden Preis erhalten werden sollte und darum, ob der Stadt nach Altenberg und dem Ebertbad ein neues unendliches Finanzabenteuer ins Haus stehen würde. Es ging auch um das soziale Gewissen in einem Gemeinwesen, das Defizite beklagte. Längst stand der Stadt finanziell das Wasser wieder bis zum Halse. „Wenn wir einen Streit zwischen Vergangenheit und Gegenwart beginnen, werden wir finden, daß wir die Zukunft verloren haben“, meinte Churchill.

Der Stadtrat hat entschieden: das Ding soll bleiben. Der Dino hat geschwankt, aber er fiel nicht. Wer auch immer die Gelegenheit hat, mit dem Aufzug 25 m pro Minute auf das 106 m hohe Gebäude zu gelangen, lobt die grandiosen Ausblicke; bei gutem Wetter hat man eine weite Sicht ins Land. In schwindelerregender Höhe wurde schon so mancher Gasometer-Gegner zum Befürworter, wurde „Feuer und Flamme“ für den Blechtopf.



Blick aus über 100 Metern Höhe auf den Grünzug Grafenbusch.

den Leihgaben gesucht, die an Erlebnisse aus der Kindheit, Jugend oder Schulzeit, aus dem Berufsleben oder dem Haushalt erinnern und um die sich typische Revier-Geschichten ranken.

Die IBA-Macher prophezeiten dem Gasometer eine „aufregende Zukunft“, und das nahmen sich die Kommunalpolitiker zu Herzen. Ende April 1993 kommt es im Stadtrat zu einer leidenschaftlichen Debatte, die mit einem 32 : 22-Abstimmungserfolg der Gasometer-Befürworter endet, die FDP hatte gar geheime Abstimmung beantragt. Oberstadtdirektor Burkhard Dre-

jekt möglich, wenn sich die Grundlagen für die Folgekosten ändern sollten. Aber CDU, FDP und Bunte Liste sehen viele Unwägbarkeiten, befürchten ein Kostenrisiko von mindestens fünf Millionen DM für die Stadt.

Auch nach der Grundsatzentscheidung weht den Gasometer-Befürwortern in der Stadt (darunter befindet sich auch die CDU-Landtagsabgeordnete Hildegard Matthäus) ein scharfer Wind ins Gesicht. Der Gasometer mag als Denk-

SZENE- KULTUR

*„Show me the way to the next whiskey bar,
O, don't ask why . . .
for if we don't find the next whiskey bar,
I tell you we must die . . .“
(Alabama-Song, The Doors, 1971)*

JÖRG SCHULZ

Na, Jimmy-boy, ob Du da nicht etwas übertreibst? War doch gar nicht nötig gewesen, so vergnügungssüchtig herumzuirren – wenigstens nicht hier in good old Oberhausen. Aber zwischen Alabama und Oberhausen liegen mindestens genauso viele Welten wie Lichtjahre zwischen den 70ern und den 90ern. Daß die Heroen der Vergangenheit heute als Vorbilder und Leitfiguren erhalten müssen, liegt wohl in der Natur des Zeitgeistes, dem sich die Kulturmacher in aller Welt stellen müssen – Zeitgeist als Trend.

Wie gesagt, diesem Trend paßten sich auch die Szene-Anbieter an. In Oberhausen jedenfalls scheint dies mit dem Gespür eines indianischen Fährtenlesers gelungen zu sein: Während andernorts Clubs ihre Gewölbe schlossen, Hallen dem wirtschaftlichen wie kulturell ruinösen Rausch der Leere überlassen wurden, herrscht in der Oberhausener Szene Goldgräberstimmung. Wer

erinnert sich nicht voller Schmach an diverse Publikationen, in denen Oberhausen noch als Reservat kultureller Höhlenmenschen bezeichnet wird, während sich in den Anrainer-Städten der Nightlifer längst von Zeitgeist zu Zeitgeist beamte?

So hat unsere (Dornröschens-Stadt) es nicht zuletzt einem Olaf Hasenbein zu verdanken, daß der Stadtkämmerer wenigstens in einer stillen, unbeobachteten Stunde beim Zählen seiner Gastro-Einkünfte gelegentlich zufrieden lächeln kann. „Kulturpolitik ist immer auch Wirtschaftspolitik.“ Diese knackige Formel von Dieter Gorny, Leiter des Zentrums für Musik- und Kommunikationstechnologie in Wuppertal, beherzigte denn auch der „dynamisch-erfolgreiche Jungunternehmer“ in beispielloser Konsequenz. Sich am viel zitierten Strukturwandel Oberhausens orientierend, schickte sich Olaf Hasenbein als Hauptgeschäftsführer der MCI-Veranstaltungsgesellschaft

an, gleich auf mehreren Spuren ans gesteckte Ziel – nämlich konkurrenzlos und Trendsetter zu sein – zu gelangen: Zum überregional bekannten „Tanz in der Manege“ des Music Circus Ruhr (seit '87) gesellte sich alsbald das mexikanische Restaurant Yucatan, die Werbeagentur Benning, Gluth & Partner, der absolute In-Laden der Sub-Szene, Raskalnikov, das Café Transatlantic mit seinem unnachahmlichen 30er-Jahre Flair, ein eigener Getränkefach- und Gastronomiebedarf-Großhandel und der DSi Wach- und Schutzdienst. Der Jazz-Keller Paul's wurde dort zu einer Institution, wo am Ebertplatz früher Zustände eines gastronomischen Taubenschlages herrschten und – ausnahmsweise mal nicht in Oberhausen – der Music-Circus Sachsen biwakiert nun in Dresden.

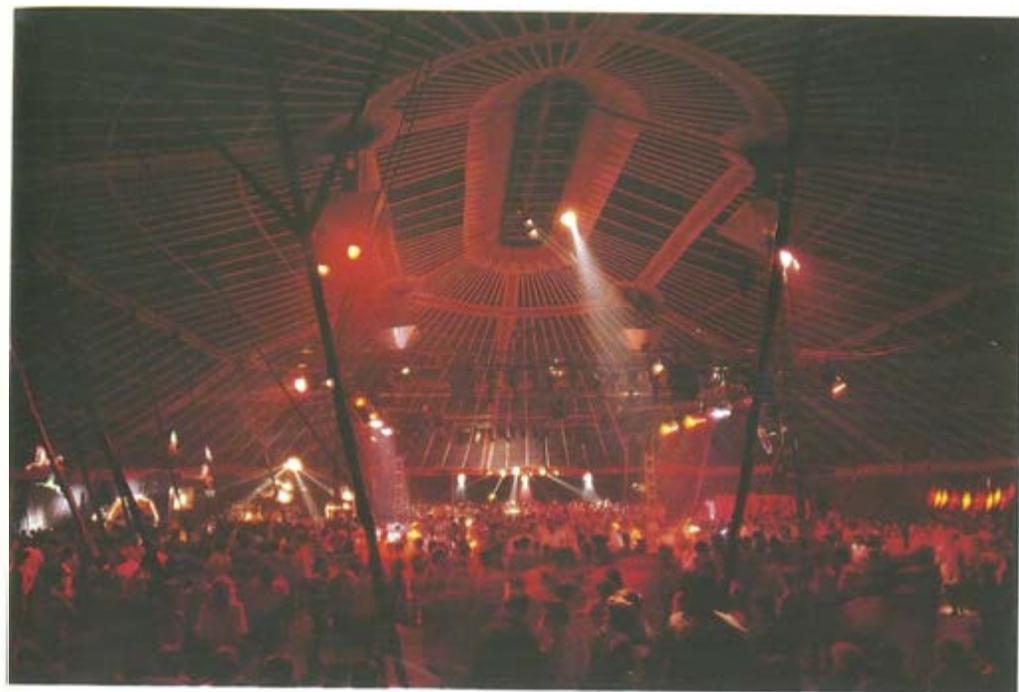
Um dem Vorwurf der bis hierhin unverkennbaren MCI-Lastigkeit dieses Beitrages noch mehr Nährboden zu liefern, schloß Kaufmann Olaf Hasenbein am 29. Januar 1993 einen Gesellschaftervertrag für die Firma „Parkgastronomie Kaisergarten GmbH, 46045 Oberhausen“, nachzulesen im 7 HRB 2404 – 1. 7. '93. In einer unveröffentlichten Konzeptionsbegründung macht der MCI deutlich: „Die Errichtung eines Hotels der gehobenen Klasse im Kaisergarten ist die konsequente Weiterentwicklung der im Gastronomiebereich begonnenen Aktivitäten mit dem Ziel, durch Diversifikation im Gastronomiebereich alle Marktchancen zu nutzen.“ Damit nicht genug. Schon bald werden in einer weiteren ehemaligen Fabrikhalle im Lipperfeld – direkt im Schatten der im September eröffneten Giganto-Diskotheek Turbinenhalle des ehemaligen Jura-Studenten, jetzigen Old-Daddy-Machers und Autohändlers Edgar Engel –

statt Maschinenstempfen musikalische Töne erklingen, denn „im Bewußtsein, daß die Kapazitäten unseres MCR mittlerweile um 120% ausgelastet sind, haben wir uns konzeptionelle Gedanken über einen weiteren Ausbau unserer kulturwirtschaftlichen Aktivitäten in Oberhausen gemacht. Bestimmende Voraussetzung unserer Überlegungen ist die Gewißheit, daß unter dem Aspekt der Entwicklung Oberhausens in ein Medienzentrum des Ruhrgebietes, bei Bündelung der bisherigen Ansätze verschiedener Aktivitäten im popular-musikalischen Raum, ein 'Music-Center-Oberhausen' sich parallel und im engen Kontakt mit den beabsichtigten HDTV-Perspektiven etablieren kann.“ Ein Zentrum für Musiker soll es werden, mit Live-Gigs, Proberäumen, Tonstudio, Gastronomie und anderem Gewerbe.

Der Music Circus Ruhr am Stadion Niederrhein zieht ebenso wie die ehemalige Turbinenhalle im Lipperfeld am Wochenende tausende von jungen Besuchern an.

Mit Künstlern für Künstler – die kulturellen Samariter sind unter uns! Patenschaften gibt es noch und nöcher, ob's die MCi ist, die Stadtparkasse, radio NRW, Druckluft, die Volkshochschule, irgendeine x-beliebige Versicherung oder Krankenkasse – Kultursponsoren haben die Werbewirksamkeit der Kultur erkannt, natürlich auch zum Vorteil der Schaffenden. Löblich und nachahmenswert, denn erst so konnte beispielsweise Mitte des Jahres das Projekt Kunsthaus Haven in der ehemaligen Havenstein-Schule entstehen. Havenarbeiter Werner Klunk glänzte bereits als Gestalter des VHS-Programmbuch-Einbandes und des Interieurs des Culture





Club; der ohnehin bereits international renommierte iranische Künstler Wahed Khakdan wird mehr und mehr zum Aushängeschild des Kunst-Kombinats (auf Lithos seiner Werke stößt man optisch an fast allen Ecken und Enden Oberhausens und dem Rest der Welt), die Foto-Kreativen Marco Fileccia und Tamara Lorenz schaffen Ausstellungen, die auch überregionale Resonanz finden.

Apropos Resonanz: Immer spektakulärer, entweder größer oder ausgefallen-scurriler geht's im Oberhausener-Nightlife zu: Während „Ede“ Engel mit seinem Blue-Moon-Disco-Zelt-Nachfolger Turbinenhalle nun neue Großanbieter-Dimensionen ergründet – an den Wochenenden strömen allnächtlich locker 5000 feier- und tanzgierige Heerscharen aus der gesamten Region und sogar den Niederlanden zum „abshaken“ ins Lipperfeld, das Raskalnikov fängt hier zur

gleichen Zeit eher die Szene-Gänger auf, die die musikalisch-kraachende Trendsetter-Atmosphäre bevorzugen, andernorts sind's Hunderte, die bereits seit 13 Jahren dem Old-Daddy die Rock'n'Roll-Stange halten – gilt der Culture Club des Raskalnikov-Machers Paul Baumann als die erste Anlaufstelle am Ort für all diejenigen, die ein Stimmungs-Sprungbrett für die Nacht brauchen: Ganz in der Tradition der Montan-Industrie-Historie Oberhausens präsentiert sich dieser Laden im Herzen der City. Stahl, Blech, Licht-Irritationen, künstlerisch von heimischen Kreativen in Szene gesetzt, von der Kleidung der Frau-/Mannschaft bis zum ansonsten eigentlich unbeachtet schnöden Barhocker – hier gibt es nicht nur Musik nach (Tages-) Motto des Hauses, sondern auch Kultur-Happenings und Ausstellungen, um den Namen des Clubs mit sinnfälligem Inhalt zu füllen.

Café Color-Kopf F. G. Schneider stellt seine eigene Kunst – ständige Vernisagen in N. Y. und anderswo – in den Schatten seines eigentümlichen Gastro- und Kunst-Präsentations-Gewerbes: Im Bunker „haust“ er, trotzdem lichtdurchflutet, als wäre er der selbsternannte Häscher der Spektralfarben. Jungen, zu meist noch unbekanntem Künstlern bietet er in seinem Extra-Vagant-Café Licht und Raum für Aus-

*Discovergnügen unter
der Circuskuppel:
Oberhausen macht's möglich.*

stellungen. Nicht unweit davon bemüht sich die Kneipe/das Lokal Ruhr-Schmitz, der theatralischen und kabarettistischen Szene Gesprächsstoff zu bieten, während das Druckluft – seit je her alternativ und autonom – Minderheiten und mehr bedient: Rap-Sessions in der Graffiti-Halle, Frauenschwoof im Schutze des Gemäuers, Groovos-Indie-Disco und Kickerabende für lau sind hier angesagt, nicht nur Eingeborene wissen das. Zwischen allen kulturellen Stühlen sitzt das aus den Ruinen der Zinkfabrik wieder auferstandene sozio-kulturelle Zentrum Altenberg: Disco, Theater, Lesungen, Live-Gigs, Kino, Kneipe und sozial-orientierte Einrichtungen sorgen hier für belebende Szene-Unruhe, trotz aller Programm-Abstrachen mit anderen örtlichen Anbietern.

Wer sonst außer Brötchen Josef, Café Sahne, oder das irgendwo in der Prärie eröffnete Rockcafé im Heidekrug sorgen in Goldgräber-City für kulturelle Furore? Jeder einzelne, genannt oder nicht, hat hier seinen Claim abgesteckt. Schürfrechte werden hier in good old Oberhausen tagtäglich, Nacht für Nacht vergeben: Und die Nacht gehört dir!

BLICK ZURÜCK AUF 1993

HELMUT KAWOHL

Der Umbau der Stadt ist 1993 ein gutes Stück vorangekommen. Die für einen erfolgreichen Strukturwandel so wichtigen Bausteine werden immer sichtbarer. Das Gelände für die Neue Mitte ist baureif, ab Anfang 1994 können hier die Neubauprojekte realisiert werden. Das Technologiezentrum Umweltschutz mit seinen hervorragenden Konferenzmöglichkeiten im ehemaligen Werksgasthaus ist fertiggestellt und auch die Betreibergesellschaft für das hochauflösende Fernsehen (HDTV) auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Osterfeld steht inzwischen. Der Boden ist also vorbereitet, die Zukunft Oberhausens kann beginnen – nicht zuletzt auch mit dem angekündigten Umbau des Unternehmens Stadtverwaltung.

Die meisten Schlagzeilen machte natürlich das Projekt Neue Mitte. Wie nötig Oberhausen und die von der wirtschaftlichen Rezession im Bereich von Kohle und Stahl betroffene Region Ruhrgebiet neue Initiativen und Arbeitsplätze brauchen, belegen Monat für Monat steigende Arbeitslosenzahlen.

Lassen wir das Jahr 1993 noch einmal Revue passieren.



Die „grünen Punkte“ gehören in den gelben Sack



Sorge um den Hoechst-Standort in Holten

JANUAR

Stadt beginnt mit Sammlung der „Gelben Säcke“ nach dem Dualen System · Stardirigent Justus Frantz gibt Konzert in der Luise-Albertz-Halle · Feuerwehr verfügt über staatlich anerkannte Lehranstalt für Rettungsassistenten · VfR 08 in Freundschaft 1 : 9 gegen MSV Duisburg · Kosten für Sozialhilfe steigen weiter · Spitzensportler auf Einladung von Hans Jansen zum Trainingscamp nach Teneriffa · Kleine Patienten aus Bosnien im Friedensdorf angekommen · Landschaftsverband will GHH-Hauptlagerhaus kaufen · „Rock gegen Rechts“ im Blue Moon · Schwangere Frau kommt bei Wohnungsbrand in Osterfeld ums Leben · „Chemie“-Unternehmer Tim Wiegand und Juwelier Günter Brand neue Träger des närrischen Eulennordens · „Friedensengel“ vom Altmarkt wird restauriert · Britischer Großkonzern P & O beteiligt sich mit 50 Prozent am Projekt Neue Mitte · Rückbau des Concordia-Förderturms löst Proteste aus · Stadt präsentiert bei Jahresempfang den „Medienstandort Oberhausen“ · Post präsentiert neue fünfstellige Leitzahlen für Oberhausen ·

FEBRUAR

Theaterintendant Weise inszeniert Shakespeares „Othello“ · 6000 bei Lichterkette gegen Haß und Gewalt · Arbeitslosenquote steigt auf 12,5 vH · Bauleitpläne beschlossen: Rat gibt grünes Licht für die Neue Mitte · Mann starb nach Sprung in den Rhein-Herne-Kanal · Europäischer Kongreß für Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz in der Luise-Albertz-Halle · Evangelisches Krankenhaus wird weiter renoviert · RWO hat 3 Mio. DM Schulden abgebaut · 240-Mio.-DM-Auftrag für die Deutsche Babcock AG in China · Stadt präsentiert Modell der ÖPNV-Trasse zur Neuen Mitte · Start für Bau des Recycling-Zentrums Oberhausen neben der Müllverbrennungsanlage · 130.000 Narren feiern mit Glühwein und in gelben Säcken · Architektur vom Feinsten im umgebauten Werksgasthaus an der Essener Straße · Sorge um Standort Holten: Protest im Werk der Ruhrchemie · Kamin des alten Zementwerks auf Neue Mittengelände gesprengt · Kanutin Nadine Opgen-Rhein und Kunstturner Roland Weidenbach „Sportler des Jahres '92“ ·



*In ehemaligen Klassenräumen
wirken jetzt Künstler*



*Und wieder fällt ein
Schornstein für die Neue Mitte*



*Es ist geschafft: RWO
kickt wieder in der Oberliga*

MÄRZ

Gastronom Paul Wischermann stellt Pläne für 20 Mio. DM-teuren Hotelurm hinter dem „Ruhrländ“ vor · Kommunalpolitiker Hans Jansen stirbt im Alter von 73 Jahren · Stadt trennt sich von Stadthalen-Geschäftsführer Wolfgang Roessler · Stadt stellt Künstlern Klassenräume der ehemaligen Havensteinschule als Ateliers zur Verfügung · Gutachter: Hirsch-Projekt für Sterkrade eine Nummer zu groß – Stadt will mit Investor andere Nutzung des Geländes erörtern · Musikschule soll in ehemaligen Starterhof an der Mülheimer Straße umziehen · Babcock: 600 Arbeitsplätze am Standort Oberhausen gefährdet · Neue Mitte-Investoren übergeben im Rathaus ersten Bauantrag · Essener Bernd Schusky wird neuer Polizeipräsident · Berliner Platz heißt künftig „Willy-Brandt-Platz“, Sterkrader Straße „Konrad-Adenauer-Allee“ · Stadt verspricht Sofortprogramm zur Sanierung der Schulen · Kammermusiker aus OB gehen auf Japan-Tournee · Italienischer Ministahl-Erzeuger Beltrame am Standort OB derzeit nicht interessiert ·

APRIL

Oberhausen präsentiert sich mit Essen und Mülheim auf Wirtschaftsforum in Japan · Neuer Spielpark für Kinder im Revierpark Vonderort · Rentner vor Fernseher zu Tode gestochen · Friedensdorf holt wieder 34 schwerverletzte Kinder aus Afghanistan · Geheime Abstimmung im Rat mit 32 : 22 Stimmen: Gasometer soll im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park (IBA) als Ausstellungsstätte und Aussichtsturm erhalten werden · „Konfrontation der Kulturen“ das Thema der 39. Internationalen Kurzfilmtage · Heftige Gewitter legen Telefonleitungen lahm · Mit 4,05 Promille Autounfall gebaut · 12jähriger Osterfelder Sebastian Kroehnert Star im Ruhrgebiets-Jugendfilm „Die Lok“ · MAN GHH sieht Erdgas als Fundament für die Zukunft · 100 Jahre St. Sebastianus-Schützen · Medienstar Arnold Schwarzenegger will in der Neuen Mitte Restaurant eröffnen · OTHC beschließt Verlegung der Tennisanlage vom Kaisergarten in die Neue Mitte · Künstlerisch gestaltete Ortschilder werben an den Eingangs-toren der Stadt ·

MAI

Sitzballer des Behindertensports Oberhausen verteidigen Deutschen Meistertitel · Britische Investoren präsentieren Großmodell der Neuen Mitte · Im Stadtsäckel 16 Mio. DM weniger Gewerbesteuer-Einnahmen befürchtet · Umfrage des Amtes für Statistik und Wahlen: 88 Prozent der Bürger befürworten die Neue Mitte · Oberhausens Spielplätze nicht durch Schadstoffe belastet · MAN GHH baut 173 Stellen über Sozialplan ab · Gastronom Heiner Dehorn übernimmt Geschäftsführung der Stadthalle · 30. Ruhrolympiade für Nachwuchssportler in Oberhausen eröffnet · Nach 3 : 2-Sieg über Amateure von Borussia Mönchengladbach ist Rot-Weiß Oberhausen wieder in der Fußball-Oberliga · Handball-„Löwen“ von HC Rot-Weiß kehren in die Verbandsliga zurück · Polizei: Radfahrer immer disziplinloser · 23jährige überlebt Kugelblitz-„Treffer“ · 18.000 bei Oldie-Festival im Stadion Niederrhein · Bürger nach Verzehr von Hackfleisch an Salmonellen erkrankt · Gegengiftdepot der Feuerwehr half schon 400 Menschen ·



*Nach den Morden in Solingen:
Türken blockieren die Autobahn*



*Glück im Unglück: Beim
Zugunfall wurde niemand verletzt*



*Die Meuthen-Villa wird schon
bald die Kurzfilmtage beherbergen*

JUNI

Nach Mordanschlag auf türkische Mitbürger in Solingen besetzen Landsleute BAB-Kreuz A 516/A 42 · Mit Abbruch Grobblechwalzwerk verschwindet letzte Halle auf ehemaligem Thyssen-Gelände · Sterkrader Fronleichnamskirmes erstmals am Mittwochabend eröffnet · Soziokulturelles Zentrum des Initiativkreises Altenberg feiert nach jahrelanger Abstinenz „Auferstehung“ · NRW-Wirtschaftsminister Einert eröffnet Technologiezentrum Umweltschutz · Polizeipräsident Karl-Heinz Meier-Gerdingh nach 23jähriger Tätigkeit verabschiedet · Otto-Pankok-Retrospektive im Schloß · Beltrame baut keine gemeinsame Stabstahlstraße mit Thyssen · Grundsteinlegung für 30 Mio. DM-teures Bürogebäude von Babcock an der Duisburger Straße · 20-Zentner-Bombe in Holten mit der Zange entschärft · Junge Mütter demonstrieren gegen Schließung der Abteilung „Gynäkologie und Geburtshilfe“ im St.-Elisabeth-Krankenhaus · Regierungspräsident gibt „grünes Licht“ für die Neue Mitte · Rück baut neue Möbelstadt in Schwerin ·

JULI

Taucher barg toten Mann aus Emscher · Experten stellen Dach für die Marktstraße vor · Busse rollen durch neuen Terminal am Hauptbahnhof · MAN GHH baut neuen Hochofen in Duisburg-Schwelgern · Nachtwache gegen Ausländerfeindlichkeit · 90 Jahre Grundschule Vennepoth · 6000 Polizeibeamte demonstrieren auf dem Altmarkt für bessere Arbeitsbedingungen · Düsseldorfer Architekt Prof. Parade gewinnt Wettbewerb für ÖPNV-Haltestelle in der Neuen Mitte · Private Alteneinrichtung „Haus Isabell“ in Dellwig eingeweiht · Stadt präsentiert neue Betreiber-gesellschaft für das hochzeilenauflösende Fernsehen in Osterfeld · Dauerregen: Besucher-Ebbe in Freibädern · Liricher Müllverbrennungsanlage investiert 125 Mio. DM in den Umweltschutz · Zugunglück hält Sterkrade vier Tage in Atem: Zwei Kesselwaggons mit Propylen durch menschliches Versagen entgleist · Kundenrückgang: Post will fünf Filialen in Oberhausen schließen · Bürgerverein will an Liricher Schleuse Sportboot-Hafen bauen ·

AUGUST

Autobahn A 3 bleibt Dauer-Baustelle · Meuthen-Villa wird für 1,4 Mio. DM renoviert · Frauenkabarett „Missfits“ begeistert 1000 Zuschauer im Altenberger Park · Lokalradio „Antenne Ruhr“ erneut ohne Chefredakteur · Korrekte Arbeit bei Neuer Mitte: Untersuchungsausschuß entlastet Finanzminister Heinz Schleußer · Stadt und Hilfsorganisationen einigen sich über Sanitätseinsätze · St.-Josef-Hospital produziert Röntgenbilder in dreidimensionaler Technik · Baugenehmigungen für Neue Mitte erteilt · Prof. Dr. Rainer Wirtz neuer Leiter des Rheinischen Industriemuseums · Zwei junge Menschen sterben bei Feuer im Party-Keller · Erster Rammschlag für die Neue Mitte läutet Baubeginn ein · Hauptbahnhof soll für 14 Mio. DM modernisiert werden · Bagger fällt bei Arbeiten in die Emscher · „Sommernachts-traum“ zog Tausende in den Kaisergarten · OTHC jubelt über Einzug in Aufstiegsrunde zur Tennis-Bundesliga, verpaßt aber erneut das Ziel · Kunstturner des KTT stoßen in Istanbul in die internationale Spitze vor ·



OB van den Mond eröffnet die Tiefgarage unter dem Neumarkt



Das Schattentheater fand im Ebertbad viele neue Freunde



Begeisterte Artistik aus dem Reich der Mitte

SEPTEMBER

Düsseldorfer Architekten gewinnen Ideenwettbewerb für Gewerbepark im Lipperfeld · Tiefgarage unter dem Sterkrader Neumarkt eingeweiht · OB-Firma Carat baute Elbe-Einkaufszentrum bei Magdeburg · Osterfelder Stadtfest begeistert 100.000 · Hoechst will 300 Stellen im Werk Ruhrchemie abbauen · Oberhausen präsentiert sich beim großen Fest der Internationalen Bauausstellung Emscher Park in Dortmund · Neue Großdisco in ehemaliger Turbinenhalle an der Mülheimer Straße · Europäisches Jahr der Senioren: Ausstellung „Wohnen im Alter“ und großes Tanzfest · Polizei meldet 3. Drogentoten in diesem Jahr · Stadt plant Jugendaustausch mit türkischer Stadt · Anlieger beantragt Normenkontrollverfahren gegen Bebauungsplan Neue Mitte · Autobahnbrücke an der Weißensteinstraße abgerissen · Verwaltung erläutert Konzept zur Wiedereinführung der Straßenbahn · Neuer City-Express verbindet Oberhausen und Bottrop · Stadt stürzt in Finanzkrise · Oft über 20.000 DM Schulden: Jedem 4. Bürger droht Armut

OKTOBER

Zukunft der St. Antony-Hütte offen · Oberhausen-Kolleg feiert 40jähriges Bestehen · Internationales Schattentheater-Festival im Ebertbad · Zwei Menschen sterben bei schwerem Verkehrsunfall auf der A 42 · City Fest: 500 Fahnenbilder verwandeln Marktstraße in eine Galerie · IG Bau-Steine-Erde demonstriert gegen Streichung des Schlechtwetter-Geldes · Sporthalle Heinrich-Böll-Gesamtschule wird Teilzeitinternat „Judo“ · Walter Paßgang neuer Präsident des Eulendorfs „Närrische Weisheit“ · CDU Oberhausen nominiert Ulrich Wimmer als Kandidaten für die Bundestagswahl 1994 · Angst vor HIV-verseuchtem Spenderblut in der Oberhausener Bevölkerung · 200 Aussteller auf der 1. Groß-Ausstellung Oberhausen im Lipperfeld 140 Jahre Chorgemeinschaft OB-Alstaden · Gerd Leppes löst Kurt Löwenthal an der Spitze des Einzelhandelsverbandes ab · Petersburger Domchor in der Propsteikirche St. Pankratius · Oberstadtdirektor Drescher plant für 1995 ein „Rathaus ohne Ämter“ · Internationales Kinderfilmfestival auch im „Casablanca“

NOVEMBER

40 Jahre Rotary-Club Oberhausen: Hilmar Hoffmann spricht beim Festakt · Stadt will 1994 Gebühren senken · Circus Siemoneit-Barum gastiert an der Kapellenstraße · Mitglieder der SPD entscheiden erstmals in Urabstimmung über Besetzung von Spitzenämtern · Pekingener Ensemble „Die Mauer“ zeigt atemberaubende Artistik · Loch im Stadtsäckel wird immer größer · St. Martin zieht wieder durch die Gemeinden · Digitale Hinweistafeln am Hauptbahnhof kündigen künftig die Busse an · Stadt will gemeinsam mit Investor Hirsch neue Lösung für Sterkrader Innenstadt erarbeiten · Stadt will 1994 Gebühren senken · CDU für die Wiedereinführung der Straßenbahn · Schulpartnerschaften zwischen Oberhausen und Saporoshje/Ukraine vereinbart · Aufbereitungsgebäude und -bunker der Schachtanlage Osterfeld gesprengt · Lothar May löst Günther Dellenbusch an der Spitze des Deutschen Roten Kreuzes ab · „Heinrich II.“ (Heiligers) als neuer Stadtprinz gekürt · Rat beschließt Bau einer 4. Gesamtschule in Buschhausen

S-AKZENTE IN UNSEREM LEBENSRAUM

Die Zeichen, die sie gesetzt hat, sind in unserer Stadt ebenso sichtbar wie spürbar, ohne sie wären die Auswirkungen der Jugendarbeitslosigkeit noch härter, wäre das Stadtbild um manches Kunstwerk ärmer. Seit zehn Jahren setzt die Bürgerstiftung der Stadtparkasse Oberhausen Akzente im öffentlichen Leben und Lebensraum. Ihre Geschichte begann am 9. November 1983 mit einem entsprechenden Beschluß des Verwaltungsrates der Stadtparkasse. Damals schon erreichte die Arbeitslosigkeit gerade bei jungen Leuten bittere Höchstquoten, während die Mittel der öffentlichen Hand zu einer wirkungsvollen Bekämpfung zunehmend geringer wurden, es, auch dies darf nicht verschwiegen werden, offenkundig bisweilen auch am ernsthaften Willen und an griffigen Konzepten mangelte. Schon fünf Tage später, am 14. November 1983, erteilte der Innenminister des Landes Nordrhein-Westfalen seine Genehmigung für die rechtsfähige

Stiftung des öffentlichen Rechts. Ein Stiftungskapital in Höhe von einer Mio. Mark wurde eingebracht, um den Zwecken der Stiftung zur Verfügung zu stehen: Eben der Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit, darüber hinaus der Förderung des Wohlfahrtswesens sowie der Bildung, Kultur und des Heimatgedankens in unserer Stadt. Allein bis Ende 1992 wurden für diese Zwecke mehr als fünfeinhalb Mio. Mark ausgegeben, Ende 1993 dürfte die Sechs-Mio.-Grenze überschritten werden, eine Summe, die sich zusammensetzt aus Erträgen aus dem Stiftungskapital und zusätzlichen Spenden der Stifterin.

Natürlich mußten es, bedingt durch die Sozialstruktur einer Stadt, die in einem Vierteljahrhundert gewiß mehr als 40 000 Arbeitsplätze verloren hat und eigentlich nie im Überfluß schwimmen konnte, vor allem soziale Aufgaben sein, deren Unterstützung Vorrang bei der Bürgerstiftung eingeräumt wurden. Da wurden die freien Träger

wie etwa die Johanniter-Unfallhilfe oder der Malteser-Hilfsdienst bedacht. Für den Transport kranker oder pflegebedürftiger Menschen wurden bestens ausgerüstete und da eben auch teure Fahrzeuge finanziert.

Eines der sichtbarsten Zeichen, das die Bürgerstiftung der Stadtparkasse setzen half, steht an der Osterfelder Siepenstraße. Dort bezogen Ende 1991/Anfang 1992 die ersten Seniorinnen und Senioren ein neues Pflegeheim am Louise-Schroeder-Heim, dessen moderne Er- und Einrichtung nicht zuletzt durch 1,5 Mio. DM aus dem Fonds der Bürgerstiftung möglich geworden waren, die zu den Eigenmitteln der Stadt Oberhausen beigesteuert wurden. 138 Pflegeplätze in sechs Wohnbereichen stehen seither für erhöht pflegebedürftige, schwer pflegebedürftige und gerontologisch zu pflegende Menschen zur Verfügung. Natürlich verspritzten ergonomisch perfekt eingerichtete Duschen kein Serum gegen Einsamkeit. Und so war es auch ein bewegender Moment, als die gerade im Sozial- und Kulturbereich engagierte frühere Kommunalpolitikerin Elfriede Pusch, soeben selbst in den Neubau eingezogen, bei der Vorstellung der Räume den Osterfelder Bezirksvorsteher Guntenbrink mahnte: „Guntram, was mir aufgefallen ist, hier gibt es viel Heimweh unter den älteren Menschen. Ihr dürft die nicht ausgrenzen.“ Gleichwohl steht die Einrichtung als Beleg, daß sich die Bürgerstiftung gerade auch den älteren Menschen in unserer Stadt verpflichtet weiß.

Nicht nur Pflegeplätze für Senioren oder Computerklassen für junge Menschen aber prägen die Lebensqualität einer Stadt. Ein Spaziergang durch das „schräge O.“ ist



auch ein Spaziergang über einen kulturellen Nährboden, aus dem die Bürgerstiftung Kunstvolles wachsen ließ. Kaum ein Einkaufsbummel, bei dem man nicht an einem der vielen Brunnen vorbeikommt, wenn vor jedem mit Mitteln der Bürgerstiftung errichteten ein Lindenbaum stehen würde, müßte die Lindenstraße möglicherweise von Köln nach Oberhausen umziehen. Wasserfontänen schießen gen Himmel, ob am Revierpark Vondert, in Alstaden oder in Osterfeld, die Brunnlein fließen.

Zwei Exponate im hohen Norden unserer Stadt fallen besonders auf. Entworfen vom in Schmachtendorf gebürtigen Bildhauer Otto We-

Brunnenanlage in Oberhausen-Sterkrade. – Brunnenanlage auf dem Holtener Marktplatz.

sendonk konnte bereits 1990 auf dem Holtener Marktplatz in Kooperation mit dem Holtener Werk Ruhrchemie der Hoechst AG eine wunderbare Brunnen-Plastik übergeben werden. Und ein Jahr später erhielt die Bürgerstiftung Unterstützung von 257 Schmachtendorfer Bürgerinnen und Bürgern, um auf dem Marktplatz erneut eine Plastik installieren zu können, die zeigt, wie genial der heute im oberbayerischen Waakirchen arbeitende, künstlerische Sohn unserer Stadt riesigen abstrakten Formen ganz intime menschliche Züge verleiht.

Auch in Sterkrade steht gleichsam als Entree in die Fußgängerzone ein von der Bürgerstiftung finanziertes Meisterwerk, das mit der hinterwitzen Handschrift des Oberhausener Künstlers Heinrich Kasan in die Geschichte unserer Stadt entführt. Ähnlich einer Drehbühne im Theater hat Kasan bronzene Szenenbilder geschaffen. Kumpel unter Tage

stehen für die Vergänglichkeit industrieller Ursprünge ebenso wie ein Holzkohlenmeiler. Eine Lokomotive und ein Hochofen symbolisieren letzte Spuren der Großindustrie unserer Stadt, in der Stahlindustrie und Maschinenbau einst gemeinsam mit den Fördertürmen und Kokereien die Landschaft prägten. Und Kasan wäre nicht Kasan, hätte er nicht eine vieldeutige künstlerische Metapher zwischen Vergangenheit und Zukunft gepflanzt. Ein Rabe hält das „schräge O.“ im Schnabel, ein Rabe ausgerechnet, der von Tod und Unglück kündigt, aber auch, und das wollen wir Kasan unterstellen, von Zukunft. Daß er, ein Geschichtchen am Rande, einst auf einer Flasche thronte, der der Künstler nachträglich gewissermaßen den Hals umdrehte, als in Sterkrade gewichtige Stimmen des Protestes laut wurden, zeugt letztlich davon, wie sehr die Menschen in unserer Stadt auch von den kunstvollen Elementen der Bürgerstiftung bewegt werden.

Da machen Tiergehege und Blindengarten im Kaisergarten ebenso wenig eine Ausnahme wie das Germania-Denkmal auf dem Westfriedhof, eine Plastik in Sterkrade oder die mobilen Bühnen, die aus dem Veranstaltungsleben unserer Stadt nicht mehr wegzudenken sind, die von Stadtfest zu Stadtfest ständig auf Tournee sind und zum Hit der Kultur- und Freizeitaktivitäten avancierten. Und gerade in der weihnachtlichen Zeit tönt es aus dem Sterkrader „Stadtmitte-Haus“, daß dank der Bürgerstiftung der Stadtparkasse Oberhausen die Glocken dort süßer nie klangen als heuer, weil einige von den bisher investierten sechs Millionen Mark auch hier der Erneuerung dienten und damit den Menschen unserer Stadt.



Mit dem gleichen rasanten Tempo, mit dem seinerzeit die industrielle Entwicklung mit Kohle und Stahl im Ruhrgebiet in Oberhausen ihren Anfang nahm, vollzieht die junge Stadt heute den Wechsel zum modernen Dienstleistungsstandort von morgen.

Diesen neuen Schwung dokumentiert das Jahrbuch „Oberhausen '94“ – der inzwischen 11. Band dieser Reihe. Journalisten aus Oberhausen sind wieder vielen interessanten Spuren nachgegangen, die in die Zukunft der Stadt weisen, aber auch in die Geschichte zurückführen.



Plitt Druck- und Verlag, Oberhausen